Deutsches Lesebuch

für

mehrklassige Bürger- und Volks-Schulen

von

Rudolf Dietlein, und **Woldemar Dietlein,**
erstem Lehrer zu Wartenburg a. E. — Schulinspector zu Hildesheim.

Mit vielen Abbildungen zur Förderung der Anschauung und Lernfreudigkeit.

A.

Unterstufe.

Wittenberg.
Verlag von R. Herrosé.
1873.

Vorwort.

Bei Herausgabe unsrer deutschen Fibel haben wir uns bereits des Näheren über Plan, Einrichtung und Ziel unsres deutschen Lesebuches ausgesprochen. Wir beschränken uns daher darauf, hier nur die wesentlichsten Punkte nochmals zu betonen.

Die Grundlage des Lesebuches, namentlich auf der Unterstufe, bildet der Sachunterricht, der daher auch lediglich für Plan, Anlage, Ausstattung und Einrichtung des Lesebuches maßgebend sein konnte.

Das Lesebuch bildet den Mittelpunkt, um welchen sich der Anschauungs-, Sprech-, Schreib-, Lese- und Sprachunterricht, sowie auch die Sing- und Zeichenübungen ganz naturgemäß und in harmonischer Verbindung gruppieren.

Vor allem kam es uns bei der Auswahl der Lesestücke darauf an, nur solche Unterrichtsstoffe herbeizuschaffen und den Schülern zu bieten, welche geeignet sind, in methodisch geordneter Stufenfolge den Gesichtskreis der Schüler nach allen Richtungen hin gleichmäßig zu erweitern und so deren allseitige und harmonische Entwicklung und Ausbildung des Geistes zu fördern.

Insbesondere war unser Hauptaugenmerk auch darauf gerichtet, dem deutschen Lesebuche einen der heutigen, nun endlich geeinigten und freien Gestaltung unseres theuren Vaterlandes entsprechenden Character zu verleihen, sowie ihm einen der geistigen Entwickelung des deutschen Volkes gemäßen Prägstempel aufzu-

drücken. Alles Extreme, alles Partikularistische, alles Trennende, alles confessionell Zugespitzte und specifisch Ueberschwengliche, alles Unwahre und Unklare, kurz: alles der wahren Kindesnatur Widersprechende und Heterogene ist daher streng gemieden. Dagegen haben wir es allenthalben darauf abgesehen, echt religiöse Gesinnung, wahres christliches Wesen und Handeln, tiefes, sittliches Gefühl und feste, sittliche Grundsätze, innige und bewusste Liebe zum gemeinsamen Vaterlande wie zur speciellen Heimath und endlich ein klares Verständnis der Natur und aller realen Verhältnisse dem Geiste und Gemüthe der Schüler durch die gebotenen Lesestücke bei zweckentsprechender Behandlung nahe zu bringen und dauernd einzuflößen.

Wir haben daher alles aufgeboten, um das nach Form und Inhalt Beste aus der deutschen Jugendliteratur, sowie das für das zarte Kindesalter Passende aus unsern deutschen Classikern auszusuchen und auszuwählen. Möchten es geeignete Bau- und Grundsteine sein für eine ersprießliche Entwicklung und Ausbildung der deutschen Jugend!

Wartenburg und Hildesheim, Sommerferien 1872.

Die Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

1. Das walte Gott!

Das walte Gott, der helfen kann!
Mit Gott fang' ich die Arbeit an.
So Gott nicht hilft, so kann ich nichts;
Wo Gott nicht giebt, allda gebricht's.
Das walte Gott!

Simrock.

2. Morgengebet in der Schule.

Gelobet sei'st du Gott der Macht, gelobt sei deine Treue, daſs ich nach einer sanften Nacht mich dieses Tags erfreue. Laſs deinen Segen auf mir ruh'n, mich deine Wege wallen und lehre du mich selber thun nach deinem Wohlgefallen!

Chr. F. Gellert.

3. Die Schule.

Die Glocke tönt. Die Schulstunde schlägt. Wir Schüler kommen zur Schule und setzen uns still auf unsre Plätze. Der Lehrer tritt ein. Wir stehen auf und begrüßen ihn. Er dankt uns freundlich. Wir falten unsre Hände. Nun betet der Lehrer mit uns zum lieben Gott. Wir setzen uns hierauf nieder. Der Unterricht beginnt. Der Lehrer erzählt uns vom lieben Gott im Himmel, von unserm treuen Heiland und von frommen Männern und Frauen der heiligen Schrift. Er fragt uns. Wir antworten ihm. Er erzählt uns vor. Wir erzählen ihm nach. Er spricht uns ein Verschen vor. Wir sprechen es ihm nach und lernen es dabei. Auch bringt er Thiere, Pflanzen, Sachen oder Bilder davon mit zur Schule. Die läſst er uns genau besehen und betrachtet sie mit uns. Was wir dabei bemerken, das sprechen wir in Worten aus. Wir sprechen diese Sätze zusammen. Hierauf schreiben wir sie auf unsre Tafel nieder und endlich lesen wir sie wieder von derselben ab. Zum Schlusse singen wir immer ein hübsches Liedchen.

In der Schulstube ist es ganz anders, als daheim. Hier stehen viele, lange Tafeln mit Bänken daran und oben steht der Lehrertisch nebst einem Stuhle. An den Wänden hängen die Wandtafeln, die Landkarten u. a. Dinge. Am Katheder steht auch ein Rechengestell, an welchem wir zählen und rechnen lernen. Doch horch! Da schlugs. Wir packen unsre Bücher ein. Wir stehen auf. Wir danken Gott. Die Schule ist aus. Wir gehen ruhig und sittsam nach Haus.

D.

4. Was ist die Schule?

Die Schule ist ein Gotteshaus;
Dies lasst uns wohl bedenken!
In ihr muss Herz und Geist und Sinn
Sich stets zum Höchsten lenken.
Lasst nie uns diesen Ort entweih'n
Und wahre Kinder Gottes sein!

Hey.

5. Zehn Schulgebote.

1.

Geh', liebes Kind, zur Schule gern;
Bleib' ohne Noth davon nicht fern!

2.

Zur Schul' komm pünktlich, ganz und rein;
Lass unterwegs das Lärmen sein!

3.

Tritt ein zur Schul' mit Grußeswort,
Setz' still dich hin auf deinen Ort!

4.

Beim Unterricht gieb stets wohl acht,
Antworte laut und mit Bedacht!

5.

Stets sollst du deinen Lehrer ehren,
Ihn lieben, treulich auf ihn hören!

6.

Mach' deinem Lehrer nie Verdruss,
Damit er dich nicht strafen muss.

7.

Zu zanken, lärmen, plaudern, essen
Darfst in der Schul' dich nie vermessen.

8.

„Fromm, fleißig, aufmerksam zu sein",
Das sei dein Schulziel, Groß und Klein!

9.

Und wenn die Schule nun ist aus,
Geh' still und sittsam dann nach Haus!

10.

Daheim mach' deine Schularbeit
Mit Fleiß und Treu zu jeder Zeit!

Nach Verschiedenen. R. D.

6. Zwei Schulreime.

I.

In die Schule geh'n die Buben,
Die Soldaten zieh'n ins Feld;
Sorg' ein jeder, dass er werde
Seiner Zeit ein wackrer Held.

II.

Lieber Knab', musst alles treiben,
Was dir nur der Lehrer heißt:
Beten, singen, lesen, schreiben,
Das macht fröhlich Herz und Geist,
Macht aus einem Knaben dann
Einen festen, frommen Mann.

Güll.

7. Das wackre Kind.

Ein wackres Kind vom Schlaf erwacht, sobald das Feuer im Ofen kracht, fährt aus dem Bett und wäscht sich frisch und stellt sich munter an den Tisch, spricht sein Gebet, schlägt auf das Buch und lernt noch einmal seinen Spruch. Das macht schon einen heitern Muth, das Frühstück schmeckt noch 'mal so gut. Nun ist es für die Schul' bereit und gehet fort zur rechten Zeit, steht auf der Straß' nicht da und dort, trollt lustig seine Wege fort. Es tobt und lärmet nicht unnütz, beim Gruße zieht es seine Mütz', und sitzt dann in der Schule drin mit stillem Fleiß und stillem Sinn und lernt gar leicht und merkt gar viel, es ist ihm alles nur ein Spiel.

Güll.

8. Zur Schule.

Schlägt es morgens halber Acht, spring' ich auf von meinem Stuhle. Alles wird zurecht gemacht, was ich brauch' in meiner Schule. Von dem Nagel kommt die Kappe, umgehängt wird schnell die Mappe, eingesäckelt Buch und Schrift, Tafel, Federbüchs und Stift. Nicht vergess ich aber auch, was ich sonst noch alles brauch'. Nummer eins: zwei frische Augen, die zum Schau'n und Merken taugen; Nummer zwei: zwei feine Ohren, dass mir nichts kann gehn verloren. Nummer drei: ein lauter Mund, der da spricht aus Herzensgrund, aber auch nichts eher sagt, bis der Lehrer hat gefragt. Und was noch das Beste heißt: munteres Herz und munt'rer Geist. — Nun ihr Leut' ich will schon heut' lernen, dass es eine Freud', dass es eine Lust soll sein, bis der Abend bricht herein, dass ich auch, wenn ich bin brav, spielen kann und ruhig schlaf.

Güll.

9. In der Schule.

Gerne geh' ich in die Schule, sitze still auf meinem Stuhle, bet' und sing' und les' und schreib', dass ich nicht so tappig bleib'. Ist

nachher die Schule aus, spring' ich seelvergnügt nach Haus. Und da wartet schon die Mutter mit dem Brote und der Butter; und die sagt: weil ich so lern', hat sie mich nochmal so gern, und der Vater auch dazu, wenn ich wacker folgen thu'! Güll.

10. Kind und Kuckuk.

„Mag heute nicht in die Schule hinein, kann hier draußen viel lustiger sein; muss da still sitzen und stumm, hier spring' ich munter im Grase herum!" So spricht das trollige Büblein dort, will eben die Bücher werfen fort. Da ruft der Kuckuk vom Baume ihm zu: „Thu' das nicht, mein lieber Knabe du! Ich wollte einst auch nicht fleißig sein, nun muss ich immer dasselbe schrei'n. Geh' gern in die Schule, dann wirst du klug, kannst nachher springen und spielen genug!"

Feige.

11. Kind und Feder.

„Feder, das ist gar nicht schön von dir, dass du so ungeschickt bist bei mir; schreibst mit der Schwester so schön und geschwind, bei mir es nur Hühnertrappen sind. Komm, Feder, gieb dir rechte Müh', dass ich auch so schön schreiben kann, als sie!"

Die Feder sagte nicht ein Wort, machte still ihre Striche fort; das Kind auch führte sie ganz sacht bei jedem Buchstab'n mit Bedacht. Bald standen alle die Zeilen da, dass jeder dran seine Freude sah. Hey.

12. Von einem Knaben ein Gedicht, der immer sprach: „Das kann ich nicht!"

Es war einmal ein kleiner Mann, den ich dir jetzt nicht nennen kann. Das war ein Knabe frisch und stark, mit rundem Arm und festem Mark. Der konnte ohne große Noth bezwingen stets sein Butterbrot. Der konnte tüchtig springen, laufen und brauchte nie sich zu verschnaufen. Der konnte seinen Kreisel treiben, im Ballspiel musst' er Meister bleiben. Kein andrer so die Kunst verstand, zu schlagen keck das Tonnenband. Und wenn's zum Mittagsessen ging, so war er ganz besonders flink. Zum Schreiben aber und zum Lesen, dazu ist er nicht flink gewesen. Zur Schule ließ er sehr sich treiben, möcht' lieber noch im Garten bleiben. Da stöhnt er dann im Buche sehr, und alles schien ihm gar zu schwer. Und gleich sprach unser kleiner Wicht: „Das kann ich nicht! Das kann ich nicht!" Einstmals der Vater kam nach Haus, sah recht vergnügt und freundlich aus, und unter seinem Arm er trug ein Päcklein, wie es schien, ein Buch. Er sprach zum Knäblein: „Nun gieb acht, ich hab' dir etwas mitgebracht; ein Buch ist's von besonderm Werth, es macht dich klug und hochgelehrt. Willst du des Lesens Müh' nicht scheu'n, so will ich dich damit erfreu'n." Doch als er hört: „Ein Buch, ein Buch," da hat das Knäblein schon genug. Mit weinerlichem Ton es spricht: „Papa, das kann ich aber nicht!" „Kannst du es nicht, dann lass es sein; ich will dich ja nicht zwingen; nein; ich dachte nur, dir

sei das Lesen in diesem Buch nicht schwer gewesen.“ Als er ihm nun das Päckchen wies, was war's? Ein Honigkuchen süß, so groß, ich hab' ihn ausgemessen, drei Tage konnt' er daran essen. Nun ging durch eigne Schuld verloren die süße Kost dem kleinen Thoren. Da schämte sich der kleine Mann und fasste sich ein Herz fortan und sprach mit grämlichem Gesicht fortan nicht mehr: „Das kann ich nicht!“ Nein, an die Bücher er sich macht so kühn, als ging es in die Schlacht. Und wirklich ist es ihm gelungen, er hat sich nach und nach bezwungen. Nun ward er sich so recht bewusst: „Mit Freudigkeit und rechter Lust an schwerer Arbeit sich versuchen, das schmeckt so süß wie Honigkuchen.“

Kreibohm.

13. Der faule Hans.

Es ist einmal ein Knabe gewesen, der hat Hans geheißen, er war ein fauler Junge, der nichts lernen wollte. Er lief lieber über die Straße, als zur Schule, saß lieber am Brotschrank, als auf der Schulbank, las lieber Aepfel und Birnen, als die schönen Geschichten im Lesebuch. Als er groß wurde, hatte er nichts gelernt, und niemand konnte ihn brauchen. Da wollte er ein Schäfer werden, weil er dann seine faulen Beine recht weit in das Gras strecken könnte. Da er aber auf die Herde nicht acht gab, so hat ihm sein Herr fortgejagt. Nun musste er Bettelbrot essen, denn arbeiten wollte er nicht. Weil er aber ein großer, stämmiger Bursche war, so zog man ihm den Soldatenrock an, und nun gings: „Rechts um! Links um! Vorwärts marsch!“ Ach wie sauer wurde das dem faulen Hans; aber die Lection war gut für ihn, denn er lernte Hände und Füße gebrauchen. Es ist aber doch nie etwas Rechtes aus ihm geworden. Er blieb ein armer Tropf sein Lebelang; denn das Sprichwort behält recht:

„Jung gewohnt, alt gethan!“

14. Räthsel.

Es schwimmt ein rothes Blümchen
Auf einem weißen See.
Willst drin du die schwarzen Fischlein sprechen,
So musst du das rothe Blümlein brechen.

Schleiermacher.

15. Daheim.

Wenn die Schule aus ist, gehen wir wieder nach Haus. Daheim ist's doch am schönsten auf der ganzen Welt. Da schaltet und waltet mein guter Vater. Da schaffet und ordnet meine liebe Mutter. Da wohnen und weilen meine Geschwister und ich auch. Da kenne ich jeden Ort, da kenne ich jeden Tritt und Schritt. Hier sind wir alle beisammen, Vater, Mutter und Kinder, die ganze Familie. Hier wohnen wir, hier essen und trinken und spielen wir. Hier arbeiten und beten wir. Hier schlafen wir auch alle des Nachts.

Wenn der Morgen anbricht, stehen wir auf von unserm nächtlichen Lager und sprechen unser Morgengebet. Dann werden wir angezogen und gewaschen und essen vergnügt unser Morgenbrot. Hierauf gehts fröhlich zur Schule. Des Mittags wird der Tisch gedeckt, wir setzen uns alle rings um den Tisch, beten das Tischgebet und lassen's uns alle recht wohl schmecken. Nachdem wir unsere Arbeiten gemacht, dann kommt die schöne Frei- und Spielzeit. Nun gehts hinaus auf den Hof, oder in den Garten, oder auf die Straße, zuweilen auch hinaus in Feld und Wald.



Doch die Sonne sinkt, der Abend lockt uns wieder heim. Wie traulich ist's doch daheim in unserm Zimmer. Dämmerstunde ist's! Der Vater sitzt auf dem Sopha und ruht von des Tages Arbeit aus. Die Mutter strickt, mein Bruder schreibt, die Schwester spinnt und die Großmutter erzählt uns Kindern schöne Geschichten und Märchen. Nun bringt die Magd Licht, der Tisch wird gedeckt, wir essen zu Abend und endlich gehen wir zu Bett. D.

16. Abendgebet.

Müde bin ich, geh' zur Ruh,
Schließ' die beiden Aeuglein zu.
Vater, laß die Augen dein
Ueber meinem Bettchen sein!

Hab' ich unrecht heut gethan,
Sieh' es lieber Gott nicht an!
Vater hab' mit mir Geduld
Und vergieb mir meine Schuld!

Alle, die mir sind verwandt,
Gott lass ruhn in deiner Hand!
Alle Menschen groß und klein
Sollen dir befohlen sein.

Louise Hensel.

17. Das Vaterhaus.

Wo's Dörflein dort zu Ende geht, wo's Mühlenrad am Bach sich dreht, da steht im duft'gen Blüthenstrauß ein Hüttlein klein: mein Vaterhaus.

Da schlagen mir zwei Herzen drin, voll Liebe und voll treuem Sinn, mein Vater und die Mutter mein, das sind die Herzen fromm und rein.

Darin noch meine Wiege steht, darin lernt ich mein erst Gebet; darin fand Spiel und Lust stets Raum, darin träumt ich den ersten Traum.

D'rum tausch' ich für das schönste Schloss, wär's felsenfest und riesengroß, mein liebes Hüttlein doch nicht aus, denn's giebt ja nur **ein** Vaterhaus. Fr. Wiedemann.

18. Das Glück guter Eltern.

O, wie freu' ich mich der Gabe, dass ich gute Eltern habe, die für mich vom Morgen bis zum Abend sorgen; die mich kleiden und ernähren, mich das Böse meiden lehren, mich in allen Pflichten liebreich unterrichten!

O, ich will sie wieder lieben, nie mit Vorsatz sie betrüben, will mich stets bestreben, tugendhaft zu leben!

19. Warum liebst du deine Mutter so sehr?

„Kindlein, o sprich! Warum liebst du dein Mütterlein doch so inniglich?" Und das Kindlein spricht: „„Das weißt Du nicht? — Weil's mich hegt und pflegt, auf den Armen mich trägt, wacht, wenn ich bin krank, giebt mir Speis' und Trank, giebt mir Kleider und Schuh, und viele Küsse dazu, und ist mir so gut, wie's kein anderer thut; drum lieb' ich's so sehr, kann gar nicht sagen, wie sehr, wie sehr!"" Reinick.

20. Mutter und Kind.

Kind: Bitte sag' mir, liebe Mutter,
Was ich wissen möcht' so gern:

Warum seh' ich doch mein Bildnis
Stets in deinem Augenstern?

Mutter: Augen sind der Seele Fenster,
Sind des Leibes schönste Zier;
Weil ich nun im Herz dich trage,
Schaust du aus der Seele mir.

Th. Bittkow.

21. Scherz und Ernst.

Die Mutter drückt ihrem kleinen Kindlein einen Gulden in die Hand und spricht dabei:

Da, hast einen Gulden!
Nun zahl' deine Schulden,
Dem Schneider
Die Kleider,
Dem Schuster die Schuh,
Dem Bäcken
Die Wecken,
Der Mutter die Ruh. —

Der Mutter die Ruh?
Der Mutter die Sorgen?
Die musst du dazu
Dein Lebtag borgen,
Die bleibst du ihr schuldig
In aller Zeit,
Die bleibst du ihr schuldig
In Ewigkeit.

Güll.

22. Die Mutter am Bett ihres kranken Kindes.

„Krankes Kind, armes Kind! Dauerst mich von Herzen! Wie so groß, sag' mir blos, sind doch deine Schmerzen! Komm, lass nur den Muth nicht sinken, musst die bittre Arznei trinken, wirst dann bald gesund. — Englein kommt und steigt hernieder, helft, dass mein Kind balde wieder werd' frisch und gesund!" R. D.

23. Wenn du noch eine Mutter hast.

Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden, nicht allen auf dem Erdenrund ist dieses hohe Glück beschieden. Wenn du noch eine Mutter hast, so sollst du sie mit Liebe pflegen, dass sie dereinst ihr müdes Haupt in Frieden kann zur Ruhe legen.

Sie hat vom ersten Tage an für dich gelebt mit bangen Sorgen, sie brachte abends dich zu Ruh' und weckte küssend dich am Morgen. Und warst du krank, sie pflegte dein, den sie mit tiefem Schmerz geboren, und gaben alle dich schon auf, die Mutter gab dich nicht verloren.

Sie lehrte dir den frommen Spruch, sie lehrte dir zuerst das Reden; sie faltete die Hände dein und lehrte dich zum Vater beten. Sie lenkte deinen Kindessinn, sie wachte über deine Jugend, der Mutter danke es allein, wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

Und hast du keine Mutter mehr und kannst du sie nicht mehr beglücken; so kannst du doch ihr frühes Grab mit frischen Blumenkränzen schmücken. Ein Muttergrab, ein heilig Grab, für dich die ewig heil'ge Stelle! o, wende dich an diesen Ort, wenn dich umtos't des Lebens Welle! Alb. Träger.

24. Kindesdank.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäft an, und ließ sich mit ihm in ein Ge-

spräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, dass der Acker nicht sein Eigenthum sei, sondern dass er als Tagelöhner täglich um 15 Kr. arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit 15 Kr. auszureichen, und noch so frohen Muthes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwillichrock erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muss ein Drittheil davon genügen; mit einem Drittheile zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Drittheil lege ich auf Capitalien an." Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, dass sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden." Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes und sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Hebel.

25. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!

Eine arme Bauernwittwe hatte ihren Sohn mit Spinnen ernährt und ihm, da er auf der Schule war, die Speisen über Feld zugetragen. Dieser Sohn kam in der Welt sehr hoch hinauf und gab einst ein großes Gastmahl. Als die Gäste sich im Vorzimmer versammelten, wurden sie zweier Dinge gewahr, über welche sie sich sehr verwunderten. Unter einem prächtigen Spiegel hing ein ganz geringer Knotenstock. Sodann stand ganz oben an der Tafel ein alter Stuhl mit hoher Lehne und neuem Ueberzuge. Man fragte den Herrn des Hauses, was das bedeute? Er antwortete: „Ich hatte nichts, denn diesen Stab, als ich aus meiner Mutter Hause ging. Der Stuhl aber ist meiner lieben Mutter Spinnstuhl gewesen, an welchem sie so viel gearbeitet hat, dass ich auf der Schule leben konnte." — Als nun die Gäste alle beisammen waren, bat er dieselben, dass er noch einen fehlenden Gast holen dürfte. Sieh, da kommt er schon zurück, und an seinem Arme führt er ein gekrümmtes, altes Mütterchen in Bauerntracht und setzt es auf den Spinnstuhl obenan. — Es war seine Mutter, die er also ehrte.

?

26. Geschwisterliebe.

Bruder: Sieh, Schwesterchen, den schönen Apfel hier! O, komm und iss' ihn doch mit mir!

Schwester: Ja, Brüderchen! allein, was geb' ich dir dafür?

Bruder: Mir? Nichts! denn äß' ich ihn allein, so würd' er mich nicht sehr erfreu'n, und wär' er auch noch zehnmal größer. Theil' ich

ihn aber hübsch mit dir, dann, Schwester, o, dann schmecket mir die Hälfte wohl noch zehnmal besser. Nach Kellner.

27. Sei versöhnlich!

Wenn dir dein Bruder weh gethan, sei wieder gut und denk' nicht dran! Sprich freundlich: „Komm, 's ist nun vorbei" und tröst' ihn, dass er freundlich sei. Möller.

28. Die sieben Stäbe.

Ein Vater hatte sieben Söhne, die öfters mit einander uneins wurden. Über dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja einige böse Menschen hatten im Sinne, sich diese Uneinigkeit zu Nutze zu machen, um die Söhne nach dem Tode ihres Vaters um ihr Erbtheil zu bringen. Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages seine sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren, und sagte: „Demjenigen von euch, welcher diesen Bündel zerbricht, zahle ich hundert blanke Thaler baar." Einer nach dem andern strengte alle seine Kräfte an und jeder sagte nach langen, vergeblichen Bemühungen: „Es ist gar nicht möglich." — „Und doch" sagte der Vater, „ist nichts leichter, denn dies." Er löste den Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei," riefen die Söhne, „so ist's freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe!" — Der Vater aber sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne. So lange ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen und niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelöst, so geht es euch wie diesen Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen."

Das Haus, die Stadt, das ganze Land bestehet durch der Eintracht Band.
Chr. Schmid.

29. Räthsel.

Wer rathen kann, der rath's geschwind! Es ist wohl meiner Eltern Kind, doch ist es nicht der Bruder mein, auch nicht mein liebes Schwesterlein. Nun sag — in aller Welt — wer mag das sein?

30. Das Haus.

Dies ist unser Haus, in dem wir wohnen: unser Wohnhaus. In dem Hause sind die Zimmer oder Stuben, in denen wir uns des Tages über aufhalten. Im Zimmer befinden sich der Ofen, Tisch und Stühle, Sopha und Schränke, Spiegel und Kommoden und andere Möbel. An der Wand hängen schöne Bilder und auch die Uhr. Sie schlägt alle Stunden und lässt ihr einförmiges Ticktack Tag und Nacht ertönen. Aus der Stube gehts in die Kammer. In der Kammer schlafen wir. Da stehen die Betten, eine Wiege, ein Waschtisch und andere Sachen. Es ist unsere Schlafkammer. Neben der Stube liegt die Küche. In der



Küche wird gekocht und gebraten, gewaschen und gescheuert. In der Küche steht der Heerd, auf welchem das Feuer brennt und der Kochofen, in welchem der Braten schmort und die Bratwurst brodelt. Dann riechts gar gut und appetitlich. Hier befindet sich auch der Schüsselprunk mit all' den Schüsseln, Tellern, Löffeln, Messern, Gabeln und andern Sachen und der Küchenschrank mit Töpfen, Pfannen und allerhand Küchengeräth. Von der Küche aus führt eine Treppe hinunter in den Keller. Da ists dunkel und frisch und hier bewahrt man allerhand Speisen und Getränke auf. Aus der Küche kommt man durch eine andre Thür auf den Hausflur. Er ist mit Steinfließen gepflastert und hat zwei große, eichene Thüren, von denen die eine nach der Straße, die andere nach dem Hofe führt. Vom Hausflur aus führt die große, breite Treppe hinauf nach dem Boden. Hier wird die Wäsche getrocknet und das Getreide und andere Vorräthe aufbewahrt. Ganz oben unter dem Dache ist auch die Rumpelkammer, wo allerhand alter Hausrath angehäuft ist. Da krame ich gern herum.

D.

Ein jegliches Haus wird von jemand bereitet, der aber alles bereitet das ist Gott.

31. Nur ein Sandkorn.

Wir hatten heut' ein Haus gebaut
Von Sand.
Wir hatten freudig drauf geschaut
Und seiner Festigkeit vertraut;
Es stand.
Es löste sich ein Körnlein los,
Ganz klein;
Da rollt und bricht es Stoß auf Stoß
Und unser Haus so schön und groß
Stürzt ein.

Enslin.

32. Wo wohnt der liebe Gott?

Die ganze Schöpfung ist sein Haus. Doch wenn es ihm so wohl gefällt, so wählet in der weiten Welt er sich die engste Kammer aus. — Wie ist des Menschen Herz so klein! und doch auch da zieht Gott hinein. O, halt das deine fromm und rein, so wählt er's auch zur Wohnung sein und kommt mit seinen Himmelsfreuden und wird nie wieder von dir scheiden. Hey.

33. Noch drei Häuser.

(Räthsel.)

1. Ich weiß ein kleines weißes Haus, hat nichts von Fenstern, Thüren, Thoren; und will sein kleiner Wirth heraus, so muss er erst die Wand durchbohren.

2. Aus einem bunt bemalten Haus ein Thier mit Hörnern schaut heraus. Das nimmt bei jedem Schritt und Tritt sein Häuschen auf dem Rücken mit. Doch rührt man an die Hörner sein, zieht's langsam sich in's Haus hinein; was für ein Häuschen mag das sein?

3. Ein Haus, aus Blech und Glas gemacht, das braucht man in der finstern Nacht; am Tage hängt es an der Wand, und abends trägt man's in der Hand. Aus „Haupt und Scharlachs" Lesebuch.

34. Vom lieben Gott, dem Schöpfer.

Im Anfang war nichts da, als Gott. Da schuf Gott die Welt. Er sprach nur ein Wort, da stand sie da. Er sprach: „Es werde Licht!" Da ward Licht. Alle Dinge in der Welt sind d'rum von ihm. Die Sonne, der Mond, die Sterne, das Land, das Meer, der Berg, das Thal, Steine, Pflanzen und Thiere, Sommer und Winter, Tag und Nacht, alles, alles ist von Gott. Ohne ihn giebts kein Leben, kein Wesen, kein Ding. Er schuf auch mich und dich, und alle Menschen und alle Engel. Er ist unser Schöpfer. Er ist unser Herr. Er ist unser lieber Vater. Lasst uns ihm gehorsam sein!

Gott schuf dich, Kind,
D'rum folg' geschwind!

D.

35. Bringt unserm Schöpfer Ehre!

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere,
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht,
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

Gellert.

36. Sagt's den Kindern, wo Gott ist und was er thut.

Aus dem Himmel ferne,
Wo die Englein sind,
Schaut doch Gott so gerne
Her auf jedes Kind;
Höret seine Bitte
Treu bei Tag und Nacht,
Nimmt's bei jedem Schritte
Väterlich in acht.

Giebt mit Vaterhänden
Ihm sein täglich Brot,
Hilft an allen Enden
Ihm aus Angst und Noth.
Sagt's den Kindern allen,
Dass ein Vater ist,
Dem sie wohlgefallen,
Der sie nie vergisst.

Hey.

37. Der Wind und das Haus.

1. Die Kinder hatten lange draußen im Freien gespielt. Auf einmal kam der Wind daher gebraust und jagte das kleine Volk auseinander. Da lief ein Kind dahin, das andre dorthin. Jetzt saßen alle im Stübchen daheim bei Vater und Mutter und sahen durch die Fensterscheiben. Der Wind konnte aber nicht zur Thür und zu den Fenstern hinein, dafür hatten der Schlosser, Glaser und Zimmermann gesorgt.

2. Als der Wind merkte, dass er in den Stuben und Kammern die Tische und Stühle nicht umwerfen konnte, fuhr er hinauf auf das Dach, riss die Wetterfahne hin und her, polterte zwischen den Dachziegeln umher, sah durch das Dachfenster auf den Boden und fuhr dann im Schornstein auf und nieder. Wäre der Schornstein nicht so lang gewesen, so hätte der Wind die Küche besucht. Hier würde er viele Sachen zerbrochen haben: Schüsseln und Teller, Töpfe und Näpfe, Kannen und Tassen. In den Keller mochte der Wind nicht; denn als er zum Kellerloche hinein schaute, da sah es so finster drinnen aus. Was ist im Keller?

3. Es gefiel dem Winde auf dem Hofe. Da jagte er das Stroh in die Luft und fuhr durch das offne Thor in die Scheune hinein. Hier blies er durch das Gebälk und die Sparren im Dache und besuchte die Sperlinge in ihren Nestern.

4. Als der Wind in der Scheune war, wollte er auch in den Stall hinein. Aber in die Ställe konnte er nicht kommen. In dem einen Stalle standen die Pferde und fraßen Hafer und Heu aus hölzernen Krippen. In dem andern Stalle lagen auf frischem Strohe die Kühe. Nebenan befanden sich die fetten Schweine. Dann kam ein großer Stall voll schöner, weißer Schäfchen, die eben erst von der Weide gekommen waren. Alle diese Thiere haben sich um den Wind gar nicht bekümmert. Da ist nun der Wind wieder nach Hause geflogen.

Curtmann.

38. Räthsel.

1. Kennst du den Ort?

Ich bin am dunkelsten, wenn es am hellsten ist, am wärmsten, wenn es am kältesten ist, am kältesten, wenn es am wärmsten ist.

2. Wind und Wasser geben mir allein das Leben. Speise nehm' ich nie zu mir, Stoff zu Brot bereit ich dir.

3. Im Ofen ist sein Aufenthalt, verzehren kann's einen ganzen Wald. Mit Wasser macht man's mausetodt. Wen's fasst, der leidet Schmerz und Noth.

4. Vom Felde kommts in die Scheune,
Vom Flegel zwischen die Steine,
Aus dem Wasser kommt's in große Gluth,
Dem Hungrigen schmeckts allzeit gut.

39. Der süße Brei.*)

Es war einmal ein armes, frommes Mädchen, das lebte mit seiner Mutter allein, und sie hatten nichts mehr zu essen. Da ging das Kind hinaus in den Wald und da begegnete ihm eine alte Frau, die wusste seinen Jammer schon und schenkte ihm ein Töpfchen, zu dem sollte es sagen: „Töpfchen koche!" so kochte es guten, süßen Hirsenbrei, und wenn es sagte: „Töpfchen steh!" so hörte es wieder auf zu kochen. Das Mädchen brachte den Topf seiner Mutter heim und nun waren sie ihrer Armuth und ihres Hungers ledig und aßen süßen Brei, so oft sie wollten. Auf eine Zeit war das Mädchen ausgegangen, da sprach die Mutter: „Töpfchen koche!" da kocht es und sie isst sich satt. Nun aber will sie, dass das Töpfchen wieder aufhören soll, allein sie weiß das Wort nicht. Also kocht es fort und der Brei steigt über den Rand hinaus und kocht immer zu, die Küche und das ganze Haus und die Straße voll, als wollte es die ganze Welt satt machen, und ist die größte Noth und kein Mensch weiß sich da zu helfen. Endlich, wie nur noch ein einziges Haus übrig ist, da kommt das Kind heim und spricht nur: „Töpfchen steh!" Da steht es und hört auf zu kochen; und wer wieder in die Stadt wollte, der musste sich durchessen.

Grimm.

40. Verschiedene Suppe.

„Die Mittagssuppe ist doch gar zu mager, ich kann sie nicht essen", sagte die kleine Gertrud und legte den Löffel weg. „Nun wohl", sagte die Mutter, „ich will dir dafür eine bessere Abendsuppe vorsetzen." Die Mutter ging hierauf in den Garten, grub Kartoffeln aus, und Gertrud musste bis die Sonne unterging, die Kartoffeln auflesen und in Säcke sammeln. Nachdem beide nach Hause gekommen waren, brachte die Mutter endlich die Abendsuppe. Gertrud kostete sie und sagte: „Das ist freilich eine andre Suppe, die schmeckt besser." Sie aß das ganze Schüsselchen voll aus. Die Mutter aber lächelte und sprach: „Es war eben die Suppe, die du heute Mittag stehen ließest. Jetzt schmeckte sie dir aber besser, weil du den Nachmittag hindurch fleißig gearbeitet hast."

Hunger ist der beste Koch. ?

---

*) Zuvor Sprechübung über die menschliche Nahrung.

41. Das beste Getränk.

Der beste Wein für Kinder, der weiße ist's fürwahr, der aus der Silberquelle so lustig fließt und klar.

Er fließt durch grüne Auen, ihn trinken Hirsch und Reh, und Lerch' und Nachtigallen; er macht den Kopf nicht weh.

Und ist er gut für Kinder, der klare, weiße Wein — mich dünkt, er muſs nicht minder auch gut für Große sein. ?

42. Theure Eier.

Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs öd' im Wagen, und er ließ sich in einem gemeinen Wirthshaus, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren, drei gesottene Eier geben. Als er damit fertig war, forderte der Wirth dafür 300 Livres. Der Fürst fragte, ob denn die Eier hier so rar seien? Der Wirth lächelte und sagte: „Nein, die Eier nicht, aber die großen Herren, die so etwas dafür bezahlen können." Der Fürst lächelte auch, und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich das hörte, (es wurde ihm als ein Spaß erzählt,) nahm er's sehr übel, daſs ein Wirth in seinem Reich sich unterstand, solche unverschämte Überforderungen zu machen, und sagte dem Fürsten: „Wenn Sie auf Ihrer Rückreise wieder an dem Wirthshaus vorbeifahren, werden Sie sehen, daſs Gerechtigkeit in meinem Lande herrscht." Als der Fürst auf seiner Rückreise an dem Wirthshaus vorbeifuhr, sah er kein Schild mehr dran, aber die Thüren und Fenster waren zugemauert und — das war auch gut.

Hebel.

43. Unsre Kleidung.

Nur die Menschen allein bedürfen der Kleidung. Unsre Kleidungsstücke sind theils aus Leinwand, theils aus Tuch, theils aus Kattun und zuweilen selbst aus Seide gefertigt. Woraus wird Leinwand, Tuch, Kattun und Seide bereitet? Woher kommt der Flachs, die Wolle, die Baumwolle und die Seide? Die Schneider und Schneiderinnen fertigen die Kleider. Wie heißen eure Kleidungsstücke? Aber auch Hüte oder Mützen, Stiefeln und Schuhe, Strümpfe und Handschuhe gehören zur Kleidung. Woraus sind die Hüte bereitet? Stiefel und Schuh sind aus Leder gefertigt. Woraus auch noch? Woher kommt das Leder? Arme Kinder gehen im Sommer barfuß und im Winter tragen sie Holzschuhe, Pantoffeln genannt.

Die Kleider der Schüler müssen jederzeit ganz und rein sein. Darum gewöhnt euch hübsch ordentlich und reinlich zu sein.

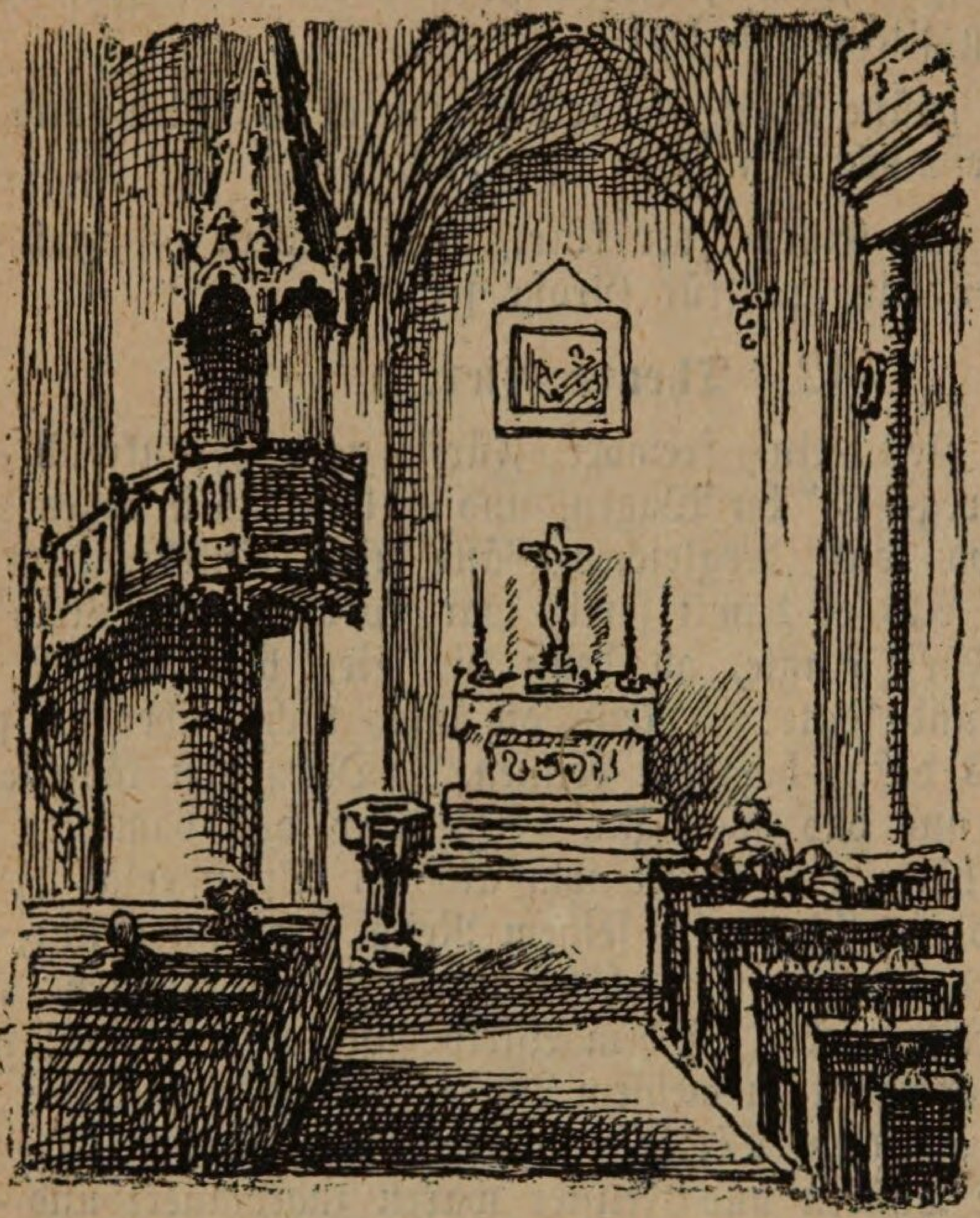
D.

44. Das Lied vom feinen Mädchen.

Ich bin ein feines Mädchen,
Kann drehen das Rädchen,
Kann stricken die Maschen
Und flicken die Taschen,
Kann nädeln und putzen,
Kann fädeln und stutzen,
Kann laufen und springen
Und tanzen und singen,
Kann braten und kochen
Das Fleisch und die Knochen.

Güll.

45. Im Gotteshause oder in der Kirche.



Am Sonntag Morgen läuteten, wie immer, die Glocken vom Thurme her. Die Leute kamen geputzt aus ihren Häusern, hatten die Gesangbücher in der Hand und gingen zur Kirche. Da sprach meine Mutter zu mir: „Komm, mein Kind, heute will ich dich zum ersten Male mit zur Kirche nehmen.“ O, wie erfreute mich das! Meine Mutter nahm mich an ihre Hand, wir gingen still über den Kirchhof und traten in die Kirche ein. Ach, wie war da alles so still und prächtig! Wie hoch wars da drinnen bis zur gewölbten Decke hinauf, die auf hohen, schlanken Pfeilern ruhete! Wie weit gings da hinter bis zum Altare! Auf dem Altar stand ein vergoldetes Kreuz, ein Crucifix, daran unser lieber Heiland hing, und rechts und links davon brannten auf hohen Leuchtern zwei große Wachskerzen. Meine Mutter sagte mir nachher, der Altar sei der Tisch des Herrn, der da besonders benutzt werde, wenn die großen Leute zum heiligen Abendmahl gehen.

Weiter vor erblickte man den Taufstein, an welchem die kleinen Kinder getauft werden. Meine Mutter sagte mir, als ich nur erst wenige Tage alt gewesen, sei auch ich hier getauft worden. An einer Säule in der Nähe des Taufsteins stand die Kanzel, von welcher herab der Pastor nachher predigte. Noch immer kamen Leute zur Kirche. Sie beteten still und setzten sich auf ihre Plätze, denn die Kirche war voll hoher und großer Bänke, die alle schön weiß angestrichen waren. Da auf einmal erbrauste hinter uns die Orgel mit mächtigem Klange und in feierlichen Weisen, und als sie nun auf einen Augenblick verstummte, da fing der Cantor an zu singen: „Allein Gott in der Höh sein Ehr!“ Die ganzen Leute in der Kirche stimmten in den Gesang ein. Als der

Gesang beendet, betete der Prediger am Altare und die Singeknaben sangen dazwischen vom Orgelchore herab. Nochmals sangen alle Leute zusammen ein schönes Lied und nun predigte der Pastor auf der Kanzel. Ich habe freilich nicht alles verstanden, was er predigte. Meine Mutter aber hörte andächtig auf jedes Wort, das er sprach, und erzählte nachher, als wir nach Hause kamen, dem Vater alles, was der Prediger gesagt hatte. Als nun endlich die Predigt vorüber war, beteten alle das heilige Vaterunser und die Kirche war aus. Wir alle gingen still nach Haus. D.

46. Verlangen nach der Kirche.

Ich bin noch klein und kann noch nicht mit in die Kirche gehen, und muss mit traurigem Gesicht hier hinter'm Fenster stehen. Die andern geh'n mit frohem Sinn so all' zusammen immerhin. Doch stille nur, die Zeit ist nah, bald werd' ich groß wie meine Brüder; dann bin ich auch mit ihnen da und singe mit die schönen Lieder, und höre recht und merk' und lern' von Jesus Christ und Gott dem Herrn. Hey.

47. Der Sonntag.

Der schönste Tag in der Woche, das ist ja doch der Sonntag, der Tag des Herrn! Wie hell und freundlich scheint da nicht die liebe Sonne, selbst wenn sie dann und wann hinter Wolken sich versteckte! Wie ist da alles so still und feierlich! Wie rein gefegt ist's vor der Thür und auf den Straßen! Und drinnen erst im Hause und in den Stuben, da ist alles blank gescheuert und schön aufgeputzt. Auch wir Kinder ziehen unsre schönsten Kleider an und können den ganzen Tag spielen, denn am Sonntag ist keine Schule. Doch horch! jetzt läuten alle Glocken vom Thurme herab. Sie rufen die Leute zur Kirche. Sieh, wie sie nun alle festlich geschmückt so still zum Hause Gottes wallen! Wenn ich erst größer bin, gehe ich auch mit in die Kirche.

Wie des Sonntags alles rein
Ist gefegt in Stub' und Haus,
Also sei's im Herzen dein,
Liebes Kind, jahrein, jahraus!

D.

48. Was der Herr am Sonntag spricht.

Gott im Himmel hat gesprochen: Sieben Tage sind in der Wochen, sechs davon will ich euch geben, schaffet da, was noth zum Leben, doch der Sonntag bleibe mein, da will ich euch unterweisen: mir zu dienen, mich zu preisen, gut und fromm vor mir zu sein. Liebes Kind, vergiss es nicht, was der Herr vom Sonntag spricht. Hey.

49. Gott der Erhalter.

So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht 1. Mos. 8. 22.

Alle Jahre kehrt, wie heuer, der Frühling wieder und kommt keinen Tag zu spät oder früh; dann folgt der Sommer, nach welchem der Herbst kommt, und

der kalte Winter macht den Beschluss. Und also ist's schon seit Erschaffung der Welt. Denn wie die Sonne heut' Morgen aufging, so ging sie auch vor Jahrtausenden auf; wie die Sterne und der Mond gestern Abend erglänzten, so leuchteten sie auch schon auf Adam und Eva herab, und wie die Schwalbe heut' ihr Nest baut, so baute sie es schon zu Abrahams Zeit. Wie die Lilie jetzt im Garten blüht, so prangte sie schon zu Salomo's Zeiten, und wie das Salz gegenwärtig unsre Speisen würzt und schmackhaft macht, so war dies schon der Fall zu des Heilands Zeiten. Und dies alles wirkt und macht Gott, unser Vater, der nicht blos der Schöpfer, sondern auch der Erhalter und Regierer aller Dinge ist. Er macht, dass sie bleiben wie sie sind, dass keines vergeht, dass alles besteht. D.

Was unser Gott erschaffen hat,
Das will er auch erhalten,
Darüber will er früh und spat
Mit seiner Gnade walten.
In seinem ganzen Königreich
Ist alles recht, ist alles gleich.
Gebt unserm Gott die Ehre! Joh. Jac. Schütz.

50. Wo wohnt der liebe Gott?

Hörst du der Glocken hellen Klang? Zur Kirche rufen sie dich hin. Wie ernst, wie freundlich ist's darin; wie lieb und traut und doch so bang! Wie singen sie mit frommer Lust! Wie beten sie aus tiefer Brust! Das macht, der Herr Gott wohnet da; drum kommen sie von fern und nah, hier vor sein Angesicht zu treten, zu fleh'n, zu danken, anzubeten. Hey.

51. Der Thurm.



Neulich nahm mich der Thürmer mit auf den Thurm und zeigte mir die großen Glocken, die des Sonntags die Leute zur Kirche rufen. Da hingen sie lautlos an starken, eisernen Bändern in den Glockenstühlen; ich aber glaubte, sie müssten jeden Augenblick ihren großen Mund aufthun und ihr Lied hinunter rufen zu den Leuten. Wir gingen noch eine Treppe höher an der Thurmuhr vorbei; die ließ sich aber nicht stören und rief uns laut ihr langsames „Tiktak“ zu. Wir kamen an ein Schallloch und guckten hinunter. Ach, wie weithin konnte man da sehen! Da er-

blickte man in der Ferne viele Dörfer, bunte Felder und grüne Wälder und den Fluß, der wie ein Silberband sich durch die Fluren wand. Ach, wie tief lagen da die Häuser unter mir! Die Leute auf der Straße kamen mir wie Zwerglein vor. Und doch war ich noch lange nicht auf der höchsten Stelle. Der Thürmer sagte mir, da oben könne man g'rade in den Himmel hinein sehen, so hoch wäre es. Nun, wenn ich erst größer bin, dann will ich hinauf steigen bis unter den großen vergoldeten Thurmknopf und sehen, ob der Thürmer wahr geredet.

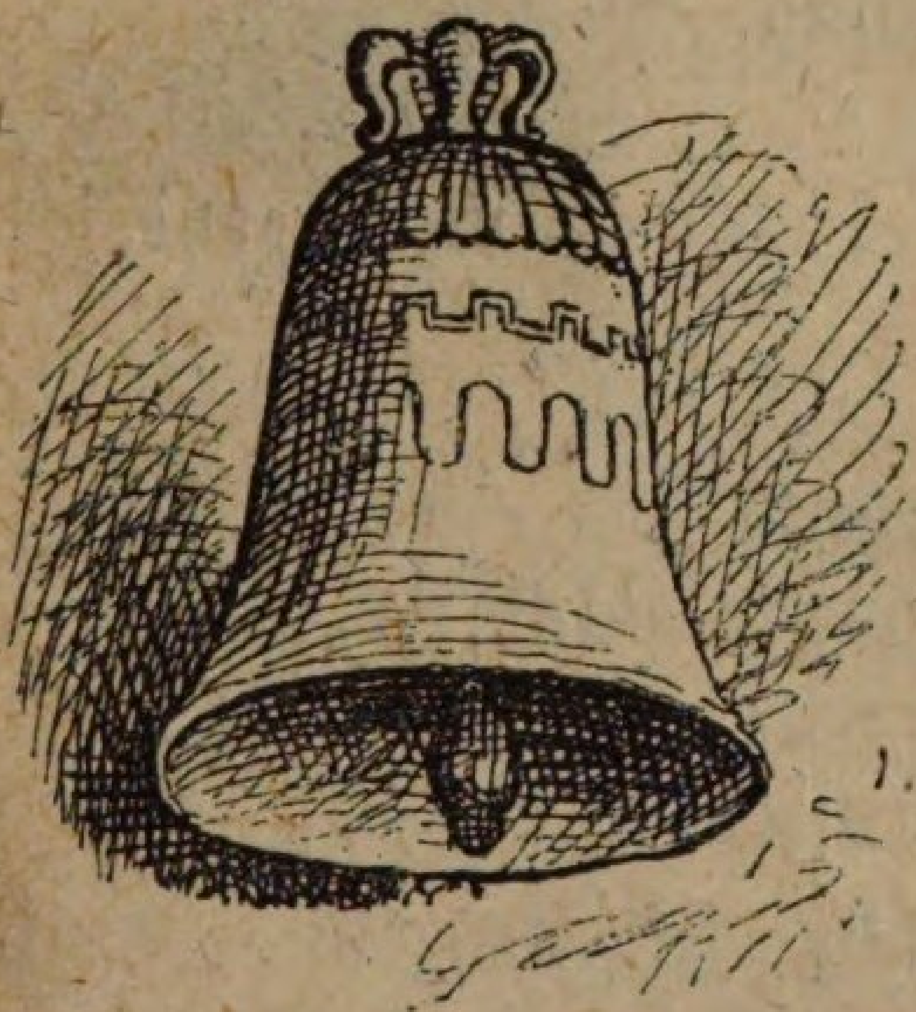
Nach Nacke.

52. Spruch von der Kirche und dem Thurme.

Umsonst hat der Maurer die Kirche nicht gebaut,
Die mit den Thürmen zum Himmel aufschaut;
Die sollen und wollen mit Orgel und Glocken
Zum lieben Herrgott die Kinder locken.
D'rum denkt, wenn von ferne die Glocken man läut't:
Jetzt ist zum Singen und Beten wohl Zeit.

Güll.

53. Glockenläuten.



Aus dem Dörflein da drüben vom Thurme herab, da läuten die Menschen den Tag zu Grab. Sie läuten und läuten, und ich und du, wir hören gar gerne dem Läuten zu.

Wenn sie läuten, da sollen wir immerdar fein, zum Singen und Beten gerüstet sein. Wir sagen der Glocke gar große Ehr', denn's Läuten ist immer bedeutungsschwer.

Wenn sie läuten am Sonntag, das klinget wohl schön. Da sollen wir stille zur Kirche geh'n, und sollen, versammelt am heiligen Ort, uns predigen lassen des Herren Wort.

Und zur Tauf' und zur Trauung, da läuten sie auch; das Läuten ist immer ein heiliger Brauch. Und wird uns die letzte Ehr' angethan, so fangen die Glocken zu läuten an.

Bet' eifrig! jetzt schlagen sie dreimal drei. Bald sind nun die Leute vom Läuten frei. So schlagen am Ende die Christenleut zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit.

F. W. Fink.

54. Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu nehmen.
Die Mutter sprach: Die Glocke tönt,
Und so ist's dir's befohlen,

Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.
Das Kind, es denkt: Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.
Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch' ein Schrecken! Hinterher
Die Glocke kommt gewackelt.
Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es läuft, es kommt als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.
Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.
Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Lässt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

v. Goethe.

55. Räthsel.

1. Ein Glöcklein ist mir wohlbekannt,
Im Lenz klingt's leis durch's ganze Land,
Aus Silber scheint es dir gegossen;
Doch ist es anderm Reich entsprossen.
Mit einem Klöppel ist's verseh'n,
Doch höret niemand sein Getön';
Auch ist's auf keinem Thurm gehangen,
Du siehst es nur im Grase prangen.

2. Ich wache Tag und Nacht, weil's meine Pflicht. Ich trag' oft schwere Fracht und murre nicht, und zieht man mich auch tüchtig auf und lässt mich ruhig laufen, geduldig stets ich weiter lauf, ohn' einmal auszuschnaufen. Und hängt man mich selbst an die Wand, so geh' ich rastlos noch, bis endlich ich, fehlt gleich die Hand, zu Zeiten schlage doch.

56. Gang zum Grabe.

„Ei sag' mir doch, lieb' Schwesterlein: Wo willst Du hingeh'n ganz allein?" „„Ich will hin zu dem Friedhof gehn und nach des Vaters Grabe sehn."" „Da geh' ich mit, bin gerne dort; gar schön ist's an dem stillen Ort!" Sie schreiten ernst und Hand in Hand hin

zu des Hügels Blumenrand. Die rothen Röslein festlich blühn, die frommen Kinder schweigend knien. In jedem Aug' ein Thränlein steht, in jedem Herzen ein Gebet. Die Thränen flossen still herab auf eines guten Vaters Grab. Und das Gebet? Es stieg hinauf, Gott nahm es wohlgefällig auf.

Enslin.

57. Der Kirchhof.



Ich bin gern auf dem Kirchhofe. Da ist es still und feierlich, und die Kirche mit dem hohen Glockenthurm schaut ernst auf die Gräber hernieder. Da ruhen die gestorbenen Menschen nebeneinander, alte und junge, reiche und arme, und die Blumen auf den Gräbern nicken im Winde, als wollten sie sagen: „Schlaft nur, ihr lieben Menschen da unten; es wird auch ein Tag kommen, an welchem ihr wieder aufwachet. Wir Blumen wissen das." Zwischen den Gräbern wandeln die Leute still und ernst umher, und manche weinen. Es ist ja auch sehr traurig, wenn jemand stirbt, den man so recht lieb hat. Dann kommen die schwarzen Männer, tragen den Todten in dem Sarge hinaus und senken ihn in die kalte Erde. Dort unter dem kleinen Hügel schläft mein Schwesterchen. Da will ich hin gehen und ein Kränzlein winden und das schwarze Kreuz damit schmücken.

C. Nacke.

58. Das Thränenkrüglein.

Es waren einmal eine Mutter und ein Kind, und die Mutter hatte das Kind, ihr einziges, lieb von ganzem Herzen und konnte ohne das Kind nicht leben und nicht sein. Aber da sandte der Herr eine große Krankheit, die wüthete unter den Kindern und erfasste auch jenes Kind, dass es auf sein Lager sank und zum Tode erkrankte. Drei Tage und drei Nächte wachte, weinte und betete die Mutter bei ihrem geliebten Kinde, aber es starb. Da erfasste die Mutter, die nun allein war auf der ganzen Gotteserde, ein gewaltiger, namenloser Schmerz, und sie aß nicht und trank nicht und weinte wieder drei Tage und drei

Nächte ohne Aufhören und rief nach ihrem Kinde. Wie sie nun so voll tiefen Leides in der dritten Nacht saß an der Stelle, wo ihr Kind gestorben war, thränenmüde und schmerzensmatt bis zur Ohnmacht, da ging leise die Thür auf, und die Mutter schrak zusammen, denn vor ihr stand ihr gestorbenes Kind. Das war ein seliges Englein geworden und lächelte, wie die Unschuld und schön, wie die Verklärung. Es trug aber in seinen Händlein ein Krüglein, das war schier übervoll. Und das Kind sprach: „O, lieb Mütterlein, weine nicht mehr um mich! Siehe, in diesem Krüglein sind deine Thränen, die du um mich vergossen hast; der Engel der Trauer hat sie in dieses Gefäß gesammelt. Wenn du nur noch eine Thräne um mich weinst, so wird das Krüglein überfließen, und ich werde dann keine Ruhe haben im Grabe und keine Seligkeit im Himmel. Darum, o lieb Mütterlein, weine nicht mehr um dein Kind, denn dein Kind ist aufgehoben, ist glücklich und Engel sind seine Gespielen. Damit verschwand das todte Kind, und die Mutter weinte hinfort keine Thräne mehr, um des Kindes Grabesruhe und Himmelsfrieden nicht zu stören.

Ludwig Bechstein.

59. Inschrift auf einem Kindergrabsteine.

Wenn junge Himmelserben
Schon hier als Knospe sterben,
So büßt man sie nicht ein.
Sie werden nur dort oben
Vom Vater aufgehoben,
Damit sie unverloren sei'n.

60. Gott ist die Liebe.

1. Wenn du, mein Kind, jetzt in der herrlichen Maienzeit hinaustrittst in Gottes schönen Paradiesgarten, sei's in den Wald oder in's Feld, sei's auf die Wiese oder in euer Gärtlein, so erblickst du uns're liebe Mutter Erde in ihrem schönsten Schmucke, in ihrem Hochzeitskleide. Ja, du kannst dich jetzt mit ihren Millionen Kostgängern und Gästen, den Thieren und Blumen und allem, was sie trägt, förmlich unterhalten, denn sie reden alle eine deutliche, klare Sprache. Da horch nur zu, was schon am frühen Morgen das Heer der befiederten Sänger spricht; sie singen's ja so laut: „O wie lieblich, gütig, gnädig, prächtig ist doch Gott, der Herr!" Oder lausche, wie dort im Grase leise und lind das Maienglöcklein läutet: „Gott ist die Liebe! Gott ist die Liebe!" Und siehe, wie all' die Bäume und Sträuchlein, die Blumen und Grashälmchen mit ihren Häupten neigend und nickend ihr Ja und Amen dazu flüstern.

2. Wenn nun unser Herr und Gott die Thiere und Pflanzen und alle seine Geschöpfe schon also liebet, wie viel mehr, mein Kind, liebt er nicht dich und mich und alle seine Menschenkinder! Er hat uns geschaffen und zum Herrn aller Geschöpfe auf Erden gesetzt, er hat uns lieblich geschmückt mit einem seelenvollen Antlitze und aufrechtem Gange und kunstfertiger Hand! Er hat alle Menschen untereinander verbunden durch das schöne und

herrliche Band der Sprache. Er hat unsern Geist mit Verstand und Vernunft, mit einem freien Willen und einem lohnenden und strafenden Gewissen gezieret. Er hat uns nach seinem Bilde erschaffen.

Und schenkt er, mein Kind, dir nicht jeden Morgen au'fs Neue Leben, Odem und Gesundheit? Giebt er nicht täglich dir Speise, Trank, Kleidung und Wohnung? Beschützen seine heiligen Engel nicht allnächtlich deinen Schlummer? Kannst du zählen all' das Liebe und Gute, das Gott an dir gethan? O nimmermehr, denn siehe, jeder Athemzug, den du thust, jedes Krümchen Brot oder Salz, das du genießest, jeder Schluck frischen Wassers, den du trinkst, ist eitel Gnade und Wohlthat von Gott.

3. Und Kind, o hör's und merk's! Als einst die Menschen in Unglauben und Misglauben, in Sünde und Laster tief versunken waren, so dass sie hätten alle unglückselig werden müssen, da sandte Gott aus herzlichem Erbarmen seinen Sohn, unsern lieben Heiland, Jesus Christus, in die Welt, dass er die Menschen erlösen und aufs Neue wieder zu Gottes Kindern machen sollte. Auch dich, mein Kind, hat Gott vor vielen Tausenden zu einem Christenkinde erkoren und schon früh durch die Taufe aufgenommen in das Reich seines lieben Sohnes, der unser aller Heiland ist. Darum lasset uns ihn recht innig lieben, lasst uns eintreten in seine Fußtapfen und seinem erhabenen Beispiele nachfolgen!

Für alle diese Liebe und Gnade aber preiset und lobet den Herrn mit den Worten des frommen Liederdichters: O.

O dass ich tausend Zungen hätte
Und einen tausendfachen Mund,
So stimmt ich damit um die Wette
Aus allertiefstem Herzensgrund
Ein Loblied nach dem andern an
Von dem, was Gott an mir gethan.

Joh. Mentzer.

61. Dorf und Stadt.

1. Als der Herr den Adam geschaffen hatte, sprach er: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei. Ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.“ Und so ist's noch heute. Es ist nicht gut, dass die Menschen allein sind, darum leben sie gern zusammen in Haus und Familie und darum wohnen sie auch am liebsten in Dörfern, Flecken und Städten bei einander. Zwar wohnen auch einzelne Familien ganz allein, wie der Förster und Köhler draußen im einsamen Wald und der Landmann in seiner Meierei oder seinem Weiler mitten im weiten Felde, oder wie einzelne reiche Leute oder Familien in ihrem prächtigen Schlosse oder in ihrer reizenden Villa in der Nähe großer Städte. Doch das alles sind nur Ausnahmen von der Regel. Die allermeisten Menschen wohnen in Dörfern und Städten. Und wie schön und lieblich sind nicht unsre deutschen Dörfer! Sieh, da schaut aus einem Kranz von Bäumen und lieblichem Grün die Kirche mit ihrem Thürmlein hervor. Rings um dieselben liegen meist unregelmäßig die Wohnhäuser der Landleute nebst ihren langen Scheuern und Ställen, deren Dächer häufig noch mit Stroh gedeckt sind. In den Scheuern lagert das Getreide und das Heu; hier wird gedroschen. In den Ställen wohnen die Hausthiere der Menschen: die Pferde, die Kühe, die Schafe, die Schweine, die Ziegen und die Kaninchen, die Gänse, die Enten und die Tauben; aber oft auch Ratten und Mäuse. Und um das trauliche Heim des Dorf-

bewohners herum zieht sich der Obst=, Gras= und Gemüsegarten, während ein kleines Ziergärtlein vor dem Hause liegt. Die Straßen sind gerade oder krumm, wie's eben gepasst hat, und nicht gepflastert, wie in der Stadt. Die Hauptbeschäftigung der Dorfbewohner ist immer Ackerbau und Viehzucht, auch Fischerei und Jagd. Doch fehlt's auch nicht an Handwerkern. Einen Zimmermann und Maurer, einen Schmied und Stellmacher, einen Schuhmacher und Schneider, einen Müller, Böttcher und Weber findet man fast in jedem Dorfe. Ja, nicht selten ragt über die Häuser des Dorfes ein stattliches Schloss empor, in welchem der Rittergutsbesitzer wohnt, oder hohe Dampfschornsteine deuten an, dass hier Zuckerfabriken die Rüben des Feldes in Zucker verwandeln, oder Brennereien aus Kartoffeln Branntwein bereiten, oder Ziegeleien die Bausteine aus Lehm zum Häuserbau für Stadt und Land brennen.

In den Straßen des Dorfes ist's still. Nur wenn vom Frühjahr an bis zum Herbst der Hirt mit seinem Horn die Heerden zusammen ruft und die Schafe oder Rinder oder Schweine durch die Gassen treiben, dann giebts Leben und Lärmen. Abends aber ist alles still und dunkel in den Gassen, wenn nicht grade der Mond sein bleiches Licht über das Dörflein ausgießt.

2. Wesentlich anders ist's hingegen in der Stadt. Da liegt sie mit ihren hohen Thürmen, um welche ein größeres oder kleineres Häusermeer gelagert und gebaut ist. Die Dächer sind alle mit Ziegeln oder Schiefer= oder Zinkplatten gedeckt. Die großen, schmucken Häuser stehen dicht beisammen und bilden lange, grade Straßen, die mit Steinen gepflastert sind. Mitten in der Stadt ist der Marktplatz, auf welchem sich der Marktbrunnen befindet und an dessen Seiten außer anderen prächtigen Häusern das Rathhaus stehen, in welchem letztern der Bürgermeister, die Stadträthe und die Stadtverordneten das Wohl der Stadt berathen.

Die Bewohner der Städte sind Handwerker und Gewerbtreibende, Künstler und Kaufleute, Beamte und Gelehrte. Hier befindet sich das Gerichtsamt, in welchem die Richter des Landes Recht sprechen, oft auch das Landrathsamt, dem der Landrath des Kreises vorsteht. In der Stadt wohnt auch der Doctor oder Arzt und der Apotheker, der den Kranken die Arznei bereitet. In den Städten wohnen auch in Friedenszeiten die Soldaten. Jedes Regiment hat seine bestimmten Städte, in welchen es liegt, wie z. B. die rothen Garde=Husaren in Potsdam und die Gardekürassiere in Berlin.

Die Straßen der Stadt sind immer belebt von Menschen, Fuhrwerken, Kutschen und Reitern, besonders an den Markttagen und den Jahrmärkten und zumal in den Städten, in welchen sich Bahnhöfe der Eisenbahnen befinden. Durch die Straßen der Stadt marschieren die Soldaten mit ihren Trommlern und Pfeifern, rasseln die Rollwagen nach dem Bahnhofe und abends sind dieselben, wie auch die großen freien Plätze, gar durch viele hunderte von Laternen erleuchtet.

So Dorf, als Stadt wohl Gutes hat;
Wo du auch bist, du lieber Christ,

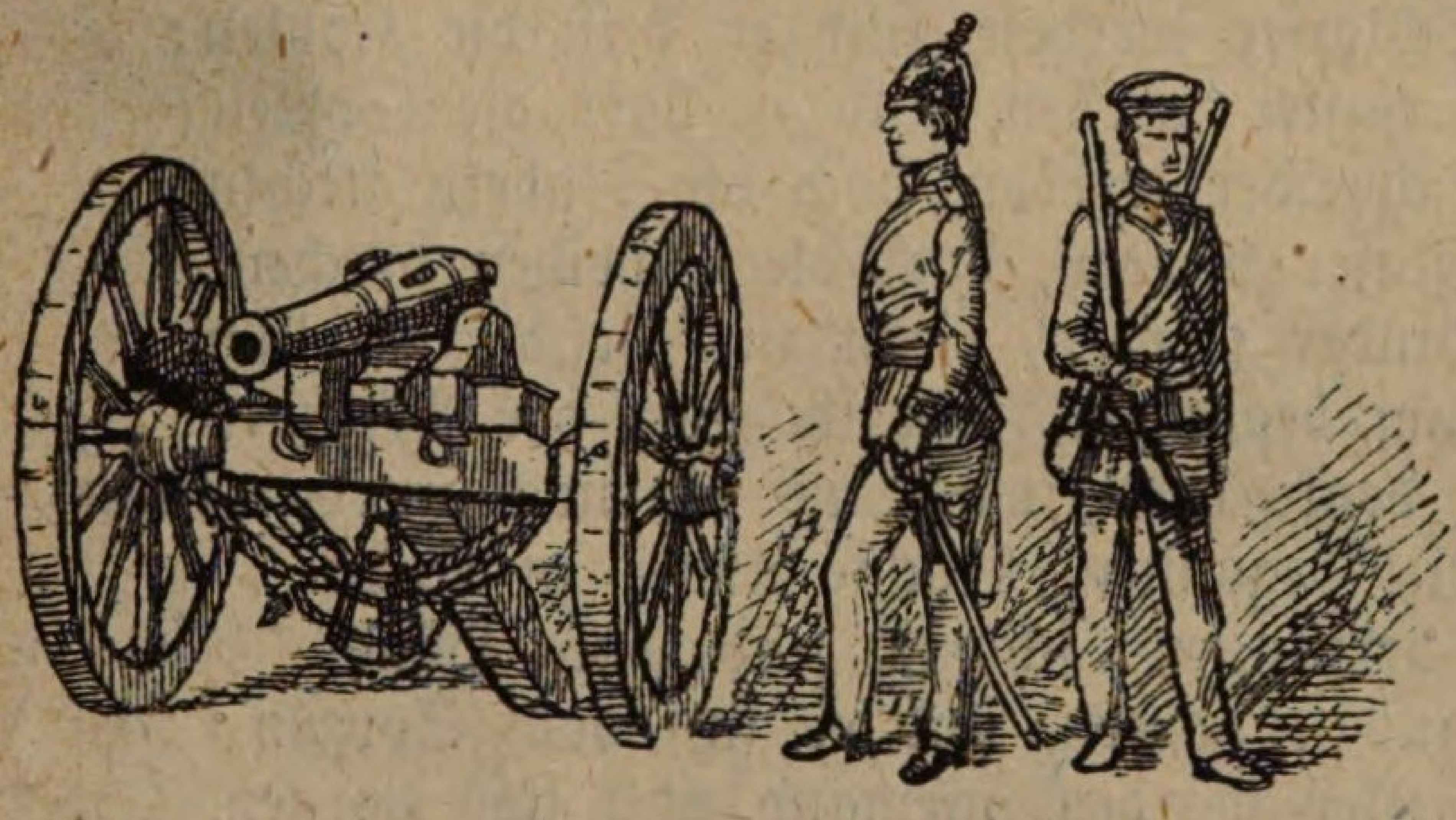
Behüt't dich Gott in Freud und Noth.
D'rum dien' dem Herrn, so treu als gern
Mit Wort und That in Dorf und Stadt.

R. D.

62. Die Soldaten.



Wenn ihr Knaben erst groß und stark seid und euch der Bart unter der Nase anfängt zu wachsen, dann müsst ihr Soldat werden. Jeder gesunde Deutsche muss seinem Vaterlande als Soldat dienen. Die Soldaten sind die Vertheidiger des Vaterlands. Als im Jahre 1870 die Franzosen unsre Grenzen bedrohten, da zog Kaiser Wilhelm mit allen deutschen Soldaten nach Frankreich und besiegte die Franzosen in gar mancher blut'gen Schlacht. Damit nun aber die Soldaten in Zeiten der Gefahr tüchtig kämpfen können, darum müssen sie in Friedenszeiten tüchtig exerzieren, marschieren, reiten, fahren, schießen und fechten. Es giebt verschiedene Waffengattungen der Soldaten. Einige tragen Flinten und marschieren zu Fuß. Das sind die Infanteristen. And're reiten auf Pferden und haben Säbel und Pistolen. Das sind die Kavalleristen.



Noch andere fahren die schweren Kanonen, das sind die Artilleristen. Die Letzten endlich, im Kriege aber die vordersten, bahnen den Truppen die Wege durch Feld und Wald und bauen ihnen Brücken über die Flüsse und Ströme. Das sind die Pioniere. Alle Soldaten tragen Uniformen, die ihnen gar prächtig kleiden und jedes Regiment hat seine Nummer und besondere Farben und Abzeichen. Die Knaben sehen gern den Übungen der Soldaten zu und spielen daher auch mit besonderem Vergnügen „Soldat.“

D.

63. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,

Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen;
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat sie weggerissen;
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
„Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben,
Mein guter Kamerad!"

Uhland.

64. Die traurige Geschichte vom dummen Hänschen.

Hänschen will ein Tischler werden, ist zu schwer der Hobel;
Schornsteinfeger will er werden, doch das ist nicht nobel;
Hänschen will ein Bergmann werden, mag sich doch nicht bücken;
Hänschen will ein Müller werden, doch die Säcke drücken;
Nun will er ein Weber werden, doch das Garn zerreißt er;
Immer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister.
Hänschen, Hänschen, denke dran, was aus dir noch werden kann! —
Hänschen will ein Schlosser werden, sind zu heiß die Kohlen;
Hänschen will ein Schuster werden, sind zu hart die Sohlen;
Hänschen will ein Schneider werden, doch die Nadeln stechen;
Hänschen will ein Glaser werden, doch die Scheiben brechen;
Hänschen will Buchbinder werden, riecht zu sehr der Kleister;
Immer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister.
Hänschen, Hänschen, denke dran, was aus dir noch werden kann! —
Hänschen hat noch viel begonnen, brachte nichts zu Ende;
Drüber ist die Zeit verronnen; schwach sind seine Hände.
Hänschen ist nun Hans geworden, und er sitzt voll Sorgen,
Hänschen ist nun Bettler worden, niemand will ihm borgen.
Warum war ich nicht, ich Dummer, in der Jugend fleißig?
Was ich immer auch beginne, dummer Hans nun heiß' ich.
Ach, nun glaub' ich selbst daran, dass aus mir nichts werden kann.

Rudolph Löwenstein.

65. Räthsel.

Es giebt vier Brüder in der Welt,
Die haben sich zusammen gesellt.
Der erste läuft und wird nicht matt,
Der andre frisst und wird nicht satt,
Der dritte trinkt und wird nicht voll,
Der vierte singt und klingt nicht wohl.

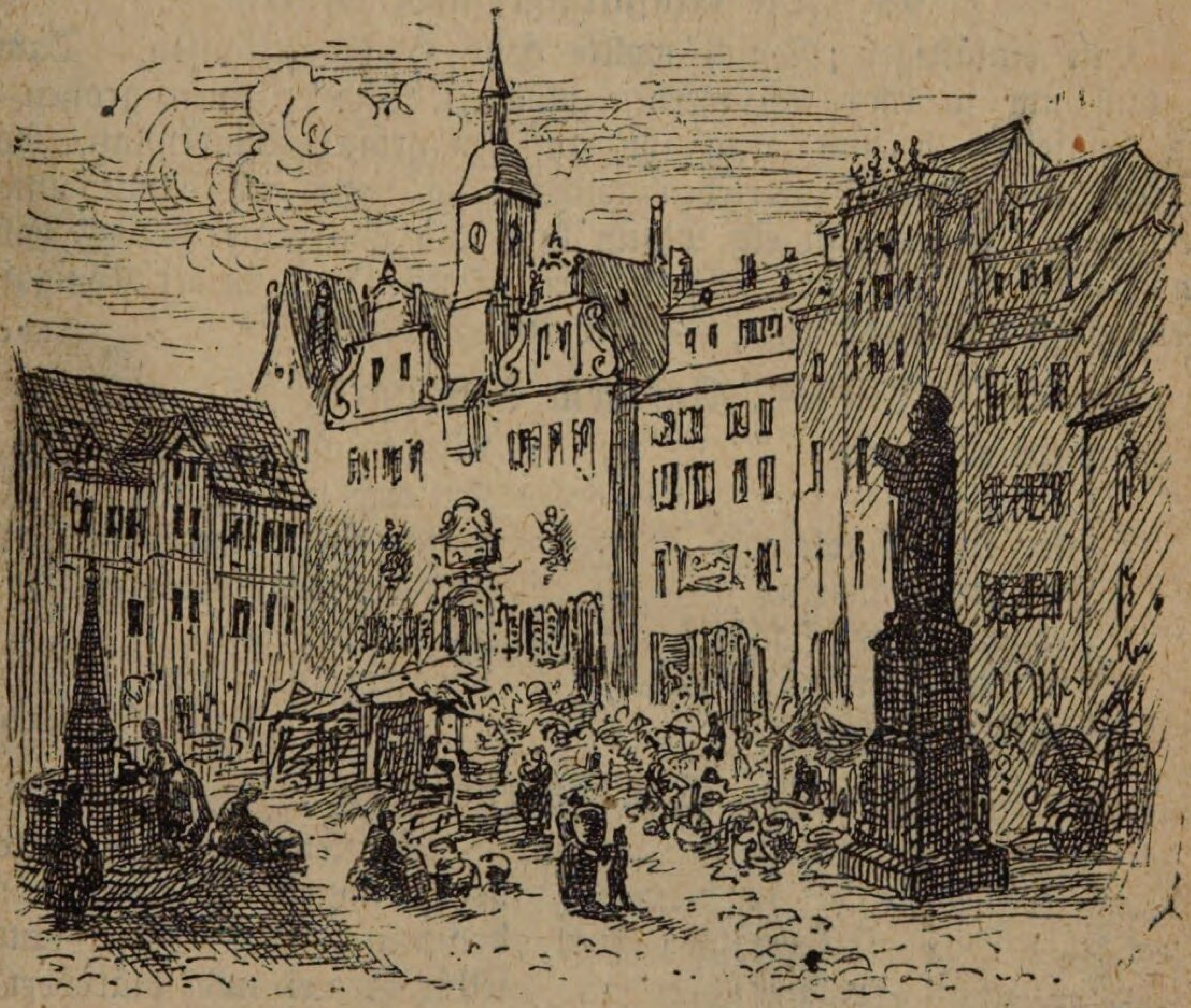
66. Das bequeme Schilderhaus.

Ein Schilderhaus hatte wie gewöhnlich auf beiden Seiten zum

Durchschauen runde Öffnungen, die etwas groß waren. Dem Rekruten, der grade drin stand, war daher der Luftzug etwas zu lebhaft. Also ersuchte er nach der Ablösung den Unteroffizier, ob's nicht besser wäre, wenn man diese Öffnungen mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unteroffizier strich sich den Bart und sagte: Nein, das geht nicht an, wegen dem Winter. Im Winter kommen Ärmel hinein, im Sommer ists ein Camisol. Also streckte der Rekrut, als er wieder auf Posten kam, die Hände hindurch und sagte, jetzt sei er erst gern Militair, weil er sehe, dass man doch auch für die Bequemlichkeit des Mannes sorge.

Hebel.

67. Der Markt.



Mitten in der Stadt, da ist ein großer, freier Platz. Auf dem ist's aber nicht so still und ruhig wie auf dem Kirchhofe. Derselbe ist durchaus mit Bruchsteinen gepflastert. Da fahren die Kutschen und Wagen mit lautem Gerassel, da wogen die Menschen hin und her vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Das ist der Marktplatz. Er bildet ein Viereck. Nach allen Seiten hin führen von hier aus die Straßen durch die Stadt. Rings umschließen große, schöne, prächtige Häuser den Marktplatz, von denen das Rathhaus das größte ist. In dem Erdgeschoss der Häuser befinden sich die Kaufläden mit großen, herrlichen Schaufenstern. Die darin aufgestellten Waaren reizen die

Kauflust der Vorübergehenden. Zwei- und dreimal in der Woche ist Wochenmarkt. Da kaufen die Hausfrauen ein für Küche und Keller. Da halten die Landleute Getreide, Kartoffeln, Obst und Gemüse, Butter und Käse und auch Brot feil. Zu bestimmten Zeiten verkaufen die Händler auch Wildbrät und Fische. Des Jahres viermal wird auf dem Marktplatze auch Jahrmarkt abgehalten. Dann werden allenthalben Buden aufgebaut, damit die Leute beim Einkaufen alles recht hübsch beieinander haben. Dann kommen die Leute vom Lande in die Stadt herein und kaufen alles ein, was sie daheim nicht bekommen können. Und für ihre kleinen Knaben und Mädchen daheim kaufen sie allerhand Spielzeug und Naschwerk, um ihnen doch auch vom Jahrmarkt etwas mitzubringen. D.

68. Die Einfalt auf dem Markte.

Ein einfältiger Mensch wollte sein Haus verkaufen. Damit er es nun um so eher los werden möchte, brach er einen großen Stein aus demselben heraus, trug ihn auf den großen Marktplatz, wo viel Verkehr und Handel getrieben wurde und setzte sich damit unter die Verkäufer. Wenn nun ein Mann kam und ihn fragte: „Was habt Ihr denn feil?" so sagte er: „„Mein zweistöckiges Haus in der Königsstraße. Wenn Ihr Lust dazu habt, — hier ist ein Muster!"" Hebel.

69. Auf dem Jahrmarkt.

Liebe Kindlein,
Kaufet ein!
Hier ein Hündlein,
Hier ein Schwein;
Trommel und Schlägel,
Ein Reitpferd, ein Wägel,
Kugel und Kegel,
Kistchen und Pfeifer,
Kutscher und Läufer,
Husar und Schweizer;
Für ein paar Kreuzer
Ist alles dein,
Kindlein kauft ein!

Göthe.

70. Der Röhrbrunnen.



Mitten auf dem Markte steht der Brunnen. Es ist ein Röhrbrunnen. Das Wasser läuft von selbst heraus und plätschert Tag und Nacht, und es sieht gar schön aus, wenn die Strahlen der Sonne in dem hellen Wasser sich spiegeln. Sein Wasser kommt aus der Quelle, die vor der Stadt auf dem Berge entspringt. Von hier führen Röhren unter der Erde das Wasser nach der Stadt. Da die Quelle viel höher gelegen ist, als der Marktbrunnen, so muß natürlich das Wasser von selbst

aus ihm hervorfließen. Es muſs ganz besonders hübsch am Brunnen sein, denn die Mägde, die des Morgens und Abends hierher zum Wasserholen kommen, stehen da oft noch lange und plaudern mit einander, wenn die gefüllten Eimer schon längst übergelaufen sind.

D. theilweise nach Nacke.

71. Allerhand Ausreden.

Frau und Magd*)

F. Hol' Wasser, faules Mädchen,
Am Brunnen drunt' im Städtchen!

M. Womit soll ich denn schöpfen?
F. Mit Eimern oder Töpfen!

M. Die Eimer aber rinnen so!
F. So stopf' sie eben zu mit Stroh!

M. Das ist zu lang ein gutes Theil.
F. So hack' es kürzer mit dem Beil!

M. Das Beil wird nicht geschliffen sein.
F. So schleif' es auf dem Rinnenstein!

M. Wenn aber darauf kein Wasser rinnt,
Nun sagt, wie fang' ich's an geschwind?

F. Hol' Wasser, faules Mädchen,
Am Brunnen drun't im Städtchen!

Güll.

72. Räthselfragen.

Wie wird mit einem Wort genannt verbranntes Holz, gepflügtes Land, gefrornes Wasser, dürres Gras, gemahlner Weizen, geschoss'ner Has', gekeimte Gerste, altes Weib, gedroschne Garben, todter Leib, gewebtes Garn, gesponnener Flachs, gegerbte Haut, gegossnes Wachs, gebund'ne Blumen, dicker Strick, gebacknes Mehl und sechszig Stück, zerbrochne Töpfe, leinenes Haus, gedrehte Därme, kleine Maus, ein schwarzes Pferd, ein junges Schaf, ein kleines Schwein und ew'ger Schlaf, geflochtnes Haar und breiter Fluſs, eine junge Kuh und ein hörnerner Fuſs? Nach Tändeleien 2c. D.

73. Das seltsame Recept.

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Recept in die Apotheke tragen muſs. Vor langen Jahren war es aber doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Landmann eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Apotheke still, lud sorgsam eine große Stubenthür ab und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen

*) Von zwei Schülerinnen als Zwiegespräch lesen zu lassen.

und sagte: „Was wollt ihr da mit eurer Stubenthür? Der Tischler wohnt zwei Häuser weiter." Der Mann sagte: „Der Doktor war bei meiner kranken Frau und wollte ihr ein Tränkchen verordnen; im ganzen Hause war aber keine Feder, keine Tinte und kein Papier, nur ein Stück Kreide. Da hat der Herr Doktor das Recept an die Stubenthür geschrieben, und nun soll der Herr Apotheker so gut sein und das Tränklein kochen."

Wohl dem, der sich in der Noth zu helfen weiß.

Hebel.

74. Räthsel.

I.

Mit **M** umschließt er manchen Garten,
Mit **D** trotzt es der Zeiten Lauf,
Mit **B** muss es des Feldes warten,
Mit **L** stehn Jäger oft darauf.

II.

Mit **St** braucht man's beim Häuserbauen,
Mit **Sch** kannst du's bei Lichte schauen,
Mit **W** giebt es dem Greise Jugendkraft,
Mit **B** braucht man's beim Steh'n und Geh'n,
Mit **L** ist's auf dem Feld zu seh'n.

III.

Mit einer Silbe ist's abgethan:
Was ist's? Flügel hat's am Leib,
Mit **a** ist es ein Mann,
Mit **u** ist's dessen Weib.

75. Auf dem Bauerhofe.

Wir waren neulich auf einem Bauerhofe zum Besuche. An der Dorfstraße lag das große, steinerne Wohnhaus. Wir gingen hindurch und kamen auf den Hof. Das war ein großer, viereckiger Raum. Vorn stand das Wohnhaus. Zu beiden Seiten rechts und links standen die Viehställe, und unten querüber schloss eine lange, mächtige Scheuer den großen, freien Platz ab. Die Scheuer war aber ganz mit Stroh gedeckt und auf dem First derselben war ein Storchnest. Mitten auf dem Hofe stand ein schönes Taubenhaus. Unten wohnten in demselben Gänse und Enten, in der Mitte die Hühner und oben flatterten die Tauben lustig ein und aus. Um das Taubenhaus herum lag weit und breit der Dünger. Das war der Viehhof, rings von einem Stangenvermach umschlossen. Vor dem Viehhof stand der Brunnen und vor demselben befand sich ein großer, langer, steinerner Wassertrog zur Tränke für das Vieh.

Auf dem Hofe war Leben allenthalben. Auf der Hausthürschwelle sonnten sich die Katzen. Nicht weit davon fütterte die Hausfrau das



Geflügel oder Federvieh, zu dem sich auch die Spatzen vom Dache gesellten. Fünf kleine Schweine liefen quikend auf dem Hof umher. Ein großer Hofhund kam aus seiner Hütte und bellte sie laut an. Die Kühe kamen brüllend aus ihren warmen Ställen und wurden auf den Viehhof getrieben, wo sie sich lustig tummelten.

Vom Felde heim kam nun auch der Landmann mit seinen Knechten. Sie ritten auf den Pferden, welche Pflug, Egge und Walze hinter sich herzogen. Zuletzt kam auch noch der Schäfer mit den Schafen heim. Laut blökend begrüßten dieselben ihren Stall. Im Garten neben dem Hause tranken wir süße Milch und aßen weiches Schwarzbrot mit frischer Butter dazu, was mir köstlich schmeckte. Doch schon dämmerte der Abend, wir eilten daher und gingen heiter und vergnügt nach Haus.

D.

76. Viel Lärm auf dem Hofe.

Der Ochse brüllt. Die Kuh, sie brummt.
Das Schäflein blökt. Die Biene summt.
Es bellt der Hund. Die Katze maut.
Das Pferd, das wiehert hell und laut.

Die Ziege meckert lustig d'rein
Und dazu quiket laut das Schwein.
Die Taube girrt. Der Hofhahn kräht.
Die Hühner gackern früh und spät.

Die Gänse rufen: kak, kak, kak,
Die Enten schreien: wak, wak, wak.
Es klappert auf dem Dach der Storch;
Das ist ein Lärmen, horch nur horch!

Aus Tändeleien.

77. Die Belohnung.

Ein Kaiser ritt auf die Jagd und traf einen alten Mann, der einen Nussbaum pflanzte. Er ritt auf ihn zu und sagte: „Wie alt bist du?“ „„Ueber 80 Jahre, Herr,““ antwortete er, „„aber noch so gesund wie einer von dreißig.““ — „Wie lange gedenkst du denn noch zu leben, dass du so junge Bäume pflanzest, die später erst Früchte tragen? Warum machst du dir denn vergebliche Arbeit?“ „„Herr,““ antwortete der Bauer, „„ich weiß wohl, man wird mich längst begraben haben, wenn dieser Baum zum erstenmal Früchte trägt, aber unsre Väter haben auch Bäume gepflanzt, deren Früchte wir essen, also ist es auch billig, dass wir thun, wie unsre Väter gethan haben.““ Den Kaiser erfreute diese Antwort, und er gab dem Bauer eine Hand voll Goldstücke. „„Wer kann nun sagen,““ rief der Alte, „„dass ich vergeblich gearbeitet habe, da mir der junge Baum schon am ersten Tage so reichlich Früchte trägt?““ ?

78. Ein gutes Hausmittel.

Eine Bauerfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübenden Umstände und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen zu. Wisst ihr kein Mittel, dem Übel abzuhelfen?“ Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, brachte über eine Weile ein kleines versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästlein müsst ihr ein Jahr lang, dreimal bei Tag, dreimal bei Nacht in Küche, Keller, Stallungen und allen Winkeln des Hauses umhertragen, so wird es besser gehen. Bringt aber über's Jahr das Kästchen mir wieder zurück!“ Die gute Hausfrau setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich herauftragen. Als sie noch spät in der Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gemacht. Als sie die Stallungen durchwanderte, fand sie die Kühe unversorgt, und die Pferde hatten anstatt des Hafers nur Heu und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage Fehler zu sehen und abzustellen. Nachdem das Jahr um war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler und sagte vergnügt: „Alles geht nun besser. Lasst mir das Kästchen noch ein Jahr, es enthält ein gar vortreffliches Mittel.“ Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästlein kann ich euch nicht lassen; das Mittel aber, das darin verborgen ist, sollt ihr haben!“ Er öffnete das Kästchen und siehe, es war nichts darin, als ein weißes Blättchen Papier, darauf geschrieben stand:

Soll alles gut im Hause stehen,
So musst du selber wohl nachsehen.

Chr. Schmid.

79. Tafel, Stift und Schwamm.*)

Die Schiefertafel, der Stift und der Schwamm zankten einmal miteinander und stritten sich, wer von ihnen am nützlichsten wäre. Die Tafel verachtete die andern und sagte: „Ihr seid elende Wichte gegen mich; mich hat der kleine Hans auch viel lieber, als euch beide."

„Das ist nicht wahr," sagten der Schwamm und der Stift.

„Das ist wohl wahr," antwortete die Schiefertafel, „ihr könnt das schon daran sehen: mich hat der kleine Hans noch nie vergessen, wenn er in die Schule geht, dich aber, du elender Schieferstift, hat er schon sehr oft vergessen, und einen Schwamm hat er oft viele Wochen nicht gehabt."

„Das ist wohl richtig," sagte der Stift, aber wenn mich Hänschen vergessen hatte, so kam er auch mit rothgeweinten Augen aus der Schule, da hatte ihn der Lehrer ausgescholten und gar auf die Finger geklopft. Hänschen hat mir's wohl erzählt; auch hat er mich am andern Tage allemal mitgenommen. Und wenn ich nicht dabei bin, dann kannst du stolze Schiefertafel keinem Menschen etwas helfen, ohne mich kann niemand auf dir schreiben."

„Ihr thut, als ob ihr viel besser wäret, als ich," sagte der Schwamm, „und doch bin ich viel wichtiger, als ihr alle beide; denn wenn die ganze Tafel mit dem Stifte vollgeschrieben ist, womit sollte sie abgewischt werden?"

„O, mit dem Rockärmel!" sagte die Tafel.

„Du wärst mir schön, du erbärmliche Tafel," antwortete der Schwamm, „hast du nicht gehört wie die Mutter neulich schalt, als dich der kleine Hans mit dem Rockärmel abwischte?"

So ging der Streit noch lange fort und hätte gewiß länger gedauert, wenn nicht Hänschen dazu gekommen wäre. Hänschen aber sagte: „Ihr dummen Dinger, seid mir eins so viel werth als das andere; ihr müſst mir alle drei dienen." Dabei nahm er die Tafel und den Stift und schrieb mit dem Stift die ganze Tafel voll. Und als sie voll geschrieben war, wischte er sie mit dem Schwamme, der an einem Faden daran hing, wieder ab und schrieb sie noch einmal voll.

Sieh', mein Kind, das ist das Märchen von der Schiefertafel, dem Stift und dem Schwamme. Aber du möchtest nun wohl auch gern wissen, wo die Schiefertafel und der Stift hergekommen sind? Das will ich dir auch sagen. Der Weihnachtsmann und der Geburtstagsmann wissen einige Berge, die ganz voller Schiefertafeln und Schieferstifte stecken; es fehlen nur noch die weißen Holzrahmen um die Tafeln und das bunte oder goldene Papier um die Stifte. Aber das Holz und das Papier sind ja Nebensachen. Aus diesen Bergen holen sie nun für fleißige Kinder ganze Wagenladungen voll Tafeln und Stifte. Und weil die Berge so gar reich an Schiefer sind, so bekommen alle Menschen, die nicht gar zu weit weg von den Bergen wohnen, so viel Schiefertafeln, daſs sie alle ihre Häuser damit bedecken können. Das thun sie natürlich auch. Und so ein schwarzblaues Schiefertafel-Dörfchen oder Städtchen sieht gar nicht übel aus. Ernst Lausch.

*) Nachtrag zu dem Abschnitte: die Schule.

80. Die lateinische

A. Das kleine

i u t l b c e

i u t l b c e

i u t l b c e

n m r v w h p

n m r v w h p

n m r v w h p

81. Wer oder was ist?

alt, neu, rein, frisch, matt, warm, kalt, jung, groß, klein, hoch, tief, eng, weit, breit, schmal, quitt, blass, bloß, rasch, langsam, reif, unreif, weiß, blau, braun, schwarz, gelb, roth, grün, grau, schief, grad, brav, wild, fix, fremd, treu, christlich, krank, gesund, hart, weich, kurz, lang, ganz, labend, geschrieben, durchsichtig.

Schreib- und Druckschrift.

Alphabet.

o a q d f j g

o a q d f j g

o a q d f j g

---

y k x z s ss ß

y k x z (ſ s) ſs ß

y k x z s ss ß.

82. Wer oder was?

baut, braut, näht, strickt, spinnt, tanzt, wäscht, schießt, schreibt, geht, fährt, läuft, boxt, quirlt, qualmt, lenkt, denkt, hackt, färbt, gräbt, zischt, quakt, lacht, wiehert, brummt, summt, schwimmt, geigt, wiegt, mahlt, malt, singt, klingt, blast, trommelt, summt, weht, quikt, taxiert, hext, curiert, crystallisiert, knallt, hasst, grüßt.

B. Das große

C O Q E U X J

C O Q E U X J

C O Q E U X J

M S J T F P

M S J T F P

M S J T F P

83. Geräthschaften.

Tische, Stühle, Schemel, Bänke, Betten, Spiegel, Kasten, Schränke, Schüsseln, Teller, Gabeln, Messer, Löffel, Gläser, Quirle, Fässer, Eimer, Flaschen, Stöpsel, Kannen, Kessel, Tiegel, Stürzen, Pfannen, Tonnen, Schachteln, Krüge, Näpfe, Mörser, Trichter, Durchschlag, Töpfe, Hammer, Bohrer, Aexte, Beile, Hacken, Sägen, Schaufeln, Seile, Haken, Leitern, Körbe, Tragen, Karren, Pflüge, Eggen, Wagen, Krippen, Raufen, Striegeln, Schellen, und Geschirre in den Ställen, Flegel, Siebe, Scheffel, Säcke, Sensen, Sicheln, Sägeböcke, Feuerspritzen, Nagelzangen, Leuchter, Lampen, Besen, Stangen, Büchsen, Kleiderbürsten, Kämme, Tuch und Leinwand, Seife, Schwämme, Scheeren, Zwirn und Nadelkissen, Uhren um die Zeit zu wissen, wenn die kleinen muntern Knaben ihre Zeit zur Schule haben, Spindeln, Weifen, Spinnerädchen für die lieben, muntern Mädchen. Aus „Tändeleien.“

Alphabet.

G Y Z V W A N

G Y Z V W A N

G Y Z V W A N

B R D L H K

B R D L H K

B R D L H K

84. Pflanzen.

Hafer, Nelken, Weizen, Linden, Erlen, Tannen, Gartenwinden, Veilchen, Korn, Levkoy und Bohnen, Jelängerjelieber, Aurikel, Melonen.

Weiden, Fichten und Gerste, Salat, Eichen, Hirse, Kartoffeln, Spinat, Narcissen, Mohn, Melissen, Jasmin, Hyacinthen, Tulpen und Rosmarin.

Kohlrabi, Wachholder, Senf, Gurken und Linsen, Dill, Kümmel, Anis, auch Nesseln und Binsen, Johannisbeer-, Himbeer- und Stachelbeerstrauch, Hollunder und Rosen, auch Zwiebeln und Lauch.

Hanf, Weinstöcke, Aepfel und Pastinak, Lein, Sellerie, Meerrettig, Spargel, Tabak, Klee, Preiselbeer, Erbsen und Majoran, Kohl, Birnbaum, Rüben und Thymian.

Aus „Tändeleien“.

85. Aus der Thierwelt.

Hirsch, Krebs und Hund, Frosch, Gans und Fuchs, Wolf, Häring, Biene, Molch und Luchs. Der Zeisig, Falke, Kiebitz, Dachs, der Bandwurm, Igel, Staar und Lachs, der Regenwurm, Maulwurf, die Fledermaus, auch Schnecken mit und ohne Haus. Die Nachtigall, Grille, der Ohrwurm, Fasan, der Sperling, Zaunkönig und Auerhahn, Blutegel, Heuschrecken und Wanzen, Zikaden, Maikäfer, Forellen und Raupen und Maden, die Auster, die Wespe, der Schmetterling, die Otter und Unke, die Spinne, der Fink. Kühe, Fliegen, Karpfen, Schwäne, Puter, Ziegen, Schlangen, Hähne, Störche, Mücken, Raben, Flöhe, Eulen, Pricken, Katzen, Rehe, Schafe, Rinder, Aale, Hechte, Schweine, Schaben, Kröten, Spechte. Aus: „Tändeleien für's frühe Jugendalter.“

86. Einige Regeln für's Lesen fremder Namen und Wörter.

1. **Ch** lautet wie „k“ in:

Chor, Christ, Choral, Christus, Charfreitag, Churfürst, Chronik, Cholera, Chaldäa, Chamäleon, Charakter, Chlorkalk. etc.

2. **Ch** lautet wie „sch“ in:

Charlotte, Chokolade, Charpie, Charlatan, Chikane, Chiffer, Chaussee, (au = o) Charade, Chef, Chimäre, charmant. u. s. w.

3. **Ch** lautet wie „j“ in

China, Chinese, chinesisch, Chinin, Chirurg, chirurgisch, Cherub, Cherubim, Chemie, chemisch, Chemiker u. s. w.

4. „**ti**“ mit einem drauffolgenden Vokale lies „zi“ in:

Nation, Auktion, Portion, Lektion, Dalmatien, Patient, Pontius, Croatien, Addition, Subtraktion, Multiplication, Confirmation, Munition, Function, Organisation, Gratulation, Lukretia, Lätitia etc.

5. **V, v** lautet in Fremdwörtern wie „w“:

Vesuv, Viola, Violine, November, violett, bravo, Vase, Cavallerie, Vampyr, Ventil, Vikar, Veteran, Visir, Vulkan u. a. m.

6. Abtheilen der Silben bei aufeinander folgenden Vokalen:

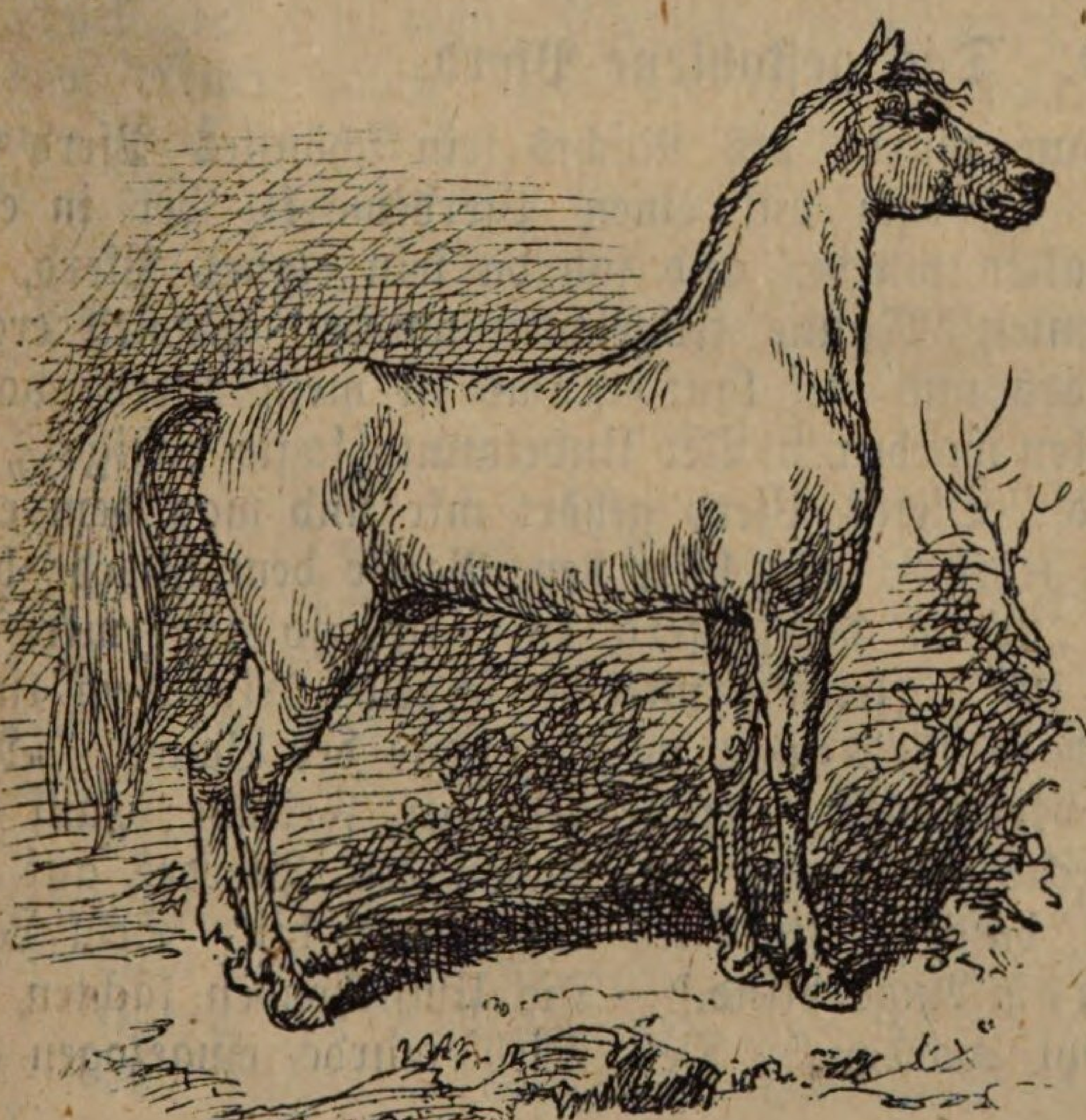
Ka in, Na in, Mari a, Ka iro, Na emann, Kaperna um, Mathä us, Zachä us, Thaddä us, Indi en, Itali en, Asi en, Australi en, Phönizi en, Sime i, Samu el, Isa ak, Jesa i as, Jeremi as, Sime on, Dani el, Heseki el, Isra el, Hose a, Jo el, Phara o, Micha el, Sina i, Ema us, Anti ochi en, Andre as, Sidoni e u. a. m.

87. Der Mensch und die Hausthiere.

Nun kommt, ihr Thiere, mal heran
Und sagt, was habt ihr mir Gutes gethan?
Der Hund spricht: „Ich bewache dein Haus."
Die Katze schreit: „Ich fange die Maus."
Das Pferdchen wiehert: „Ich ziehe den Wagen dir."
Die Kuh brummt: „Milch und Butter kommt von mir."
Die Ziege meckert: „Mein Käse schmeckt gut."
Das Schwein grunzt: „Ich geb' dir mein Fleisch und Blut."
Das Schäfchen blökt: „Ich schaffe dir Wolle und Zeug."
Das Gänslein schnattert: „Ich stopfe dein Bettchen weich."
Die Ente quakt: „Braten, den schönsten, gebe ich dir."
Das Bienchen summt: „Honig, den süßen, nimmst du von mir."
Die Henne gackert: „Ich bringe dir Eier herzu."
Das Täubchen girrt: „Meine Kinder bratest du."
„„So, Kinder, seid ihr unsre Herrn.
Drum habt uns lieb, wir geben's euch gern""

Fr. Wiedemann.

88. Das Pferd.



Das Pferd ist ein schönes und stolzes Thier. Wenn es die Kutsche zieht, oder den Reiter trägt, so biegt es den Hals, wie ein Schwan, und hebt die Füße, als schicke es sich zum Tanze an. Bei guter Pflege ist sein Haar glatt und glänzend, sein Schweif lang und seine Mähne schwach gekräuselt. Die Hufe werden mit Eisen belegt, wenn ein Pferd viel auf steinigen Wegen oder im Winter auf glatt gefrornen Straßen gehen muss. Hafer, Heu und Klee ist die gewöhnliche und liebste Nahrung des Pferdes. Soll ein Pferd ziehen, so wird es angeschirrt. Eine lange Leine, oder zwei lange Lederriemen dienen zum Lenken. Der Fuhrmann treibt die Pferde theils mit Worten, theils mit der Peitsche an. Sie lernen den Befehl sehr

bald verstehen. Verständige Fuhrleute laden einem Pferde nicht mehr auf, als es ziehen kann, fahren nicht zu schnell und mishandeln es nie mit der Peitsche oder gar mit dem Peitschenstocke. Ein Thier fühlt den Schmerz so gut wie der Mensch. Kinder müssen sich von Pferden fern halten, da sie bisweilen schlagen und beißen, wie mancher Knabe zu seinem Leidwesen erfahren hat. A. Lüben.

89. Pferd und Füllen.

Springe nur Füllen, mein fröhliches Kind,
Her und hin, hurtig wie der Wind;
Bist noch ein Weilchen frank und frei.
Wirst du erst groß, dann ist's vorbei,
Hast dann Müh' und Arbeit genug,
Trägst den Reiter, ziehest den Pflug. —
Das Füllen sprang mit frohem Sinn,
So hurtig neben der Mutter hin
Und durfte spielen und scherzen bloß;
So wurd' es gar schön und stark und groß.
Dann hab' ich's gesehen nach drei Jahren,
Da konnt' es den schwersten Wagen fahren.

Hey.

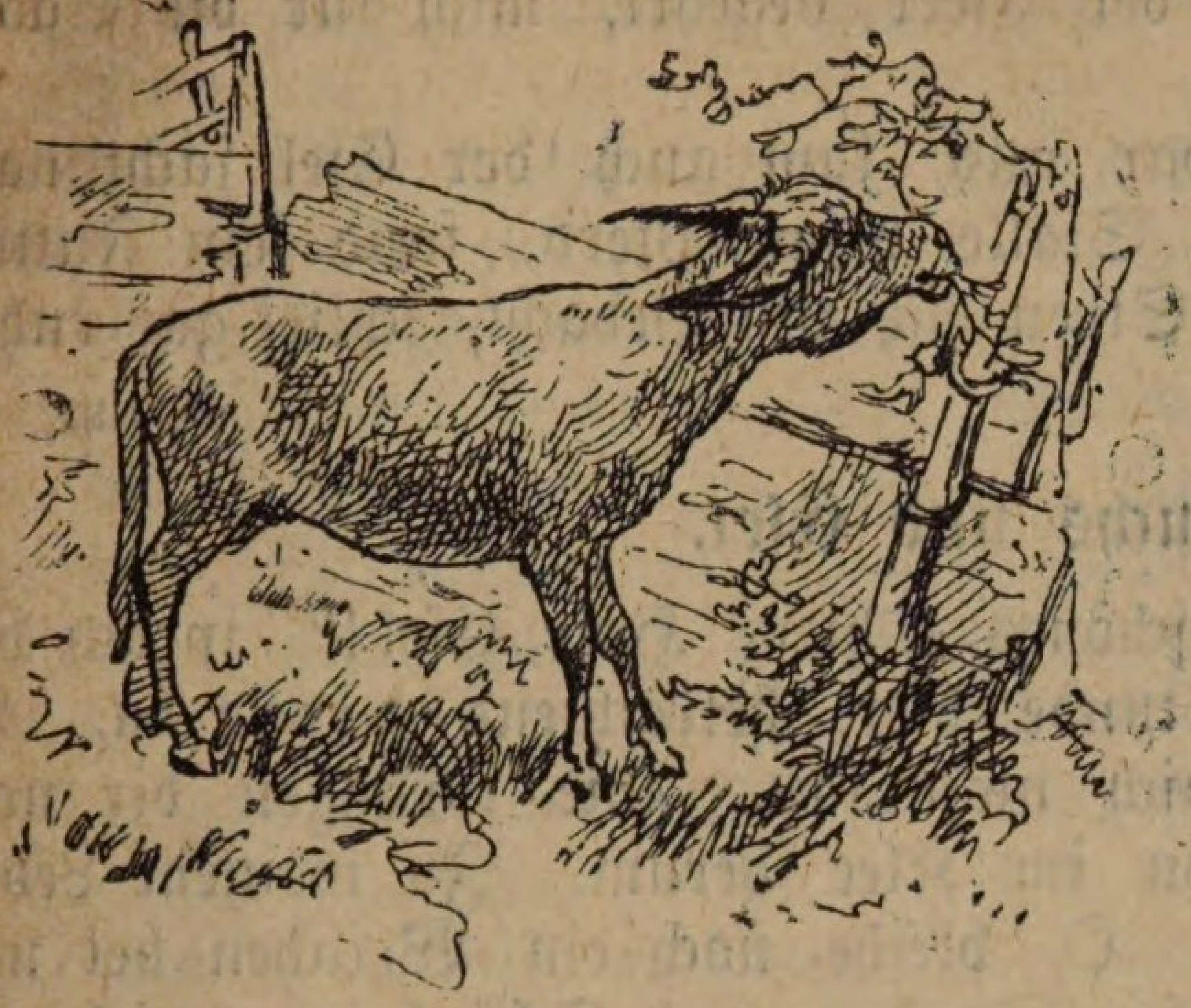
90. Das gestohlene Pferd.

Einem Bauersmanne wurde des Nachts sein schönstes Pferd aus dem Stalle gestohlen. Er kam auf einen Pferdemarkt, der in einer entfernten Stadt abgehalten wurde, und sah da sein eignes Pferd, das von einem ihm unbekannten Manne feilgeboten wurde. Schnell ergriff er den Zügel des Pferdes und rief laut: „Das ist mein Pferd; vorige Woche ist es mir gestohlen worden." Der Unbekannte sagte ruhig: „Ihr irrt euch, guter Freund. Dieses Pferd gehört mir und mag dem eurigen wohl sehr ähnlich sehen." Da hielt der Bauer dem Pferde beide Augen zu und sagte: „Wenn das Pferd euer ist, so sagt mir, auf welchem Auge es blind ist." Jener erwiderte schnell: „Auf dem linken Auge." „So? Seht, dass ihr's nicht wisst!" sagte der Bauer. „Nein doch! Ich habe mich versprochen," entgegnete der Fremde; „auf dem rechten Auge." Nun deckte der Bauer die Augen des Pferdes auf und rief: „Jetzt ist es klar, dass du ein Dieb und Lügner bist. Seht Leute, das Pferd ist auf keinem Auge blind." Die Umstehenden lachten und riefen: „Der ist ertappt worden." Der Dieb wurde eingezogen und bestraft. ?

91. Das Pferd und der Esel.

(Eine Vergleichung.)

Das Pferd und der Esel haben große Aehnlichkeit mit einander. Das Pferd hat Hufe, der Esel auch. Das Pferd hat einen starken Körper, der Esel auch. Das Pferd dient zum Ziehen und Lasttragen,



der Esel ebenfalls. Das Pferd liebt, wie der Esel, die Reinlichkeit, und beiden schmeckt der Hafer gleich gut, wenn ihn nur der Esel immer bekäme. Unterscheiden lässt sich aber der Esel von dem Pferde auf den ersten Blick. Das Pferd hat einen kleinen Kopf, der Kopf des Esels ist dick und plump. Das Pferd richtet seinen Kopf stolz in die Höhe, der Esel senkt ihn verdrießlich zur Erde nieder. Das Pferd hat kurze, der Esel lange Ohren. Das Pferd hat eine lange, glatte Mähne, die Mähne des Esels ist kurz und struppig. Der Leib des Pferdes ist schlank, der Esel hat einen kurzen, dicken Leib. Das Pferd hat einen schönen Schweif, der Esel hat einen kahlen Büschelschwanz. Das Pferd ist entweder weiß oder schwarz, braun oder gelb, der Esel sieht immer grau und fahl aus. Das Pferd wiehert muthig, der Esel erhebt ein heiseres I-a-Geschrei. Das Pferd ist willig, lenksam und schnell, der Esel träge, störrisch und langsam. Das Pferd galloppiert mit dem Reiter dahin, dass die Funken stieben, der Esel trägt den schweren Sack zur Mühle. Das Pferd stolziert fröhlich vor der Kutsche, der Esel zieht unlustig den kleinen Gemüsewagen. Der Esel steigt sicher hohe Berge hinan, das Pferd ist mehr in ebenen Gegenden tauglich. Das Pferd verlangt gutes Futter, der Esel lässt sich mit Kraut und Disteln abspeisen. Das Pferd ist das geachteste Hausthier, der Esel steht bei uns in nicht zu hohen Ehren. W. Kurths.

92. Der Esel als Salzträger.

Ein Esel war mit Salz beladen. Er kam an einen Bach, strauchelte und fiel ins Wasser. Als er wieder aufstand, fühlte er, dass seine Last um vieles leichter geworden war; denn ein großer Theil des Salzes war geschmolzen. Das merkte er sich mit Freuden. Als er später wieder des Weges kam und mit Schwämmen beladen war, ließ er sich absichtlich in das Wasser nieder, indem er hoffte, dass es mit der Last ebenso gehen würde, wie früher. Aber die Schwämme wurden durch das eindringende Wasser so schwer, dass der Esel nicht wieder aufstehen konnte und unter der Last ertrank. ?

93. Der Esel.

„Esel, du fauler, so geh' doch fort, schleichst ja wie eine Schnecke dort!“ „„Lass doch, lauf ich auch nicht mit Hast, trag ich doch redlich

meine Last. Mancherlei Dienst der Herr begehrt, mich für die Säcke, zum Laufen das Pferd.““

Und wie die Tagesmüh’ war aus, kam auch der Esel sacht nach Haus, hatte sein Plätzchen im Stalle beim Pferd, fand sein Futter, wie er’s begehrt, streckt auf die Streu sich mit Bedacht, schlief gar ruhig die ganze Nacht.

Hey.

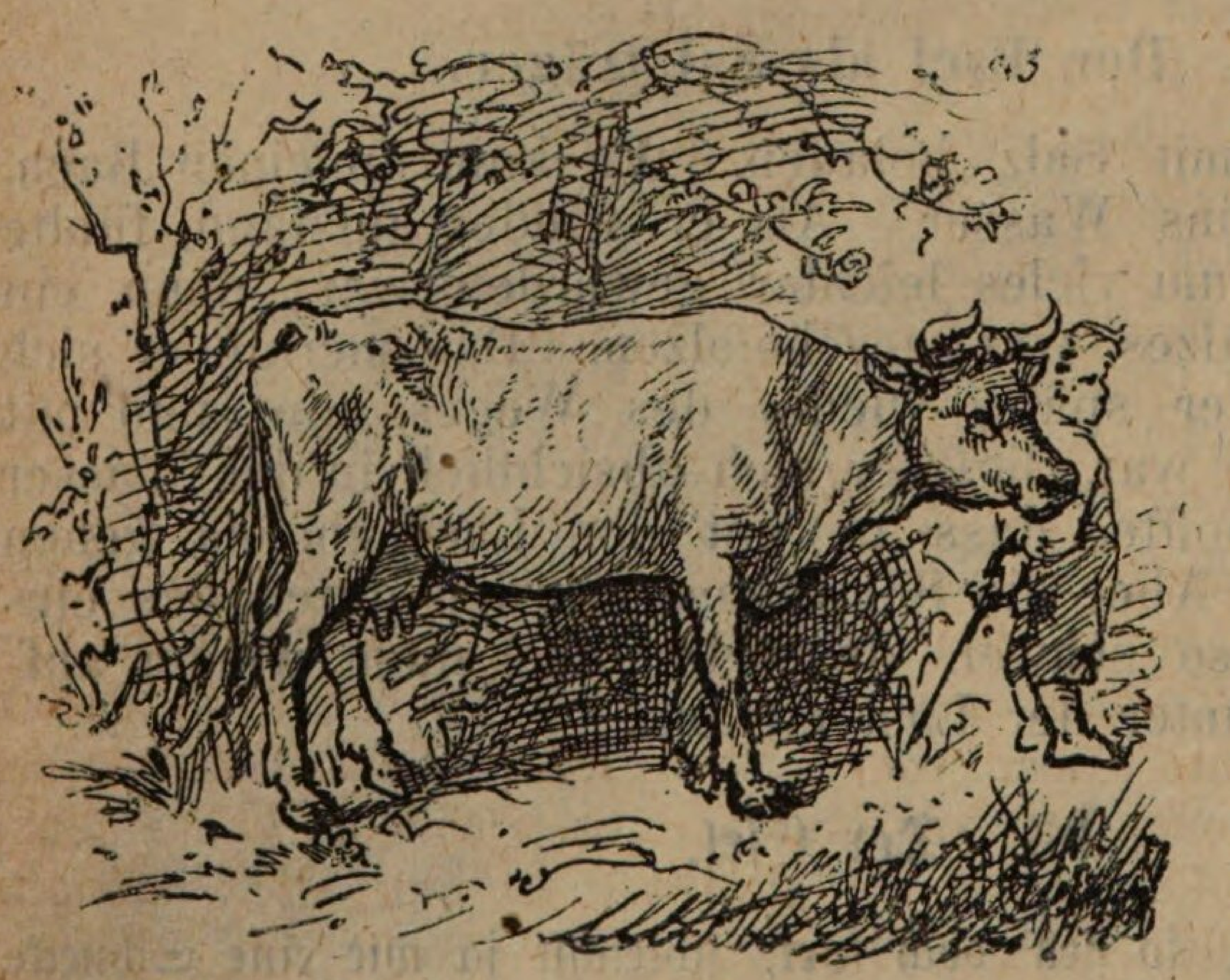
94. Fuchs und Esel.

„Ein Pferd ist doch ein schönes Thier, Herr Esel!“ sprach der Fuchs; „schon steh’ ich eine Stunde hier, betrachtend diese da. O, welch ein Wuchs! Ich sehe mich nicht satt. Sie sprangen dir noch eben so zierlich, leicht und schön im Klee herum. In meinem Leben hab’ ich nichts artigers geseh’n. O, bleibe noch ein Weilchen bei mir stehen.“ „„Warum?““ „Um ihre Sprünge und Schönheit anzusehen!“ „„Das wäre wohl der Mühe werth! Ich springe dir so gut als dort das beste Pferd.““ „Ei, welch ein Wunder wäre das! Du solche Sprünge machen?“ — Der Esel sprang. Der Fuchs warf sich in’s Gras und wollte sich zu Tode lachen.

Lichtwer.

95. Die Kuh.

Die Kuh ist nicht so schön, flink und stolz wie das Pferd. Ihr Rumpf ist dick, eckig und plump. Vom Kinn an bis zwischen die Vorderbeine hängt die Haut — Wamme genannt — schlaff und faltig herab. Der Kopf trägt runde, gebogene Hörner, hat eine breite Stirne, abstehende Ohren, trübe Augen und ein großes Maul. An den Füßen hat sie zwei große Hornzehen — gespaltene Hufe — und am Ende ihres langen, fleischigen Schweifes einen Haarbüschel.



Von ihrer Pracht und Schönheit ist nicht viel zu sagen. Und doch gewährt ein Stall voll weißer, rother, schwarzer oder bunter Kühe einen ganz hübschen Anblick. Nur muss die Magd Stall und Kühe stets reinlich und schmuck halten. Ein noch schönres Schauspiel aber ist’s, eine ganze Schaar Kühe auf der Wiese, im Walde oder am Bergab-

hange weiden zu sehen, und dabei am Getön ihrer Glocken sich zu erfreun.

Die Kühe haben große, dicke Bäuche und können sehr viel fressen. Zwar wird die Kuh auch satt, doch käuet sie wieder. Sie verschluckt nämlich zunächst die Speisen, wie jedes andere Thier. Hierauf legt sie sich nieder, bringt die Speisen wieder in's Maul und kauet sie in aller Ruhe und Gemüthlichkeit noch einmal. Wir sehen bei der Kuh nicht auf ein schönes Gesicht, auch nicht auf einen zierlich gebauten Körper, sondern auf ihren Nutzen.

Der Nutzen des Rindviehs ist groß und mannigfaltig. Das Rind giebt uns das kräftigste und nahrhafteste Fleisch und seine Haut das festeste Leder zu Schuhen und Geschirren. Von ihm bekommen wir die unersetzliche Milch, die fette Butter und den schmackhaften Käse. Seine Knochen und Hörner werden entweder vom Drechsler zu allerhand Geräthschaften verarbeitet, oder zu dem reinigenden oder düngenden Knochenmehl gemahlen. Aus seinen Därmen bereitet man die dicken Basssaiten und aus seinem Mark das feine Klauenfett. Endlich hilft das Rind dem Menschen noch seine Äcker und Felder ebensowohl bedüngen als bestellen.

Nach Schurig und Lüben.

96. Kind und Ochse.

K. Ei, Ochse, worüber denkst du nach,
Dass du da liegst fast den ganzen Tag,
Und machst so gar ein gelehrt' Gesicht?
O. Hab' Dank für die Ehr'! So schlimm ist's nicht.
Die Gelehrsamkeit, die muss ich dir schenken;
Ich halte vom Kauen mehr, als vom Denken.

Und als er noch gekauet eine Weile,
Er hatte nicht eben die größte Eile,
Da spannten sie vor den Wagen ihn;
Ein schweres Fuder sollt' er zieh'n.
Das that er auch ganz wohlgemuth;
Das Denken konnt' er nicht so gut.

Hey.

97. Ochs und Esel.

Ochs und Esel zankten sich beim Spaziergang um die Wette, wer am meisten Weisheit hätte. Keiner siegte, keiner wich. Endlich kam man überein, dass der Löwe, wenn er wollte, diesen Streit entscheiden sollte. Und was konnte klüger sein? Beide stehen tief gebückt vor des Thierbeherrschers Throne, der mit einem edlen Hohne auf das Paar hernieder blickt. Endlich sprach die Majestät zu dem Esel und dem Farren: „Ihr seid alle beide — Narren."

Jeder gafft ihn an und — geht.

Pfeffel.

98. Räthsel.

Von mir gewinnet deine Mutter
Kostbare Milch und Käs' und Butter.
Dein Vater nimmt mir alle Jahr'
Mein dichtes, krauses, weiches Haar.
Das giebt dir Hut und Strümpf' und Kleider,
Das nährt den Weber und den Schneider.
Mein Fleisch giebt euch gesunde Speise,
Mein Fell nützt ihr auf manche Weise,
Mein Fett erleuchtet euch die Nacht;
Aus mir wird Tischlerleim gemacht. —
Könnt' ihr errathen, wie ich heiße?

99. Das Schaf.



Das Schaf hat einen länglichen Kopf und ein spitzes Maul. Sein Körper ist dick, aber die Beine sind mager. Die Füße haben vorn zwei Zehen mit Hufen. Das Fell ist mit weicher, warmer Wolle bedeckt. Die Farbe derselben ist meist weiß. Es giebt aber auch schwarze und gefleckte Schafe. Im Frühlinge werden sie gewaschen und darnach geschoren. Vom Schaf sagt man allgemein, es sei dumm. Und das mag auch wohl sein. Denn wenn z. B. bei Feuersgefahr eins aus Verzweiflung mitten in die Flammen hinein läuft, so folgen ihm alle andern nach. Eben so springen sie in's Wasser, wenn der Schäfer den Leithammel hinein wirft. Da wir aber von der Klugheit des Schafes keinen Nutzen ziehen wollen, so fragen wir wenig nach seinen Geistesgaben, sind vielmehr ganz zufrieden, wenn es uns feine Wolle zu Strümpfen und Tuch giebt, Talg zu Seife und Lichtern, Leder zu Schuhen und Handschuhen, Saiten zu Violinen und dem großen Brummbasse und endlich schmackhaften Braten uns liefert. Und das alles giebt uns das Schaf reichlich, weshalb man es auch seit den ältesten Zeiten zum Hausthiere gemacht hat. Die Bibel erzählt, dass Abel, der fromme Sohn des ersten Elternpaares, ein Schäfer gewesen sei. Junge Schäfchen springen so lustig umher, wie Kinder; alte haben dagegen einen bedächtigen Gang und sehen immer recht ernst aus.

Nach Verschiedenen.

100. Knabe und Lämmchen.

K. Was kniet ihr immer und immer wieder, ihr Lämmchen, vor eurer Mutter nieder?

L. Wir wollen sie bitten nach alter Weise um unsern Trank und unsere Speise, dass sie doch möge an ihrer Brust uns laben lassen nach Herzenslust.

K. Was aber soll denn nun hinterdrein euer lustiges Blöken und Springen sein?

L. Wir wollen ihr danken für alle Gaben, die wir soeben empfangen haben.

Und als drauf ging der Knabe von hinnen mit stiller Lust und innigem Sinnen, dacht' er: „O, sollt' ich denn schlechter sein, als jene lustigen Lämmelein? Nein, nimmer! Ihnen gleich will auch ich meine Mutter lieben herzinniglich; will bitten um alles, um Trank und um Speise und was ich begehre in kindlicher Weise, und danken ihr will ich mit Freud' und Lust, so lang' noch ein Athem mir schwellt die Brust."

R. Dietlein.

101. Der Wettstreit.

Eine Kuh, ein Pferd und ein Schaf standen auf einer Wiese zusammen und stritten unter einander, welches dem Menschen nützlicher sei. Die Kuh sprach: „Von mir hat er die süße Milch, den wohlschmeckenden Käse, und die ölersetzende Butter." — Das Pferd: „Ich bin der Wagen Segel und des Reiters Fittich." — Das Schaf: „Ich gehe nackt und bloß, damit er bekleidet sei." — Da kam der Hund zu ihnen. Den blickten sie verächtlich von der Seite an, als ein, gegen ihre Wichtigkeit gehalten, unnützes Thier. Aber der Herr folgte alsbald hinten nach, rief dem Hunde im freundlichsten Tone, streichelte und liebkoste ihn. Da dies die Kuh und ihre Gefährten sahen, murrten sie und das Pferd nahm sich ein Herz zur Frage: „Warum thust du also, Gebieter? Verdienen wir nicht mehr deine Aufmerksamkeit, wie dieses unnütze Thier?" — Aber der Herr streichelte seinen Hund noch zärtlicher und sprach: „Nicht also, dieser hat mein einziges, geliebtes Söhnlein kühn und treu aus rauschenden Wasserfluthen gerettet; wie sollt' ich nun seiner vergessen können?"

H. Zollikofer.

102. Der Wolf und das Lämmlein.



Ein Wolf und ein Lämmlein kamen von ungefähr beide an einen Bach, um zu trinken. Der Wolf trank oben am Bache, das Lämmlein aber unten. Da der Wolf das Lämmlein erblickte, lief er zu ihm und sprach: „Warum trübst du mir das Wasser, dass ich nicht trinken kann?" Das Lämmlein antwortete: „Wie kann ich dir das Wasser trüben? trinkst du doch über mir." Der Wolf sprach: „Wie fluchest du mir noch dazu?" Das Lämmlein antwortete: „Ich fluche dir ja nicht." Der

Wolf sprach: „Ja, dein Vater fügte mir vor sechs Monaten auch ein Leid zu." Das Lämmlein antwortete: „Bin ich doch da noch nicht geboren gewesen; wie kann ich entgelten, was mein Vater gethan haben soll?" Der Wolf sprach: „Du hast aber meine Wiesen und Felder abgenagt und verderbt." Das Lämmlein antwortete: „Wie ist das möglich? Ich habe ja noch keine Zähne." „Ei," sprach der Wolf, „du weißt ja eine ganze Menge Ausreden, doch dies alles macht dich nicht straflos, du kannst nicht ungefressen bleiben. Also würgte er das unschuldige Lämmlein und fraß es. Nach Aesop.

103. Die Wohlthat.

„Hast du wohl einen größeren Wohlthäter unter den Thieren, als mich?" fragte die Biene den Menschen. „„Allerdings."" erwiderte dieser. „Und wen?" — „„Das Schaf; denn seine Wolle ist mir nothwendig. Dein Honig hingegen ist mir nur angenehm.""

Lessing.

104. Räthsel.

Wie bin ich doch so eigner Art! Ich bin eine Frau und hab' 'nen Bart, hab' weißes Haar, so jung ich bin, in meinem Kopf ist wenig drin. Doch auf dem Kopf ist desto mehr, das dienet mir zum Schutz und Wehr. Und machst du mich zur Gärtnerin, kein Kohl bleibt in dem Garten d'rin. Doch schlägst du mich, so hüte dich, ich wehre mich, und stoße dich. Nun, Kindlein, sprich, wie heiße ich? — Reinick.

105. Ziege und Ziegenbock.

Anstatt der Kühe halten sich viele Leute eine oder mehrere Ziegen. Die Ziege hat auch viele Ähnlichkeit mit der Kuh, ist aber 3 bis 4 mal kleiner denn diese. Ihr Kopf mit den schalkhaften Augen ist oben mit zwei schönen, langen, gebogenen Hörnern und unten mit einem mächtigen Kinnbarte geziert. Ihr fast plumper Leib mit den hervorstehenden Hüftknochen ist mit langen, zottigen Haaren bewachsen und sieht bald schwarz, bald weiß, bald grau und bald bunt oder gefleckt aus. Ihre Füße sind dünn, aber sehnig und zum Springen und Erklettern der Berge besonders geeignet. Ihr großes Euter enthält viele Milch. Dieselbe ist sehr nahrhaft und fett, zumal im Sommer. Die Ziege wählt zu ihrer Nahrung lieber Kräuter als Gräser und weidet lieber auf Bergen, als in Ebenen.



Der Ziegenbock ist ein heiterer und kampflustiger Gesell. Sein Meckern klingt fast wie Lachen. Seine Kopfarbeit hat er wohl gelernt und ist zum Kampfe stets bereit. Er stampft dabei zunächst mit dem Fuße, geht einige Schritte zurück, macht einen Bockssprung, stellt sich auf die Hinterbeine und stößt endlich mit niedergehaltenen Hörnern auf seinen Feind los. Doch lässt er sich von den Menschen leicht zähmen, zum Ziehen kleiner Wagen abrichten und als Kinderreitpferd gebrauchen. R. D.

106. Die beiden Zickelchen.

Es waren einmal zwei Zickelchen, Brüderlein und Schwesterlein, die hatten sich sehr lieb. Wenn das Zickelchen nieste, so sagte das Böckchen: „Gesundheit!" und das Schwesterchen antwortete: „Ich danke dir, mein Brüderchen!"

Einmal waren Vater und Mutter fortgegangen und die beiden Zickelchen allein zu Hause. Da kam der Wolf an die Thür; weil sie aber zugeschlossen war, so pochte er an und rief: „Ihr beiden Zickelchen, macht auf! macht auf! Ein guter Freund ist da und will euch besuchen!" Da hörten die Zwei gleich, dass es der Wolf war und fürchteten sich, dass sie am ganzen Leibe zitterten, wie Espenlaub. Aber sie hielten sich mäuschenstill und sagten kein Wort. Weil aber der Wolf immer wieder pochte, wirbelten sie zuletzt ganz sacht das Fenster auf, das hinten am Hause war und sprangen hinaus. Da gab das Böckchen seinem Zickelchen die Hand, und heidi! fort ging es bis an das Haus, in dem der Förster wohnte. Dem Förster erzählten sie nun, dass der Wolf an ihrem Hause stehe und hinein wolle. Der nahm auch gleich seine Flinte von der Wand und ging mit, — die beiden Zickelchen trippelten immer hinter ihm drein —, und als er hin kam, stand der Wolf richtig noch da und klinkte an der Thür. Aber da hatte er die längste Zeit geklinkt; auf einmal ging es: Puff! und Pautz! da lag der große Räuber am Boden. Als Vater und Mutter nach Hause kamen, waren sie voll Freuden, dass ihre beiden Zickelchen noch lebten, sangen und sprangen und hielten einen Tanz. Dem Wolf aber, der am Boden lag, zogen sie das Fell ab. Daraus soll der einen Pelz bekommen, der am besten aufgepasst hat.

Ernst Lausch.

107. Die zwei Ziegen.

Zwei Ziegen begegneten sich auf einem schmalen Stege, der über einen tiefen, reißenden Waldstrom führte; die eine wollte herüber, die andere hinüber.

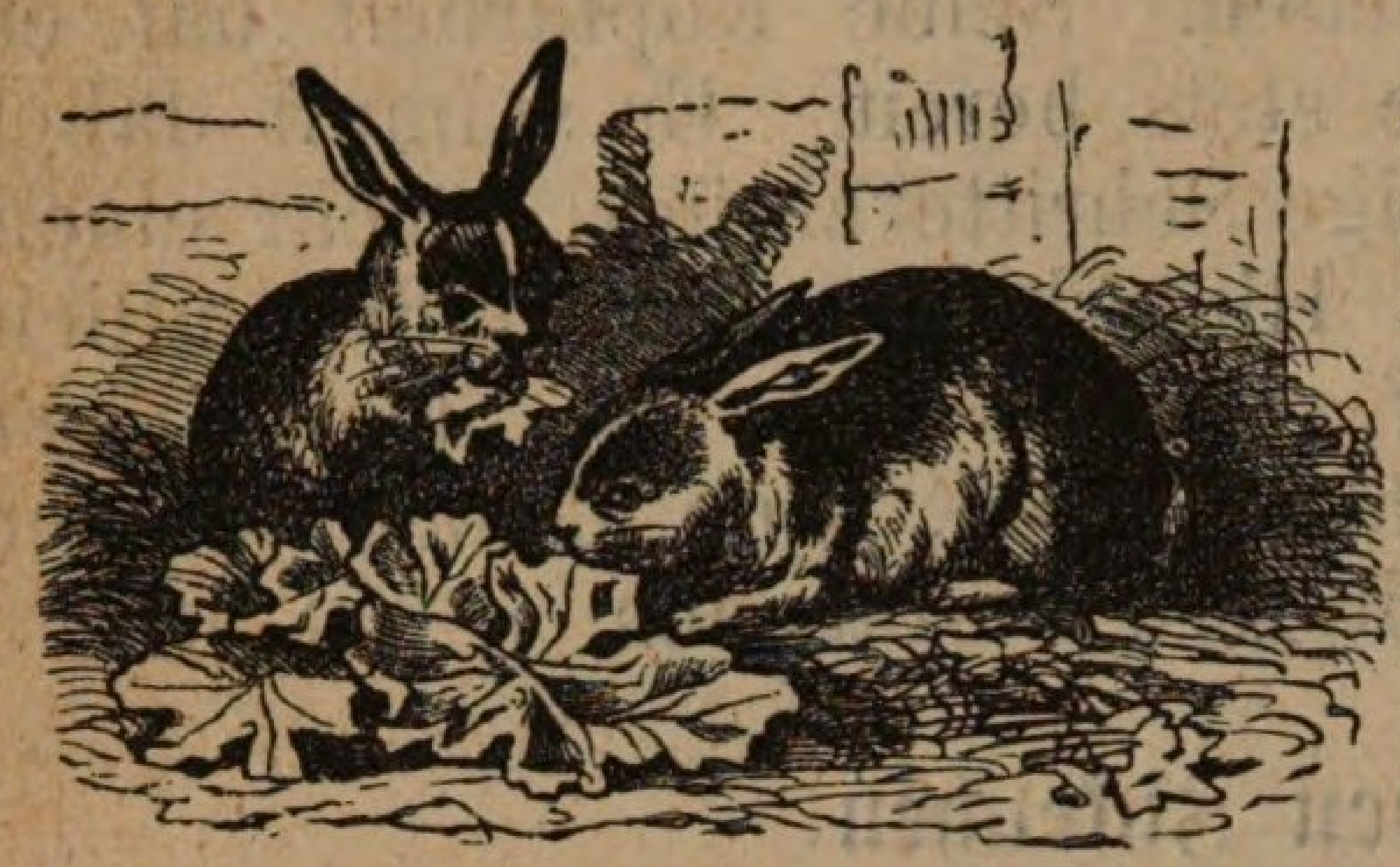
„Geh' mir aus dem Wege!" sagte die eine. „Das wäre mir schön," rief die andre. „Geh' du zurück und lass mich hinüber! ich war zuerst auf der Brücke."

„Was fällt dir ein?" versetzte die erste. „Ich bin so viel älter als du und sollte dir weichen? Nimmermehr!"

Beide bestanden immer hartnäckiger darauf, dass sie einander nicht nachgeben wollten; jede wollte zuerst hinüber und so kam es vom Zanke zum Streite und zu Thätlichkeiten. Sie hielten ihre Hörner vorwärts und rannten zornig gegen einander. Von dem heftigen Stoße verloren aber beide das Gleichgewicht; sie stürzten mit einander über den schmalen Steg hinab in den reißenden Waldstrom, aus welchem sie sich nur mit größter Anstrengung ans Ufer retteten.

So gehts den Eigensinnigen und Hartnäckigen.! Grimm.

108. Das Kaninchen.



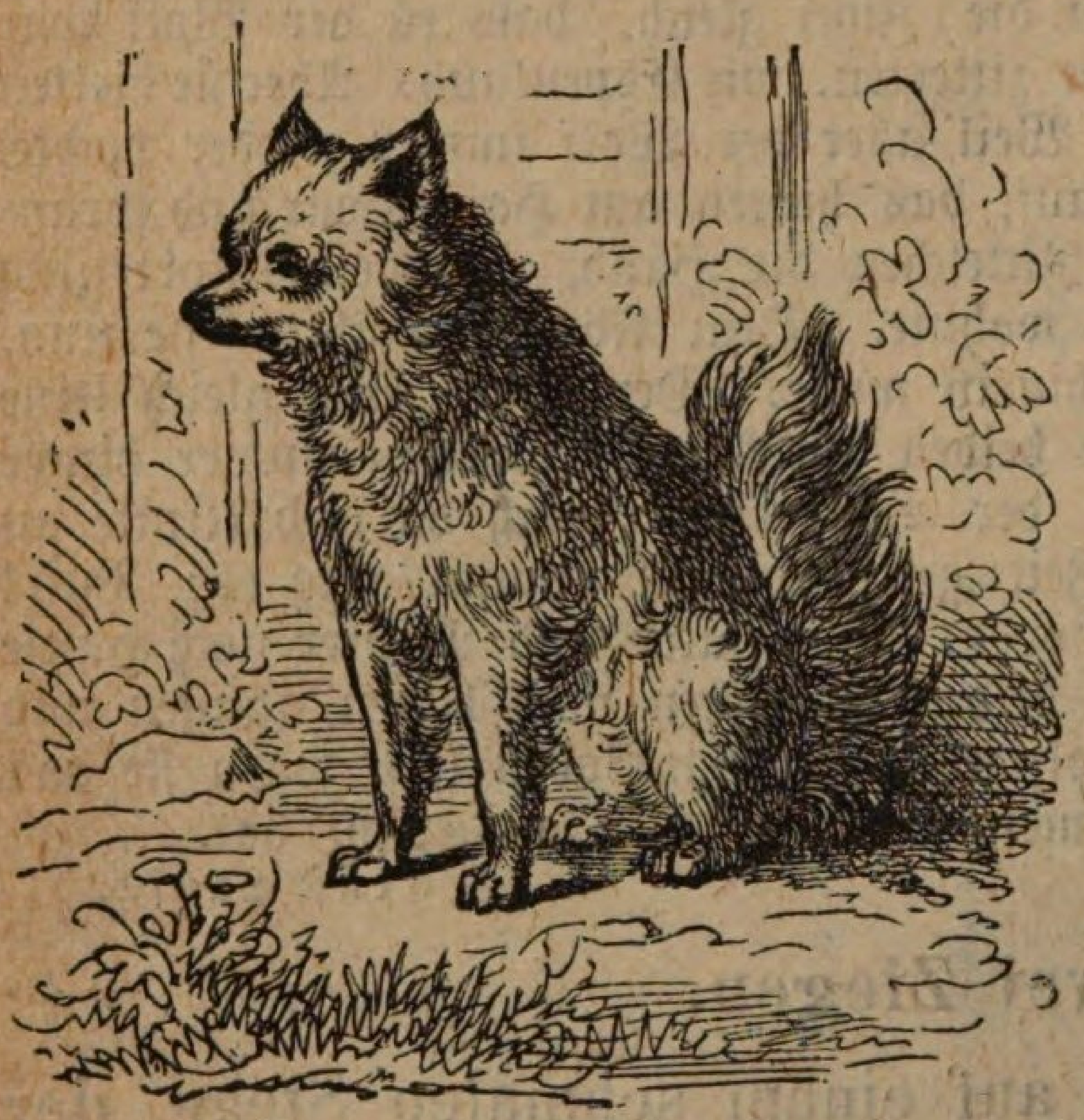
Was sitzt ihr Kaninchen so lustig dort und putzt euch das Schnäuzchen fort und fort, und schaut um euch her mit freiem Muth?

K. Das macht unser Herr, der ist so gut, der besucht uns des Tages drei- viermal wohl und streichelt uns freundlich und bringt uns Kohl.

Da hörten sie was, da kam's gegangen; sie spitzten die Ohren mit Verlangen, ein Kopf sah über; es kam eine Hand, die war den Kaninchen gar wohlbekannt, und reicht ihnen frische Blätter hin; da zupften sie d'ran mit frohem Sinn.

Hey.

109. Der Hund.



Das Pferd nützt uns durch seine Körperkraft, die Kuh durch ihre Milch, das Schaf durch seine Wolle, der Hund aber durch seine Klugheit. Klugheit ist mehr werth als Wolle und Milch. Darum genießt der Hund auch die Ehre, den Menschen begleiten und mit ihm in demselben Zimmer sein zu dürfen. Diese Auszeichnung vergilt er durch wichtige Dienste und standhafte Treue. Der Hofhund läuft während der Nacht unermüdlich im Hofe umher; der Schäferhund verliert vom Morgen bis zum Abend keine Minute lang die Heerde aus den Augen, und der Jagdhund holt das geschossene Wild selbst aus dem Wasser und bringt es freudig seinem Herrn. Und für all' diese Dienste verlangt der Hund nichts weiter, als einige Reste von unserer Mahlzeit und eine liebevolle Behandlung. Redet man den Hund freundlich an und streichelt ihn, so springt er freudig an uns empor, liebkoset uns und leckt uns die Hand. Zeigt man ihm dagegen ein unfreundliches Gesicht, oder schilt man ihn gar, so läuft er furchtsam aus dem Wege, duckt sich nieder und sucht sich zu verbergen. Fremde Hunde darf man nicht anfassen, denn der Biß eines Hundes kann oft sehr gefährlich werden.

Lüben.

110. Knabe und Hündchen.

K. Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn,
Ordentlich grade sitzen lern'!
H. Ach, soll ich schon lernen und bin noch so klein?
O, laß es doch noch ein Weilchen sein!

K. Nein, Hündchen, es geht am besten früh;
Denn später macht es dir große Müh'.
Das Hündchen lernte; bald war's geschehen,
Da konnt' es schon sitzen und aufrecht gehen,
Getrost in das tiefe Wasser springen
Und schnell das Verlor'ne wieder bringen.
Der Knabe sah seine Lust daran,
Lernt' auch und wurde ein kluger Mann.

Hey.

111. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Ein Junker hielt sich ein paar Hunde: es war ein Pudel und sein Sohn. Der junge, namens Pantalon, vertrieb dem Herrchen manche Stunde. Er konnte tanzen, Wache steh'n, den Schubkarr'n zieh'n, ins Wasser geh'n und alles dieses aus dem Grunde. — Der schlaue Fritz, des Jägers Kind, war Lehrer unser's Hund's gewesen und dieser lernte so geschwind, als mancher Knabe kaum das Lesen. — Einst fiel dem kleinen Junker ein, es müsste noch viel leichter sein, den alten Hund gelehrt zu machen. „Herr Schnurr" war sonst ein gutes Vieh, doch seine Herrschaft zog ihn nie zu solchen hochstudierten Sachen; er konnte bloß das Haus bewachen. — Der Knabe nimmt ihn vor die Hand und stellt ihn aufrecht an die Wand; allein der Hund fällt immer wieder auf seine Vorderpfoten nieder. Man rufet den Professor Fritz; und er erschöpfet seinen Witz. — Umsonst! Es will ihm nicht gelingen den alten Schüler zu bezwingen. „Vielleicht", sprach Fritz, „hilft hier der Stock." Er holt den Stock, man prügelt Schnurren; doch bleibt er steifer als ein Bock, und endlich fängt er an zu murren. „Was wollt ihr?" sprach der arme Tropf, „ihr werdet meinen grauen Kopf doch nimmermehr zum Doctor schlagen." — Geht, werdet durch mein Beispiel klug! Ihr, Kinder, lernet jetzt genug; ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.

Pfeffel.

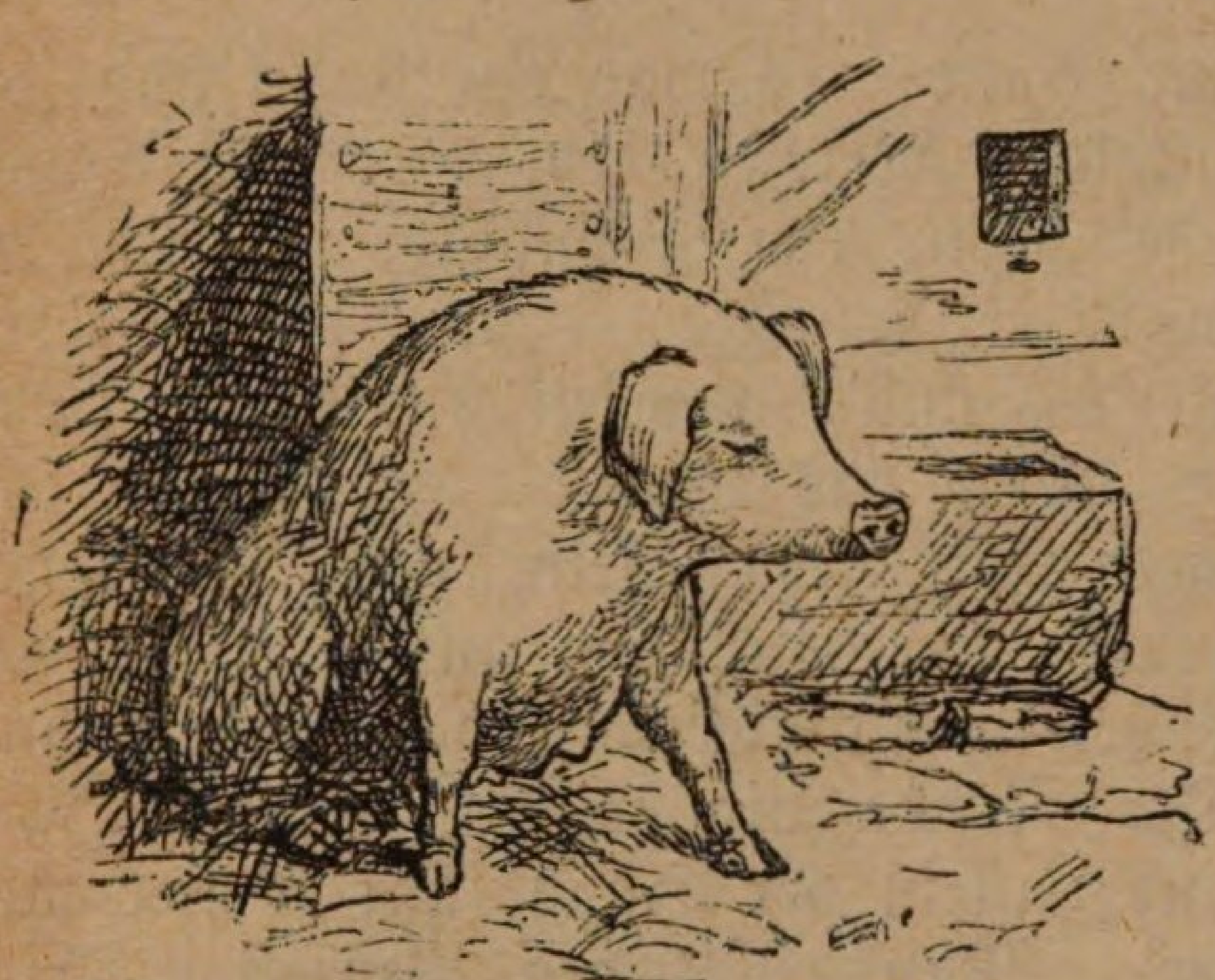
112. Wie Hunde ihren Herrn retten.

Ein Landmann ging mit seinen beiden Hunden in den Wald und bestieg eine sehr hohe Buche, um Bucheckern zu sammeln für seine Schweine. Er glitt aus, stürzte herab, blieb aber mit dem Fuße zwischen zwei gabelförmig stehenden Aesten, mit dem Kopfe abwärts, hängen. So schwebte er zwischen Himmel und Erde, ohne sich helfen zu können. Seine Hunde winselten, liefen hin und her und gaben auf alle Weise ihre Angst und ihren Schmerz um ihren Herrn zu verstehen. Endlich lief der eine von denselben nach Haus, erhob vor den Angehörigen des Herrn ein klägliches Geheul, gebärdete sich äußerst unruhig, lief fort, kam wieder, lief wieder weg und gab auf alle Weise zu verstehen, dass man ihm folgen solle.

Zuletzt ging man ihm nach, da rannte der Hund nach dem

Walde zurück, wo sein Herr hing, lief wieder zurück, wenn die begleitenden Leute nicht schnell genug gingen. So brachte er sie noch zur rechten Zeit an den Baum, auf welchem sein Herr hing, und der Verunglückte wurde gerettet. — Der andere Hund war indessen bei seinem Herrn geblieben, erhob seine Stimme so stark er konnte, um durch sein Bellen andere Leute aufmerksam zu machen und zur Hilfe herbei zu rufen. Stern.

113. Das Schwein.



1. Obgleich das Schwein nicht zu den reinlichsten Thieren gehört, so ist es doch eines der nützlichsten Hausthiere der Menschen.

Die kleinen, niedlichen, jungen Schweinchen, „Ferkel" genannt, sind allerliebste Thiere. Sie werden, nachdem sie von ihrer Mutter, „der Sau", getrennt sind, meist mit Milch aufgefüttert. Etwas größer geworden heißen sie nun „Läufer" und werden von den Leuten zum Mästen gekauft. Das Schwein wird gegen 3 Fuß hoch und gegen 5 Fuß lang. Sein Kopf ist keilförmig und endet in einem Rüssel, dessen Endfläche einer kleinen Scheibe gleicht. An der untern Seite des Rüssels befindet sich die lange Schnauze, welche mit scharfen Zähnen und besonders noch mit zwei an der Seite hervorstehenden „Hauern" versehen ist. Der ganze Körper des Schweines ist mit einer sehr starken, dicken Haut umgeben, welche Schwarte heißt und mit Borsten bewachsen ist. Dem Rückgrat entlang sind die Borsten am stärksten. Der Schwanz des Schweines ist kurz, dünn und geringelt. Seine Füße heißen „Klauen" und sind an den äußern Enden mit je vier hornartigen Schuhen bewachsen.

2. Die verlautbarte Stimme des Schweines ist theils ein Grunzen, theils ein Quiken. Die Farbe des Schweines ist entweder schwarz oder weiß, oder braungelb, oder bunt und gefleckt. Das Schwein ist in seiner Nahrung nicht wählerisch und deshalb ein ekelhaftes Thier. Es frisst alles, was andere Thiere nicht mögen, und was irgend zu genießen ist, ja selbst Koth; am liebsten aber genießt es Eicheln, Buchnüsse, Erbsen, Mais, Kartoffeln und Rüben. Das Schwein liegt gern feucht und kühl, daher wälzt es sich auch mit Wohlbehagen im Schlamme und in Pfützen herum. Mit seinem Rüssel wühlt es gern in frischer Erde und im Morast. Das Schwein nützt uns durch sein Fleisch, das

wir als Wurst, oder Speck, oder Schinken genießen; und ohne Schmalz — das Fett des Schweines — kann die Köchin fast nichts kochen oder braten. Seine Borsten benutzt der Schuhmacher zu den Spitzen des Drathes, mit welchem er Stiefeln und Schuhe näht, und der Bürstenbinder, der aus denselben Bürsten und Borstbesen anfertigt.

In den großen, deutschen Wäldern leben auch noch wilde Schweine, die den zahmen gar nicht zu unähnlich sind. D.

114. Das Schlachtefest.

(Hans und Paul.)

H. Paul, morgen musst du bei uns sein;
Ich lade dich zum Feste ein.
P. Ein Fest bei euch? Was ist denn los?
H. Wir schlachten ein Schwein, gar fett und groß.
P. Ei, Hans, da komm' ich, kannst mir's glauben,
Wenn meine Eltern es erlauben. —

Am Morgen ist der Fleischer gekommen und hat das Schwein bald vorgenommen; es ward gestochen, da quikt es sehr und hatte bald kein Leben mehr. Nun ward es zerhauen und rein gemacht, das Fleisch in Molden und Tonnen gebracht. Viel Schinken gab es, viel Speck und Würste und von den Borsten: Besen und Bürste. — Die Kinder schmausten auf's allerbest', und dachten noch lange ans Schlachtefest. E. Lausch.

115. Der Menschenfresser.

Zwei Knaben aus der Stadt verirrten sich in einem fürchterlichen Walde und blieben dort in einem unansehnlichen, einsamen Wirthshause über Nacht.

Um Mitternacht hörten sie in der nächsten Kammer reden. Beide hielten sogleich die Ohren an die hölzerne Wand und horchten. Da vernahmen sie deutlich die Worte: „Weib, schüre morgen frühe den Kessel; ich will unsere zwei Bürschlein aus der Stadt schlachten.“

Die armen Knaben empfanden einen Todesschrecken. „O Himmel, dieser Wirth ist ein Menschenfresser!“ sagten sie leise zu einander, und sprangen beide zum Kammerfenster hinaus, um zu entlaufen. Allein zu ihrem neuen Schrecken fanden sie das Hofthor verschlossen.

Da krochen sie zu den Schweinen in den Stall, und brachten die Nacht in Todesängsten zu. Am Morgen kam der Wirth, machte die Stallthür auf, wetzte sein Messer und rief: „Nun, ihr Bürschlein, heraus; eure letzte Stunde ist gekommen!“

Beide Knaben erhoben ein Jammergeschrei und flehten auf den Knieen, sie doch nicht zu schlachten. Der Wirth wunderte sich, sie im Schweinestalle zu finden und fragte, warum sie ihn für einen Menschenfresser hielten.

Die Knaben sprachen weinend: „Ihr habt ja heute Nacht selbst

gesagt, dass ihr uns diesen Morgen schlachten wollt." Allein der Wirth rief: „O, ihr thörichten Kinder! euch habe ich nicht gemeint. Ich nannte nur meine zwei Schweinlein, weil ich sie in der Stadt gekauft habe, im Scherze meine zwei Bürschlein aus der Stadt. So geht's aber, wenn man horcht. Da versteht man vieles unrichtig, hat andere leicht in falschem Verdacht, macht sich selbst unnöthige Sorgen, geräth in Angst und zieht sich manchen Verdruss zu." C. Schmid.

116. Räthsel.

I.

Ich trage Borsten wie ein Schwein, will aber doch nimmer ein solches sein; wer sagt, dass ich eins wär, der belügt euch gar sehr; denn alles, was unrein, mach' eben ich rein.

II.

Gebunden aus vielen Reisern bin ich in allen Häusern, in Stuben, Kammern, Ställen, auf Böden, in Kellern, Scheuern und wo's sonst von nöthen. Ich bringe stets aus den Wegen, was dort zu viel gelegen.

III.

Es hat kein Auge, keine Hand, hat nicht Vernunft und nicht Verstand, doch malt es, wie's kein Künstler kann, im Augenblicke jedermann.

117. Die Katze.



1., Wie die Katze aussieht. Ihr Körper ist mit kurzen, weichen Haaren bedeckt. Die Farbe ihres Pelzes ist sehr verschieden. Es giebt graue, schwarze, weiße, fuchsrothe und gefleckte Katzen. Der Kopf ist rund und dick und mit einem Barte von Schnurrhaaren versehen. In ihrem Maule hat sie gar scharfe, starke Zähne. Die Augen sind graugrün und leuchten des Nachts. Sie kann auch des Nachts gut sehen, wenn sie auf Raub ausgeht. Der Rücken ist sehr biegsam. Die Fußsohlen sind behaart und die Zehen mit spitzigen Krallen, welche sie einziehen kann, versehen.

2., Was die Katze thut. Sie hört und sieht scharf; sie ist listig, naschhaft und falsch. Das Weibchen nährt oder säugt mit seiner Milch die Jungen, die anfangs blind und zahnlos sind. Man hält die Katze zum Wegfangen der Mäuse. Sie frisst vorzugsweise Fleisch und Milch. Ihren Raub erhascht sie in Sprüngen mit den Vorderpfoten. Ihr Gang ist leise. Sie klettert gut und flink, fällt immer auf die Beine, schläft zusammengerollt auf der Seite und schnurrt oder spinnt, wenn sie sich behaglich fühlt. Im Zorne macht sie einen Buckel, sträubt die Haare, zischt und sperrt dabei den Rachen auf, während ihre Augen funkeln. Streichelt man ihre Haare im Finstern rückwärts, so entstehen Funken. Sie ist anhänglich an das Haus, aber nicht an die Personen im Hause. Wenn man sie daher in ein anderes Haus fortträgt, oft sehr weit, so kehrt sie immer zu ihrem Hause zurück, wo sie zuerst genährt wurde. Man

lasse sie nicht in der Nähe schlafender Kinder; denn es ist schon vorgekommen, dass sie sich auf das Gesicht derselben gelegt und sie so erstickt hat.

3., Wie die Katze das Mäuschen fängt. Die Katze ist ein rechter Mäusejäger. Eine Flinte hat sie nicht, aber ihre Krallen sind spitz, wie Nadeln, und was sie mit ihren scharfen Zähnen greift, das kommt auch nicht wieder los. Da liegt sie unter dem Ofen und schläft. Aber in der Ecke pfeift das Mäuschen ganz leise: piep, piep! Da springt die Katze auf und legt sich auf die Lauer, so heimlich und sacht, dass das Mäuschen nichts hört. Das Mäuschen steckt den Kopf aus dem Loche und will sehen, ob alles sicher ist. Die Katze sieht es. Ihre großen Augen fangen an zu funkeln. Aber noch liegt sie ganz stille. Das Mäuschen hat nichts Arges und schlüpft heraus. Da thut die Katze einen Sprung — und das Mäuschen ist gefangen. Es schreit und zappelt gewaltig. Aber das hilft ihm alles nichts. Die Katze hat es gepackt und drückt es so fest und beißt ihre scharfen Zähne so tief hinein, dass dem Mäuschen der Odem ausgeht. So macht es das Mäusekätzchen.

4., Wie die Katze nascht und Vögel fängt. Dass die Katze Mäuse wegfängt, seh'n wir gern; denn die Mäuse zernagen Kleidungsstücke und benaschen Speck und Mehl. Und in den Scheunen und auf den Kornböden sind sie erst recht zu Hause. Doch selbst auch naschen, das sollte die Katze nicht thun. Aber sie kann es nicht lassen. Die Milch leckt sie aus dem Topfe; das Fleisch nimmt sie vom Teller; die Suppe nascht sie aus der Schüssel; und der Speck und die Wurst in der Küche sind nicht vor ihr sicher. Das gefällt mir nicht. Ich möchte nicht so ein Naschkätzchen sein! Aber auch das gefällt mir nicht, dass die Katze so gern auf den Vogelfang ausgeht. Was haben ihr denn die Vöglein gethan, die so fröhlich im Baume singen? Und doch, wo sie eins erwischen kann, da thut sie es. Aber wie fängt sie das an? Sie kann doch nicht fliegen, wie die Vöglein? Das nicht. Aber klettern kann sie, wie einer. Auf dem Baume ist sie in wenigen Sprüngen; auf dem Dache läuft sie entlang, als ob sie Seiltanzen gelernt hätte.



Frau Katze, was schleichst du doch dort auf dem Dache umher so hoch? Wenn die Katze das Vöglein nicht anders fangen kann, so versteckt sie sich und lauert, bis das Vöglein, das von nichts weiß, ganz nahe gekommen ist. Dann springt sie plötzlich zu, und das Vöglein erschrickt gewaltig und weiß nicht, wo es schnell hinfliegen soll. Ehe es fort kommen kann, hat es die Katze gepackt und läuft mit ihm fort. Nach Verschiedenen.

118. Hausfrau und Katze.

K. Frau! Frau!
H. Ei, Kätzchen, sag', was rufst du wieder?
Leg' ruhig dich auf's Lager nieder!
K. Schau! Schau!
H. Nun, Kätzchen, sag', was soll ich sehen?
Dir ist doch wohl kein Leid geschehen?
K. Au! Au!
H. Arm' Kätzchen, bist ja ganz zerrissen;
Wer hat dich denn so arg gebissen?
K. Wau! Wau!
H. Der Hund? Ei, der ist auch verletzet;
Wer hat denn ihn so grob zerfetzet?
K. Miau! Miau!
H. Du, Kätzchen? Nun, so lass das Klagen;
Ihr hättet sollen euch vertragen. Münkel.

119. Die Katze und der Windhund.

Ein Windhund verfolgte einen Hasen, biss ihn todt und brachte ihn auf den Hof. Eine Katze sah dies und machte dem Windhund Vorwürfe über seine Grausamkeit. In demselben Augenblicke ließ sich ein Mäuschen blicken. Husch! sprang die Katze darauf los, packte es mit den Zähnen und machte seinem Leben ein Ende. Da sprach der Windhund: „Warum machst du mir Vorwürfe? Mir nimmst du es übel, dass ich einen Hasen fange, und du selbst tödtest das arme Mäuschen?“ Und was erwiderte darauf die Katze? Sie sprach: „Ei, das ist ja nur eine Maus!“

Aus Jüttings Fibel.

120. Die Maus.



Hund und Katze hat der Mensch zu sich ins Haus genommen, das Mäuschen aber hat sich ohne Einladung von selber gefunden. Es wäre auch eine ganz niedliche Gesellschafterin, wenn sie nur nicht den langen, kahlen Ringelschwanz hätte und nicht gar so viel an Butter, Käse, Speck, Kuchen und Brot umher naschte. Kleine Mädchen fürchten sich freilich vor einem Mäuschen oft mehr, als vor einem Löwen. Aber das Mäuschen thut keinem Menschen etwas zu Leide und ist noch furchtsamer als ein Hase. Ein leiser Tritt auf dem Fußboden erschreckt sie so heftig, dass sie die schönsten Leckerbissen liegen lässt und über Hals und Kopf ihrem Loche zueilt. Die Katze ist der unerbittlichste Feind der Mäuse und sucht sie daher ohne Geheiß überall auf, auf dem Boden, im Keller, in Scheunen und Ställen.

A. Lüben.

121. Mäuschen.

Frau: Mäuschen, was schleppst du dort mir das Stück Zucker fort? Mäuschen: Liebe Frau, ach vergieb! habe vier Kinder lieb; waren so hungrig noch. Gute Frau, lass mir's doch! — Da lachte die Frau in ihrem Sinn und sagte: „Nun Mäuschen, so lauf' nur hin! Ich wollte ja meinem Kinde soeben auch etwas für den Hunger geben.“ Das Mäuschen lief fort, o wie geschwind! Die Frau ging fröhlich zu ihrem Kind.

Hey.

122. Frosch und Maus.

Eine Maus wäre gern über das Wasser gewesen und konnte nicht. Da bat sie einen Frosch um Rath und Hilfe. Der Frosch aber war ein Schalk und sprach zur Maus. „Binde deinen Fuß an meinen Fuß, so will ich schwimmen und dich hinüber ziehen. — Als sie aber auf's Wasser kamen, tauchte der Frosch hinunter und wollte die Maus er=

saufen. Indem aber die Maus sich wehret und zappelt, fliegt eine Weihe daher und erhascht die Maus; zugleich zieht sie aber den Frosch auch mit heraus und frisst sie beide. Luther.

123. Räthsel.

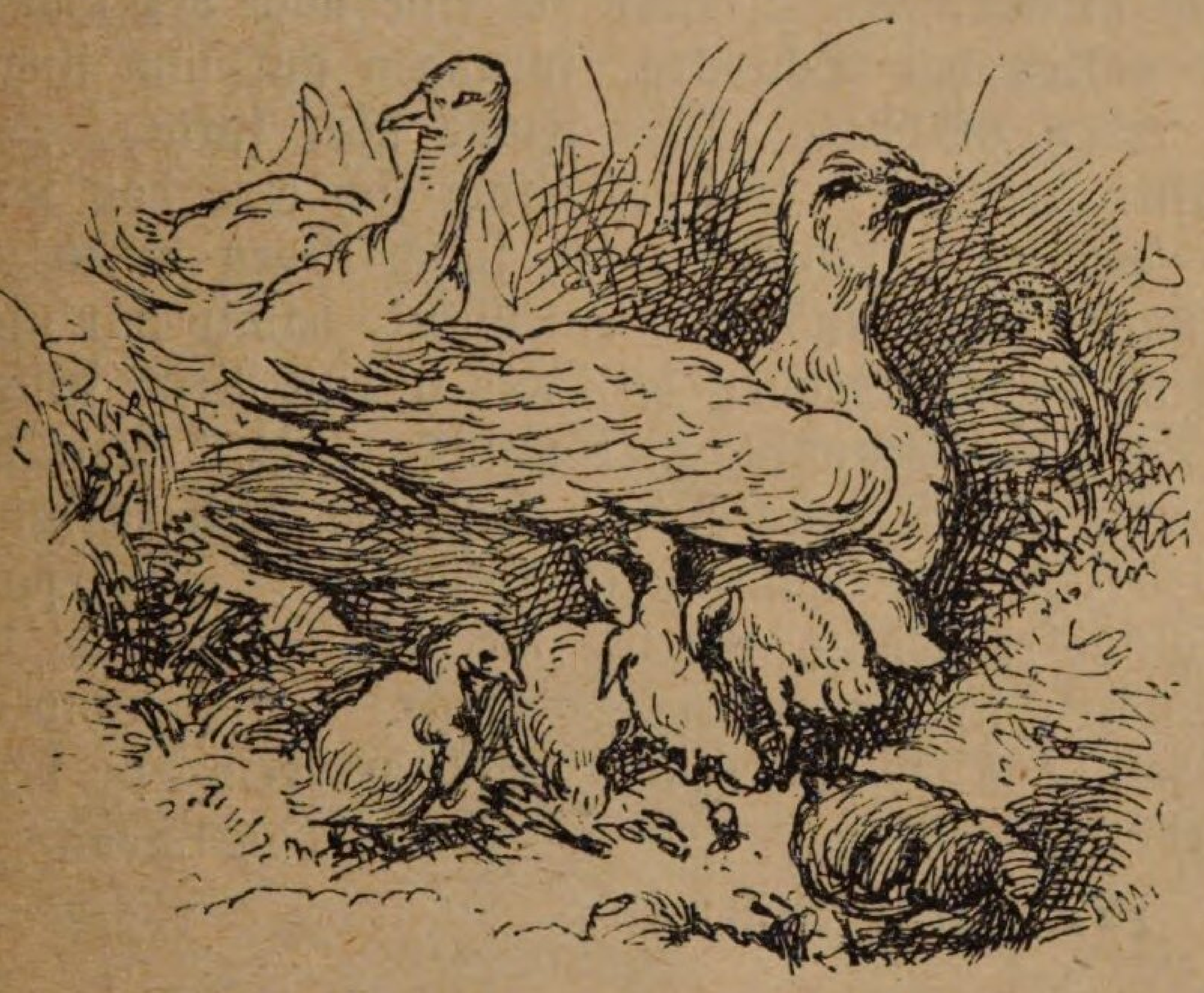
I.

Ich habe scharfe Zähne und beiße nicht damit,
Ich gehe auf und nieder und mach' doch keinen Schritt.

II.

Ein Kopf und ein Bein ist alles was mein,
Der Kopf hat keine Mütze, das Bein hat eine Spitze
Und wohne ich im Stiefel dein, dann geh ich auf dem Kopfe mein.

124. Die Gans.



Ach, seht doch einmal die niedlichen gelben Dingerchen dort an! Sind denn das etwa junge Gänschen? Es muss wohl so sein; denn die alte Gans nimmt sich ja ihrer mit großer Besorgnis an, als wären es ihre Kinder. Man sollte gar nicht denken, dass aus so einem kleinen Thierchen ein großer Vogel mit langen Flügeln werden könnte. Wenn man's freilich recht überdenkt, so braucht man sich darüber nicht so sehr zu wundern. Mein Vater hat mir gesagt, die größte Eiche im Walde sei einmal so klein gewesen, wie mein kleiner Finger, oder gar noch kleiner. Ich gedenke ja auch noch viel größer zu werden.

Wenn viele Gänse beisammen sind, so schnattern sie fortwährend. Das Schnattern ist ihre Sprache. Hat sich eine Gans weit vom Haufen entfernt, so schreit sie laut und ängstlich, bis sie Antwort erhält und ihre Kameraden wieder sieht. Kommt sie dann näher, so strecken ihr alle die Köpfe entgegen und begrüßen sie recht herzlich.

Gänsriche vertragen sich so wenig mit einander wie Hähne. Der Stärkere beißt so lange auf den Schwächern los, bis dieser sich fern hält. Die Gänse begeben sich darauf in den Schutz des Siegers. A. Lüben.

125. Gänschen.

Gänschen, ein armes Kind bist du. Sprich, warum hast du nicht Strumpf und Schuh?

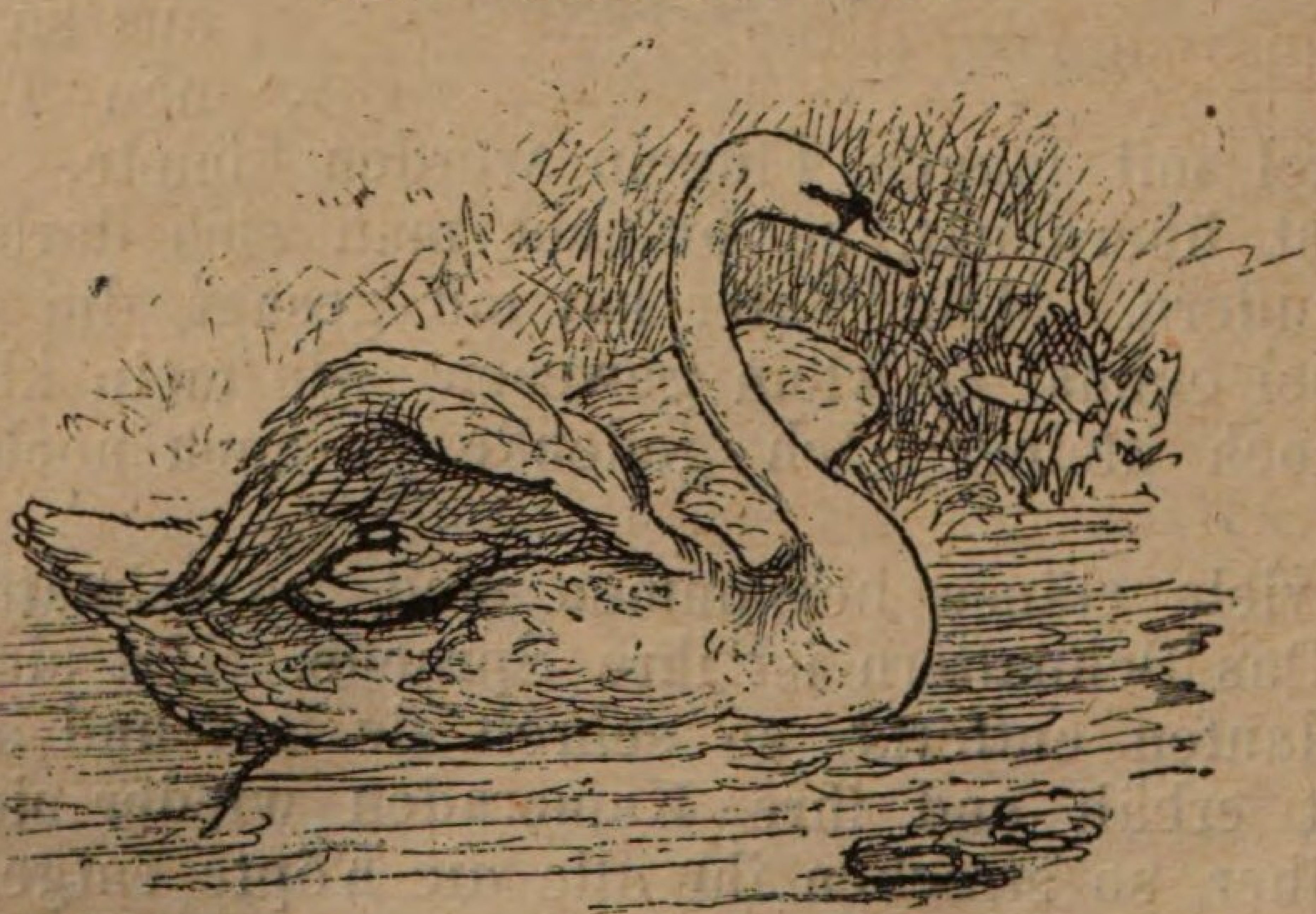
Gänschen: Freilich, die könntest du mir wohl schenken; aber da kommt mir ein Bedenken, wenn ich damit nun ins Wasser ginge, würden nicht naſs die schönen Dinge?

Ihm mochte der Bach viel lieber sein; mit bedächtigem Schritt trat's mitten hinein; bald ist's geschwommen und bald gegangen und hatte weiter gar kein Verlangen. Es blieb darin stehen Tag und Nacht, hat nicht an Schuh und Strümpfe gedacht. Hey.

126. Fuchs und Gänse.

Der Fuchs kam einmal auf eine Wiese, wo eine schöne Herde fetter Gänse saß; da lachte der Fuchs und sprach: „Ei, ich komme ja, wie gerufen; ihr sitzt hübsch beisammen, da kann ich eine nach der andern auffressen." Die Gänse gakten vor Schrecken, sprangen auf und fingen gar kläglich an um ihr Leben zu bitten. Der Fuchs aber sprach: „Da ist keine Gnade, ihr müsset sterben!" Endlich nahm sich eine das Herz und sagte: „Sollen wir doch einmal unser jung, frisch Leben lassen, so erzeige uns die Gnade und erlaub' uns noch ein Gebet, damit wir nicht in unsern Sünden sterben; hernach wollen wir uns in eine Reihe stellen, damit du dir immer die fetteste aussuchen kannst." „Ja," sagte der Fuchs, „das ist billig und eine fromme Bitte, betet, ich will so lange warten." Also fing die erste ein recht langes Gebet an: „Ga! ga!" und weil sie gar nicht aufhören wollte, wartete die zweite gar nicht, bis die Reihe an sie kam, sondern fing auch an: „Ga! ga!" Und wenn sie alle ausgebetet haben, soll das Märchen auserzählt werden; sie beten aber alleweil noch immer fort. Simrock.

127. Der Schwan.



Schauet, wie der weiße Schwan schwimmt auf reiner Flut!
Wie der Schnee erglänzt sein Kleid, Kindlein merkt's euch gut!
Haltet euer Herz so rein, wie der Schwan die Federn sein.

Staub.

128. Schwan und Kind.

Kind dort, was scheust du dich?
Gar nicht so bös bin ich,
Schwimme daher ganz sacht,
Dass es kein Wellchen macht;
Mochte dich nur fragen eben:
„Willst du dein Stückchen Brot mir geben?"
Das Kind trat zu dem Teich heran
Und freute sich an dem schönen Schwan;
Wie rein und weiß war sein Gefieder,
Wie sanft er schwamm so hin und wieder;
Es wurde bald mit ihm bekannt,
Ließ das Brot ihn nehmen aus seiner Hand.

129. Die Ente.



Auf den ersten Blick sieht man den Enten an, dass das Wasser ihr Element ist. Ihre mit Schwimmhaut versehenen Füße stehen weit hinten am Körper und sind zum Rudern trefflich eingerichtet. Selbst die größte Kälte hindert sie nicht, ihren Lieblingsaufenthalt aufzusuchen, wenn sie nur irgendwo eine offene Stelle finden. Du darfst dich darüber nicht wundern; denn nass werden sie nicht, da die zarten Flaumenfedern ihres dichten Gefieders stets fettig sind. Dieses Fett schwitzen sie durch eine Drüse am Hinterkörper aus und verbreiten es mittels ihres Schnabels über das ganze Federkleid. Vor dem Eindringen der Kälte aber schützt ihren Körper eine dichte Fettlage unter der Haut. Im Wasser suchen die Enten gern ihre Lieblingsspeisen. Daneben verschmähen sie auch die Würmer im Schlamme nicht und nehmen überhaupt, wie das Schwein, mit jeder Kost fürlieb. Außerdem füttert sie der Mensch mit Getreidekörnern, Kartoffeln, Brot und dergleichen, damit ihr Fleisch ihm einen um so schmackhaftern Braten liefere. Ihre Eier, deren sie ebenfalls nicht wenige legen, sind gleichfalls wohlschmeckend, und mit ihren Federn füllt der Mensch seine Betten. Bisweilen übergiebt man die Enteneier einer Gluckhenne, die sie mit weit größerer Sorgfalt ausbrütet, als es die Entenmutter thun würde. Possierlich ist es anzusehen, wie sich die Pflegmutter um ihre verwegenen Stiefkinder ängstigt, wenn diese auf das Wasser eilen, ohne dass sie ihnen folgen kann.

Aus Haupt u. Scharlach's Lesebuch.

130. Fuchs und Ente.

F. Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich?
Komm' doch einmal her an das Ufer gleich!
Ich hab' dich schon lange was wollen fragen.
E. Herr Fuchs, ich wüsste dir nichts zu sagen;
Du bist mir so schon viel zu klug,
Drum bleib' ich dir lieber weit genug.

Herr Fuchs, der ging am Ufer hin
Und war verdrießlich in seinem Sinn;
Es lüstete ihn nach einem Braten,
Das hatte die Ente gar wohl errathen,
Heut' hätt' er so gern schwimmen können;
Nun musst' er ihr doch das Leben gönnen.

Hey.

131. Die Hühner.

Die Hühner gefallen mir eigentlich noch besser, als die Gänse und Enten. Sie laufen so munter auf dem Hofe umher und sehen in ihren weißen, schwarzen, röthlichen und bunten Federkleidern, ihren Hauben und Kämmen, gar niedlich aus. Am schmucksten von allen ist der Hahn. Seine Federn schillern in den schönsten Farben, sein Kamm ist groß, seine Kehllappen hängen herunter, wie ein langer rother Bart, seine Schwanzfedern sind sichelförmig, und an den Füßen hat er einen Sporn, wie ein Ritter. Er schreitet stolz umher, ruft die Hühner, wenn er etwas zu fressen findet, beißt sie aber auch weg, wenn sie zu viel davon nehmen. Ist er satt, so stellt er sich auf den Misthaufen, schlägt mit den Flügeln, krümmt den Hals und ruft laut: Kikiriki. Mehrere Hähne vertragen sich nicht auf einem Hofe; selbst die jungen, welche noch von der Mutter geführt werden, kämpfen heftig miteinander. Noch ehe die Sonne untergeht, begiebt sich das Hühnervolk zu Bette, erwacht aber dafür auch mit Tagesanbruch. Der Hahn ruft dann in seiner Sprache der Hausfrau zu:

Morgenstund' hat Gold im Mund!

A. Lüben.

132. Küchlein.

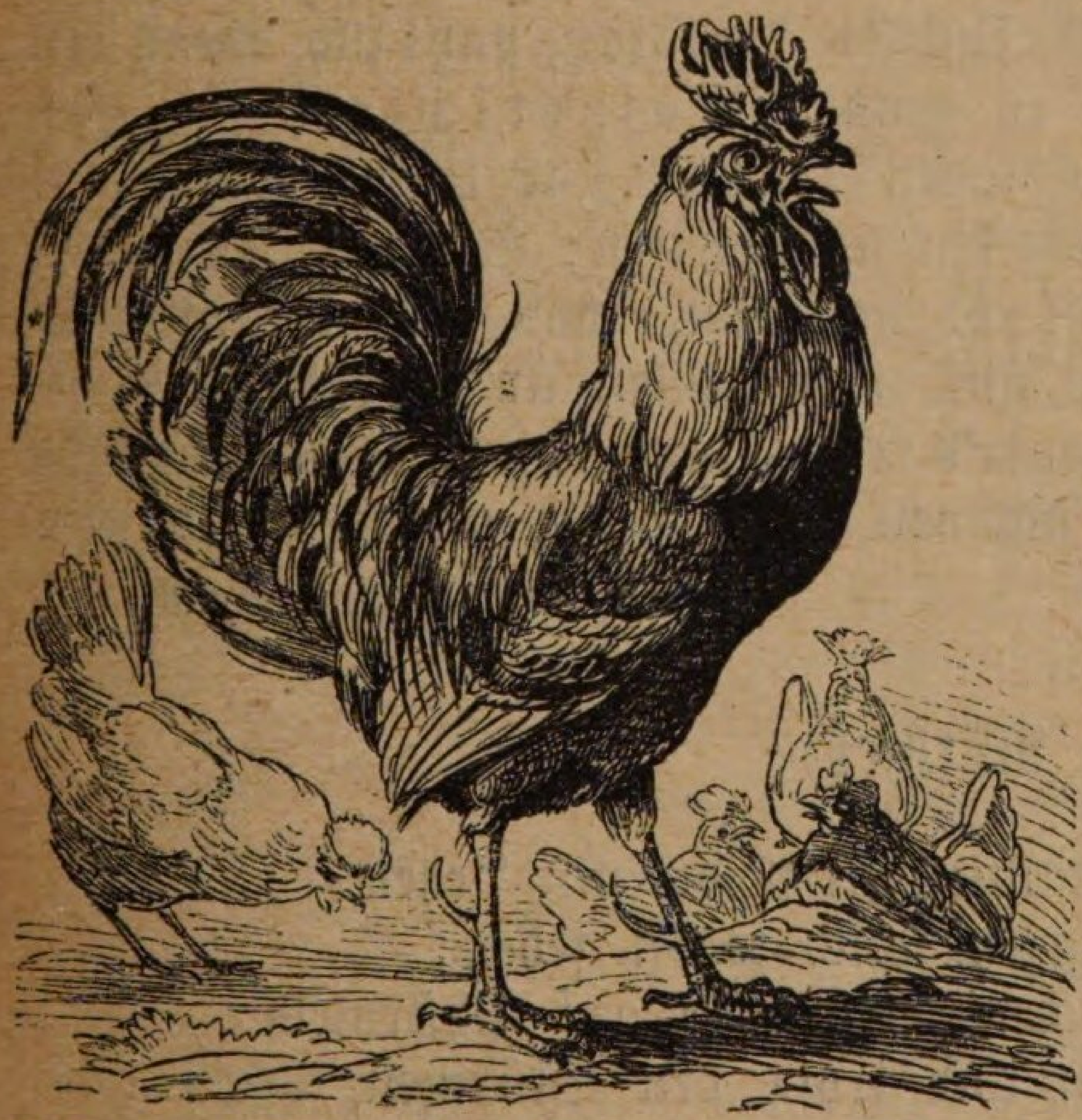
Küchlein, Küchlein! leichtsinnig Kind!
Wohin läufst du nun wieder so geschwind?
Durchkriechst gleich alle Winkel und Ecken,
Willst immer gern etwas Neues entdecken;
Und siehst du dann deine Mutter nicht,
Gleich schreist du so kläglich, du armer Wicht.



Das Küchlein lief in den Garten hinein;
Bald hört' es die Mutter ängstlich schrei'n.
Da suchte sie's auf mit Müh und Noth;
Vor Ängsten und Schrecken war's halb todt.
Schnell unter die Flügel kroch's ihr nun,
Und denkt: ich will's nimmermehr wieder thun.

Hey.

133. Der Haushahn.



Eine fleißige Hausfrau weckte ihre beide Mägde alle Morgen, sobald der Haushahn krähte. Die Mägde wurden über den Hahn sehr zornig und sagten zu einander: „Wenn der verwünschte Hahn nicht wäre, so könnten wir gewiss länger schlafen.“ Sie drehten ihm daher in aller Stille den Hals um und meinten, nun wären sie geborgen. Allein die Hausfrau, die schon sehr alt war, hatte einen leisen Schlaf und wachte öfters mitten in der Nacht auf. Sonst weckte sie die Mägde nicht eher, als bis der Hahn gekräht hatte; jetzt mussten sie aber oft schon um Mitternacht aufstehen und waren viel schlimmer daran als vormals.

Durch Unrecht macht man Übel nur ärger.

Chr. Schmid.

134. Der Fuchs und der Hahn.

Ein alter Haushahn hielt auf einer Scheuer Wache; da kommt ein Fuchs mit schnellem Schritt und ruft: „O krähe, Freund, weil ich dich fröhlich mache; ich bringe gute Zeitung mit. Der Thiere Krieg hört auf, man ist der Zwietracht müde, in unserm Reich ist Ruh und Friede. Ich selber trag' ihn dir von allen Füchsen an. O Freund, komm' bald herab, dass ich dich herzen kann. Was guckst du so herum?" „„Greif, Halt und Bellart kommen, die Hunde, die du kennst,"" versetzt der alte Hahn; und als der Fuchs entläuft, fragt er: „„Was ficht dich an?"" „Nichts, Bruder," spricht der Fuchs, der „Streit ist abgethan; allein ich zweifle noch, ob die es schon vernommen." Hagedorn.

135. Die drei Hausräthe.

„Wie fangt ihr's denn an, lieber Nachbar, dass euer Hauswesen so wohl bestellt ist, und man sieht doch nichts besonderes an euch und an dem, was bei euch vorgeht? Wir andern arbeiten doch auch und geben acht auf das Unsrige und halten es zu Rath, so gut es gehen mag, und doch hilft's nichts." Der Nachbar antwortete: „Ich wüßte nicht, was Schuld daran sein sollte, es wären denn meine drei Hausräthe, denen ich dies alles zu verdanken habe." — „Eure drei Hausräthe? Wer sind denn die?" — „Der Haushund, der Haushahn und die Hauskatze." — „Ihr spottet!" — „Es ist mein baarer Ernst; denn seht, der Haushund bellt, wenn ein Feind herbeischleicht, und da heißt es denn: „Aufgeschaut!" Der Haushahn kräht, wenn der Tag anbricht, und da heißt es denn: „Aufgestanden!" Und die Hauskatze putzt sich, wenn ein werther Gast kommt, und da heißt es denn: „Aufgerichtet!" — „Ich verstehe Nachbar, was ihr damit sagen wollt. Ihr meint, dass drei Dinge nöthig seien, um dem Hauswesen aufzuhelfen: Vorsorge gegen alles, was schaden kann, Thätigkeit in allem, was nützen kann und Freundlichkeit gegen alle, die uns wohlwollen und wohlthun." — „Wenn ihr's so nehmen wollt, so ist mir's recht; aber meine Hausräthe lobe ich darum, dass sie mich jederzeit mahnen, was zu thun ist, ich könnt's sonst leicht vergessen." B. Auerbach.

136. Räthsel.

Zum Hofe des Landmanns darfst du nur gehen,
Wenn heiter und lustig du mich willst sehen;
Auf Häusern und Kirchen, hoch oben auf Thürmen,
Da thron' ich zuweilen und trotze den Stürmen,
Hier mach' ich gefesselt in Lüften die Runde
Und gebe freiwillig den Fragenden Kunde.
Es rinnet durch mich der labende Wein,
Wenn müde du trittst in die Schenke ein.

137. Zum Preise Gottes.

Sieh, keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn,
Ohn' einen Blick zum Himmel auf zu thun;
Und ohn' vorher anbetend sich zum Staube
Geneigt zu haben, pickt kein Korn die Taube.
Sieh, was die Thierlein thun zu Gottes Ehr',
Vergiss doch du, o Kind, es nimmermehr!

Rückert.

138. Gott ist allmächtig.

Gott kann, was er nur will. Er ist der allmächtige Herr der Welt. — Gott spricht ein Wort, die Nacht hört auf; es kommt der Tag. Gott kann, was er nur will. Er spricht ein Wort, es schmilzt das Eis, es grünt das Feld, es blüht der Baum, es reift das Korn und auch das Obst. Gott kann, was er nur will. Er winkt, und es kommt der Herbst. Das Laub fällt ab, Schnee deckt das Land und der Bach wird Eis. Gott kann, was er nur will. Es lebt der Mensch, weil Gott es will. Es stirbt der Mensch, wenn Gott es will. Ein Hauch von Gott, und nicht mehr ist die Welt.

Bumüller.

Eine Hand, die Alles schafft,
Ohne Maß und Zahl,
Eine große Gotteskraft
Pflanzet Berg und Thal,
Führt die Sterne am Himmel aus,
Trägt das ganze Weltenhaus.

Möller.

139. Der Herr in seiner Kraft.

Den Himmel schaue, in seiner Sternenpracht,
Die Frühlingsaue, wie sie so blühend lacht,
Die Heerden, wie sie jauchzend springen,
Die Vöglein, wie sie jubelnd singen
Und um dich all' das rege Leben!
O, weißt du auch, wer's hat gegeben?
Das ist der Herr in seiner Kraft,
Er, der allmächtig wirkt und schafft;
Er sprach, und es war da im Nu —
Er spricht, er will, da lebst auch du.

Hey.

140. Was das Kindlein alles hat.

Zwei Augen hab' ich klar und hell, die dreh'n sich nach allen Seiten schnell, die seh'n alle Blümchen, Baum und Strauch und den hohen blauen Himmel auch; die setzte der liebe Gott mir ein, und was ich kann sehen, ist alles sein.

Zwei Ohren sind mir gewachsen an, damit ich alles hören kann,

wenn meine liebe Mutter spricht: „Kind, folge mir und thu' das nicht!" Wenn der Vater ruft: „Komm her geschwind, ich habe dich lieb, mein gutes Kind."

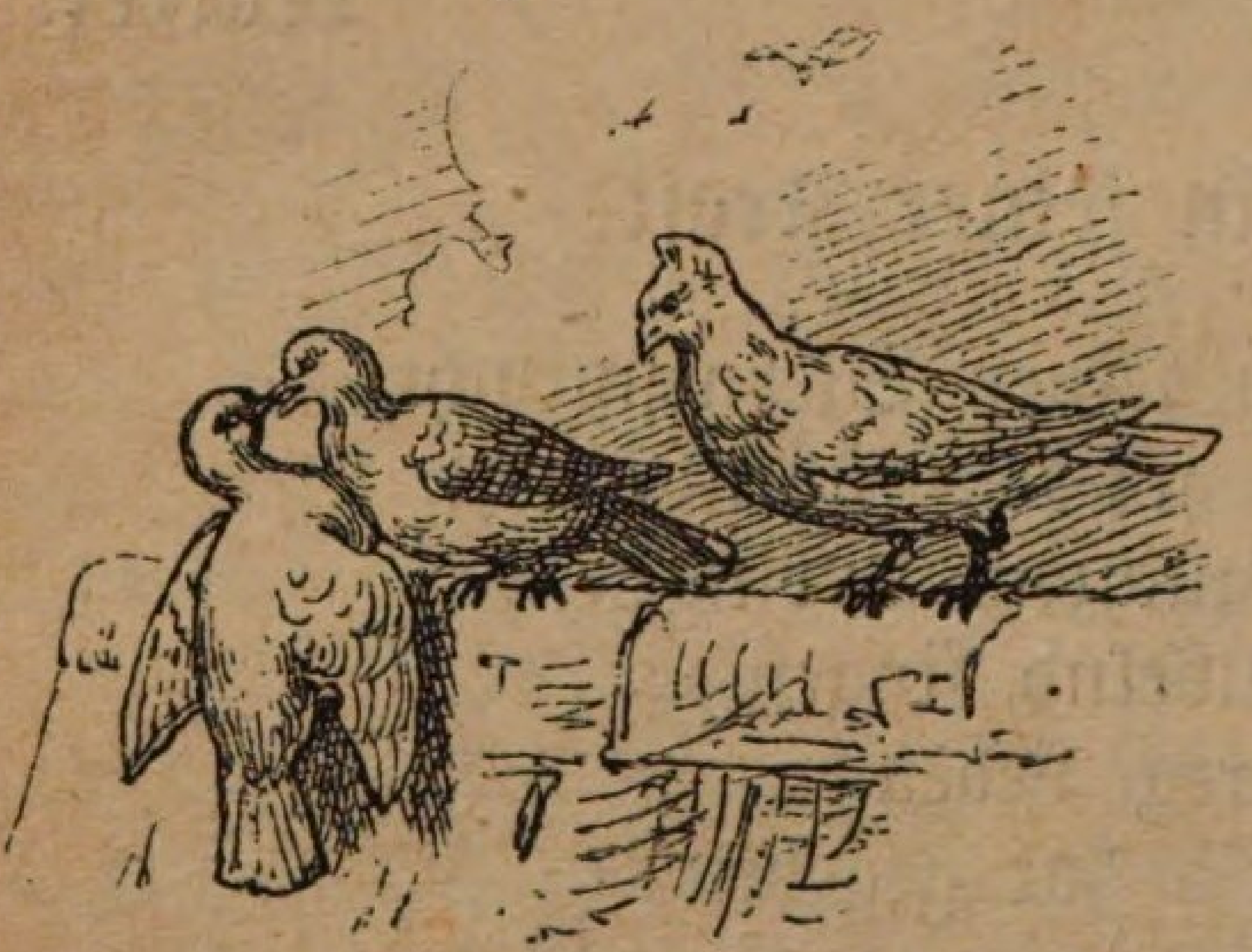
Einen Mund, einen Mund hab' ich auch, davon weiß ich gar guten Gebrauch, kann nach so vielen Dingen fragen, kann alle meine Gedanken sagen, kann lachen und singen, kann beten und loben den lieben Gott im Himmel droben.

Hier eine Hand und da eine Hand, die rechte und linke sind sie genannt; fünf Finger an jeder, die greifen und fassen. — Jetzt will ich sie nur noch spielen lassen; doch wenn ich erst groß bin und was lerne, dann arbeiten sie alle auch gerne.

Füße hab' ich, die können steh'n, können zu Vater und Mutter geh'n, und will es mit dem Laufen und Springen nicht immer so gut, wie ich's möchte, gelingen, thut nichts; wenn sie nur erst größer sind, dann geht es noch einmal so geschwind.

Ein Herz, ein Herz hab' ich in der Brust, so klein und klopft doch so voller Lust, und liebt doch den Vater, die Mutter so sehr. Und wisst ihr, wo ich das Herz hab' her? Das hat mir der liebe Gott gegeben, das Herz und die Liebe und auch das Leben. Hey.

141. Die Taube.



Die Tauben sind recht liebe, sanfte Thierchen. Sitzen sie auf dem Dache, so putzen sie sich mit dem Schnabel und legen jedes Federchen zurecht. Darum sehen sie auch stets so reinlich aus, wie ordentliche Kinder. Täubrich und Taube schnäbeln sich oft auf der Dachfirste und sind überhaupt sehr liebevoll gegen einander. Jedes Pärchen besitzt ein Nest. Die Taube legt zwei weiße Eier in dasselbe. Beim Brüten wechseln beide miteinander ab. Die jungen Täubchen sind ganz nackt und hilflos; aber sie werden von ihren Eltern erwärmt und gefüttert, bis sie sich selber helfen können. Gar manche wird aber geschlachtet und gebraten, ehe sie zum Ausfliegen kommt. Haben sie recht schöne Federn, so lässt man sie am Leben.

Zur Saatzeit muss man die Tauben einsperren, weil sie sonst viel Schaden anrichten. Während der Ernte kann man ihnen wohl einen Ausflug auf das Feld gönnen, da sie dort ja nur nehmen, was liegen geblieben ist. Im Winter werden sie gefüttert. Der Hausherr stellt sich auf den Hof und pfeift. Dann kommen alle vom Schlage und vom Dache, lassen sich ohne Furcht vor ihm nieder und fallen begierig

über die hingestreuten Erbsen und Wicken her. Alles pickt und drängt sich, um nicht zu kurz zu kommen. Das übrige Hofgeflügel und die Spatzen kommen auch herzu, werden aber fortgejagt, da für sie die Hausfrau Kartoffeln, Mohrrüben, Brot und dergleichen bringt.

A. Lüben.

142. Kind und Täubchen.

K. Täubchen, du auf dem Dache dort,
Sage, was girrst du in einem fort,
Wendest das Köpfchen so her und hin?
T. Weil ich so gar zu fröhlich bin,
Weil mich vom Himmel der Schöpfer mein
Wärmt mit dem lieben Sonnenschein.

Droben das Täubchen girrte so,
Unten der Knabe spielte froh,
Mochten am lieben Sonnenschein
Jedes sich recht von Herzen freu'n.
Und vom Himmel der Schöpfer sah
Gerne die Lust der beiden da.

Hey.

143. Der Specht und die Taube.

Ein Specht und eine Taube hatten einen Pfau besucht. „Wie gefiel dir unser Wirth?" — fragte der Specht auf dem Rückwege — „ist er nicht ein widriges Geschöpf? Sein Stolz, seine unförmlichen Füße, seine häßliche Stimme, sind sie nicht unerträglich?" „Auf alles dieses," antwortete die gute Taube, „hatte ich gar keine Zeit zu achten; denn ich hatte genug an der Schönheit seines Kopfes, an den herrlichen Farben seiner Federn und an seinem majestätischen Schweife zu bewundern.

Meißner.

144. Treu bis in den Tod.

Der Sohn eines Landmannes, welcher Krähen schießen wollte, traf eine Taube, die alsbald zur Erde fiel. Während noch die herbeigekommenen Schwestern des Schützen ihm Vorwürfe machten, eine Taube geschossen zu haben, kam ein Tauber auf das nächste Dach geflogen, girrte ängstlich, kreiste dann um den Platz, wo die kleine Todte lag, und senkte an ihrer Seite die Flügel. Er ging um sie herum, stieß sie an und als kein Lebenszeichen erfolgte, legte er sich neben sie nieder. Die jungen Leute hatten das alles mit steigender Theilnahme und endlich mit nassen Augen angesehen. Als aber das trauernde Thierchen sich gar nicht regte, traten sie hinzu und fanden — beide todt. ?

145. Der Sperling.

Diesen Graurock kennt jedes Kind. Man sieht ihn überall auf unsern



Höfen, Straßen, in den Gärten und auf den Feldern. Sein Nest hat er unter Dächern, in altem, zerfallnen Gemäuer und in hohlen Bäumen. Von Recht und Gerechtigkeit weiß dieser Bursche nichts. Ohne Weiteres dringt er bei der friedlichen Schwalbe ein. Er wirft sie aus ihrem eigenen Hause zur Thür hinaus und richtet sich in demselben wohnlich ein. Auf dem Hühnerhofe drängt er sich gierig zu. Er thut, als ob er überall zu Hause wäre und als ob alles für ihn da sei. Den Hühnern frisst er das Futter vor dem Schnabel weg; die erste reife Kirsche nimmt er vom Baume, und von der Weintraube pickt er die süßesten Beeren. Wird er bei seiner Tafelfreude gestört, so fliegt er auf den nächsten Baum oder auf's nächste Dach und schimpft und kann sich lange nicht zufrieden geben. Auch auf die Felder dehnt er seine lästigen Besuche aus. Er erntet überall, wo er nicht gesäet hat. Im Frühlinge lebt er von Würmern, Spinnen, besonders aber auch von Raupen. „Guten Appetit!" So ausgelassen und keck er im Sommer ist, so kleinlaut und verzagt ist er im Winter. Da sitzt er auf dem Fensterbrett und pickt die Brotkrümchen auf, die man ihm hinstreut. Und auf dem Kehricht hüpft er umher, um ein verlornes Körnlein zu finden.

F. Warmholz.

146. Spatzenausflug.

Die Spatzen schrei'n in ihrem Nest,
Als hätten sie ein großes Fest:
Philippzippip!
Philippzippip!
Und weiß nicht wie viel Gäst'. —
Nun ist vorbei Gesang und Schmaus,
Da fliegen sie auf's Dach heraus:
Philippzippip!
Philippzippip!
Und ruh'n ein wenig aus. —
Der alte Spatz der kluge Mann,
Hebt jetzo seine Rede an,
Philippzippip!
Philippzippip!
Hoch auf der Wetterfahn:
„Ihr Kinder, eh' nach Samen
Ihr ausfliegt auf das Feld,
Geb' ich euch eure Namen;
Dann schlagt euch durch die Welt.
Ihr könnt nun prächtig singen
Und flattern und hüpfen und springen
Und bau'n, wo's euch gefällt.
So merkt denn auf und horchet,
Wie jeder von euch heißt,
Und seid dann unbesorget,
Wenn ihr von dannen reist.
Helft nur einander treulich
Und seid nicht so abscheulich,
Seid friedlich allermeist!
Du bist der Winkelschlupfer,
Der Mück' und Schnack' ertappt,
Du bist der Gassenhupfer,
Der Korn und Hafer schnappt,
Und du der Broselesser,
Und du der Kirschenfresser,
Wohl schmeck' euch, was ihr habt.
Und wohnt ihr in den Hecken
Und wohnt ihr unter'm Dach:
Fern sei euch jeder Schrecken,
Und jedes Ungemach.
Seid nur auch auf der Lauer,
Wenn über Zaun und Mauer
Euch schleicht das Kätzlein nach.
„Miau!" dort kommt sie schon, die Katz,
Die hat uns all' auf einen Satz;
Zwikelwickbembem!
Zwikelwickbembem!
Sucht einen sichern Platz!"

Gall.

148. Die Sperlinge unter dem Hute.

Vergnügt trabt Michel daher die Straß'; er hatte Spatzen gefangen zum Spaß. Er hatte gesteckt sie in seinen Hut, ihn aufgesetzt und gedacht: „So ist's gut!" — Die Spatzen lärmten gewaltig da oben; doch Michel ging weiter und ließ sie toben.

Da kommt der Amtmann des Weg's daher. Von allen Leuten des Dorf's ward er stets höflich gegrüßt; — der Grobian, der Michel nur hatt' es oft nicht gethan. Auch jetzt behält er den Hut im Gesicht und stellt sich, als säh' er den Amtmann nicht.

Der Amtmann, der grade recht heiter gelaunt, dem Diener Johann in die Ohren raunt: „Geh' hin und sieh', ob dem dummen Tropfe der Hut ist angewachsen am Schopfe!" — Johann, ein lustiger, derber Gesell, geht hin zu dem gaffenden Michel schnell.

„Freund Michel, es möchte gern inwendig seh'n dein'n Hut der Herr Amtmann, drum lass es gescheh'n. Zieh' ab! Mach's Compliment geschwind!" Doch Michel stellet sich taub und blind. Und als er ihn doch nicht herunter thut, da reißt ihm Johann vom Kopfe den Hut!

Husch! — flogen aus ihrem Gefängnis die Spatzen. Fast wollten die Leute vor Lachen zerplatzen. Von nun an ward Michel im ganzen Land der grobe Spatzenmichel genannt. Es giebt — so ist mir gemeldet worden — der Spatzenmichel an vielen Orten. Enslin.

149. Höflichkeit sei meine Freude, Sie ziert mehr als Sammt und Seide.

Wer auf dem Kopf hat seinen Hut, dem steht er noch einmal so gut, wenn er ihn oft herunter thut. Wer seine Mütz' trägt auf dem Kopf, wie angewachsen an den Schopf, der heißt mit Recht ein grober Knecht. Die Buben haben alle Kappen, das ist ihr Schild und auch ihr Wappen. Das Wappen prägt das Sprüchlein ein: „Ihr Buben sollt hübsch höflich sein!" Güll.

150. Der Storch.

1. Hoch oben auf dem First der Strohscheuer steht der Storch auf seinen langen Stelzbeinen und verkündet mit dem langen Schnabel klappernd seine Ankunft. Roth sind seine Hosen und roth seine knöchernen, langen Lippen, sein Schnabel. Dazu trägt er einen schwarzen Frack und eine weiße Weste. Der Storch ist ein großer, kräftiger Vogel und kann lange auf einem Beine stehen, sogar im Schlafe und im starken Winde. Dabei senkt er manchmal den Schnabel und den Kopf auf seine Brust und sieht aus, als ob er über etwas recht Schweres nachdächte. Da kommen denn die Kinder des Dorf's gelaufen, lachen ihn aus und singen ihm manch' lustiges Liedlein.



2. Doch sieh', jetzt macht Herr Langbein einen krummen Rücken, breitet seine Flügel aus, zieht die langen Beine rückwärts und fliegt fort. Dort auf der sumpfigen Wiese stolziert er gravitätisch umher, sucht nach Fröschen und spießt einen jeden derselben mit seinem schwertähnlichen Schnabel an. Der arme Sumpfmusikant quakt, zappelt im Schnabel seines Feindes, muss aber schließlich ohne Erbarmen in den großen Storchmagen hinunterspazieren. Der Storch ist recht eigentlich zum Froschspießen und Sumpfwaten gemacht. Wofür hätte er sonst den langen Schnabel, den langen Hals und die langen, dürren Beine, sowie die Schwimmhaut zwischen seinen Vorderzehen! Sein Nest baut er von Dornen und Stroh und brütet darinnen in drei Wochen 4—5 Junge aus. Ende August zieht er mit seinen flügge gewordenen Jungen nach wärmern Ländern und kehrt erst Ende März wieder zu uns zurück.

Nach Curtmann.

151. Des Storches Wiederkehr.

Habt ihr ihn noch nicht vernommen?
Auf dem Dache sitzt er schon.
Unser Storch ist heimgekommen,
Hört doch, hört den frohen Ton!
Klappre du, klappre du,
Klapp, klapp, klapp; klapp, klapp, klapp,
Klappre du immer zu!

Ja, du bist nun eingetroffen
Nach so mancher Winternacht,
Hast erfüllet unser Hoffen
Und den Frühling mitgebracht.
Klappre du, klappre du,
Klapp, klapp, klapp; klapp, klapp, klapp,
Klappre du immer zu!

Ach, wie tönt in unsern Ohren
Doch so süß der frohe Ton!
Ja, wir sind wie neugeboren,
Denn der Winter ist entfloh'n.
Klappre du, klappre du,
Klapp, klapp, klapp; klapp, klapp, klapp,
Klappre du immer zu!

Hoffmann v. Fallersleben.

152. Der Störche Wegzug.

Kinder: Ihr lieben Störche, was habt ihr im Sinn,
Warum fliegt ihr alle zur Sonne hin?
Störche: Es wird so kalt und schaurig hier,
Uns friert, drum ziehen von dannen wir.
Kinder: Fliegt hin denn mit eurem leichten Gefieder,
Doch, Störche, das bitt' ich, kommt recht bald wieder! —

Und wie sie waren fortgeflogen, da kam der Winter hergezogen. Das leere Nest auf dem Dache droben, das streut' er mit Federn voll bis oben, doch mocht' es ein kaltes Lager sein, da konnte sich wohl kein Storch dran freu'n. Hey.

153. Die freche Gesellschaft.

Wir hatten im Garten gesessen, hatten getrunken und dort gegessen, gingen spazieren darauf durch die Büsche, kamen zurück und — ei, der Tausend! Eine Gesellschaft fanden wir schmausend, trinkend und jubelnd an unserm Tische; — 's waren Leut' ganz anders, als wir, hatten so ihre eig'ne Manier: Schön in Kleidern, mit Federn geziert, thaten sie doch sehr ungeniert, standen frech auf Tisch und Bank, schrie'n gewaltig mit lautem Zank, konnten das Kratzen und Beißen nicht lassen, stiegen zuletzt gar in Teller und Tassen. Ja, ihr meint, 's wär' nicht zu glauben? Gut, so hört die Namen an: Jungfer Ent' und Fräulein Tauben, Madam Huhn, Herr Spatz, Herr Hahn nebst Familie waren da; aber kaum dass man uns sah, flogen sie alle mit Saus und Braus, wie der Wind zum Garten hinaus, und aus war es mit dem Schmaus. Reinick.

154. Von der Schwalbe.

1) Wie die Schwalbe ihr Nest baut. Das kannst du sehen, wenn du im Frühjahr recht acht giebst. Sieh' nur unter das Dach oben, da giebt's Schwalbennester. Sie sehen aus wie graue, runde Körbchen. Sie sind aus Koth künstlich bereitet. Männchen und Weibchen kleben zuerst eine Unterlage an die Hauswand, dicht unter das Dach. Auf diese setzt sich das Weibchen. Das Männchen holt nun in seinem Schnabel feuchte Erde, Stroh und Heu. Viel bringt's auf einmal freilich nicht fort. Das Weibchen dreht unterdessen den Kopf und die Füße nach allen Seiten hin und her. Es ist, als wolle es ausmessen, wie groß das Nest werden soll. Und das wird auch wirklich nicht größer, als es nöthig ist. Dann drückt und knetet das schwache Thier den Koth mit den Füßen und mit dem Schnabel. Es thut auch seinen klebrigen Speichel dazu, damit die Masse zusammenhält. Und sieh', endlich ist das Nest fertig, welches wie ein kleiner Napf oder wie ein Körbchen aussieht. Wer mag ihr nur diese Baukunst gelehrt haben?

2) Wie die Schwalbe gebaut ist. Die Schwalbe erhascht ihre Nahrung im Fluge. Sie muſs also sehr geschickt und schnell fliegen können. Darum hat ihr der Schöpfer auch sehr lange, schmale Flügel gegeben. Mit ihrem Schwanze, welcher einer Gabel ähnlich ist, kann sie schnelle Wendungen machen. Wie viel tausend Mal muſs sie doch alle Tage ihre Flügel schwingen, und doch wird sie nicht müde! Selten ruht sie aus. Die Füße sind klein und zart. Sie

sollen auch den Flug recht wenig hindern. Auch der Schnabel ist sehr klein und dünn. Er kann aber so weit geöffnet werden, dass ein ganzer Schwalbenkopf in die Öffnung geht. Es sollen ja die kleinen Mücken und Fliegen recht schnell und leicht hinunter spazieren.

3) Wie nützlich die Schwalbe ist. Die Schwalben gehören zu den nützlichsten Vögeln. Eine Menge kleiner, schädlicher Thiere werden von ihnen vertilgt. — Sie verkünden dem Menschen, wenn es regnen will. Dann fliegen sie nahe am Boden hin und her. Man erkennt den Nutzen der Schwalben auch dankbar an. Denn man hegt und pflegt sie und hat es gern, wenn sie an dem Hause oder der Scheuer nisten. Der gilt als ein böser Bube, der einer unschuldigen Schwalbe das Nest zerstört oder sie gar tödtet. Nach Bock.

155. Was die Schwälblein singen.



Kinder:
Großmutter, kannst uns nicht sagen,
Was die Schwälblein wohl klagen,
Die dort beim Baume zu Gast
Zwitschern auf dürrem Ast?

Großmutter:
Sie wollen ein Nestlein sich bauen
und winden
Und können keine Strohhälmlein
finden;
Drum zwitschern und rufen sie
fort und fort
Und klagen es laut an jeglichem
Ort:

Schwalbe:
Ich will zwicken, ich will sticken,
Ich will flicken, ich will stricken,
Und habe doch keinen Zwirn,
Keinen Zwir—r—r—r—r—r—r—rn.

Nach einem alten Volksreim.
R. Dietlein.

156. Die junge Schwalbe.

„Was macht ihr da?“ fragte eine Schwalbe die geschäftigen Ameisen. „Wir sammeln Vorrath für den Winter,“ war die geschwinde Antwort. „Das ist klug,“ sagte die Schwalbe, „das will ich auch thun!“ Und sogleich fing sie an eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen. „Aber wozu soll das?“ fragte endlich die Mutter. „Vorrath auf den bösen Winter, liebe Mutter; sammle doch auch! Die Ameisen haben mir diese Vorsicht gelehrt.“ „O, lass den Ameisen diese Klugheit,“ versetzte die Alte. „Uns hat der gütige Schöpfer ein holderes

Schicksal bestimmt. Wenn der reiche Sommer sich endet, ziehen wir von hinnen und bleiben dann in Ländern, die keinen Winter mit Schnee und Eis haben, bis hier wieder ein neuer Frühling beginnt."

157. Die Schwalbe und die Katze.

Eine Schwalbe saß am Rande einer Pfütze und füllte ihren Schnabel mit feuchter Erde, um daraus ein Nest zu bauen. Dies sah aus einiger Entfernung eine Katze, und weil sie die Schwalbe gern verspeist hätte, so schlich sie auf dem Bauche kriechend heran, das zarte Thierchen zu überfallen. Allein die Schwalbe bemerkte noch zur rechten Zeit die Bosheit der Katze, deren Augen begierig funkelten, und entfloh, als die Hinterlistige eben einen Sprung nach ihr ausführen wollte. Unser Schwälbchen hätte sich nun freuen sollen, ihrem Feinde so glücklich entkommen zu sein, und dann ihren Flug nach einer andern Gegend lenken sollen; aber das that sie nicht. Weil sie muthwillig war und auf die Schnelligkeit ihrer Flügel allzusehr vertraute, so kehrte sie, nachdem sie die Erde an ihr Nest geklebt hatte, wieder, schoss dicht über dem Kopfe ihrer Feindin hin und rief ihr neckend zu: „Greif mich doch, Kätzchen, greif mich doch!" Allein die Katze that, als hörte und sähe sie nichts, wiewohl dieser Hohn noch mehr ihre Mordlust reizte. Noch sicherer gemacht durch die Unthätigkeit der Katze, wiederholte die Schwalbe zum öftern ihren herausfordernden Flug und die neckenden Worte. Als sie aber zum fünften Male dies Wagestück vollbringen wollte, machte die Katze einen gewaltigen Sprung in die Höhe, erhaschte den einen Flügel der Schwalbe, biss ihn wüthend entzwei und zerriss bald darauf ihr Opfer.

Wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, kommt darin um.

Reinick.

158. Der Kanarienvogel.

Vögelchen, ach, da liegst du todt, suchst dir nie wieder ein Krümchen Brot, siehst mich nicht an mit den Augen hell, hüpfst mir nicht auf die Schulter schnell, singst nun nie mehr mit solcher Lust schmetternd dein Lied aus voller Brust.

Bald sind die Kinder gekommen und haben das arme Ding in den Garten begraben und drüber gepflanzt einen Rosenstrauch, der trug dann schöne Blüthen auch. Dort haben sie gar oft gesessen und den lieben Vogel nicht vergessen. Hey.

159. Der Thierquäler.

Schon waren die jungen Rothschwänzchen herangewachsen und beinahe flügge, als der böse Peter die Alten aus der Ritze der Mauer herausfliegen und bald wieder mit Futter hineinfliegen sah. „Aha," dachte er, „da ist ein Vogelnest, dahin muss ich einmal klettern, und nachsehen, was in dem Neste ist." Und sogleich kletterte er an der Mauer hinauf und kam bis an die Ritze, worin das Nestchen

stand, und da hörte er die Jungen zwitschern und sah' sie die Schnäbel aufsperren, weil sie meinten, ihre Mutter käme. Der böse Peter aber wollte sie aus dem Neste herausreißen, und wollte mit ihnen sein Spiel treiben, bis sie todt wären. Es ging aber nicht, so wie er dachte. Das Loch, wo die Vögelchen ein- und ausflogen, war sehr enge, so dass er seine Hand nicht leicht hindurchstecken konnte. Nun drückte er zwar so lange, bis er die Hand hindurchgezwängt hatte; als er sie aber drinnen und die armen Vögelchen gefasst hatte, konnte er die Hand nicht wieder herausziehen. Er mochte ziehen und zerren, wie er wollte, es half ihm nichts, die Hand stak fest. Zuletzt that es ihm wehe, und er fürchtete, die Hand werde gar nicht wieder herausgehen. Da fing er erbärmlich an zu schreien, so dass die Leute herbeigelaufen kamen. Die halfen ihm zwar endlich nach vieler Mühe aus dem Loche heraus, aber sie schalten ihn auch, dass er die armen Rothschwänzchen habe stören und quälen wollen, und sagten es seinem Vater. Der strafte ihn hart.

Curtmann.

160. Das Vogelnest.



Franz fand im Garten in einer Hecke ein Vogelnest. Jubelnd lief er zum Vater, holte diesen in den Garten und zeigte ihm seinen Fund. „Sieh' nur," rief der glückliche Knabe, „sieh' nur das zarte, weiche Nestchen von Moos und Wolle und darin die vier niedlichen Eier! Ich möchte diese Eier nehmen und damit spielen. Darf ich wohl, Vater?" — „Nein, lieber Franz," antwortete der Vater, „lass nur die Eier im Neste liegen, du erlebst dann noch mehr Freude." — Fritz ließ sie liegen, ging aber am andern Morgen wieder hin und fand sogar fünf Eier. Er erzählte dies dem Vater wieder, und dieser sagte: „Nun bleibe einmal vierzehn Tage weg von dem Nestchen, dann aber will ich selbst mit dir hingeh'n." — Das geschah, und wie sehr freute sich Franz, als er jetzt mit dem Vater wieder zu dem Neste trat und statt der Eier fünf kleine, nackte Vöglein erblickte. Die sperrten die Schnäbel auf, als wollten sie Futter haben. Vater und Sohn traten jetzt auf die Seite. Da kam bald die Mutter der Vöglein und hatte ein Würmchen im Schnabel, mit dem sie die Kinderchen fütterte. „Siehest du," sagte der Vater, „hättest du damals die Eier ausgenommen, so würdest du jetzt die Freude nicht haben." — Täglich ging nun Franz zu seinem Neste, bis die Vögelchen größer wurden und endlich fortflogen. Im andern Jahre aber kamen die Alten wieder und bauten ihr Nest in dieselbe Hecke.

Nimmst du dem Vogel Nest und Ei,
Ist's mit Gesang und Obst vorbei.

Lass doch in Ruhe, liebes Kind,
Die Thierchen, die so nützlich sind!

Kellner.

161. Des Vögleins Wiege.

In der Wiegen
Seh' ich liegen
Dort ein kleines Vögelein;
Und es streckt sich,
Und es reckt sich
In dem Nestchen warm und klein.

Unter Zweigen,
Die sich neigen,
Schlummert still das Kindlein traut;
Durch die grünen
Laubgardinen
Sonne nach der Wiege schaut.

Leise gehet,
Leise wehet
Durch die Zweige hin der Wind;
Auf und nieder,
Hin und wieder
Schaukelt er das Vogelkind.

Und zur Seiten
Singt voll Freuden
Mütterlein ein Wiegenlied;
Und ihr Singen
Und ihr Klingen
Durch den stillen Abend zieht.

Vöglein reget
Und beweget
Leis' im Schlaf die Flügelein;
Träumt von Fliegen
In der Wiegen
Und von Duft und Sonnenschein.

G. Chr. Dieffenbach.

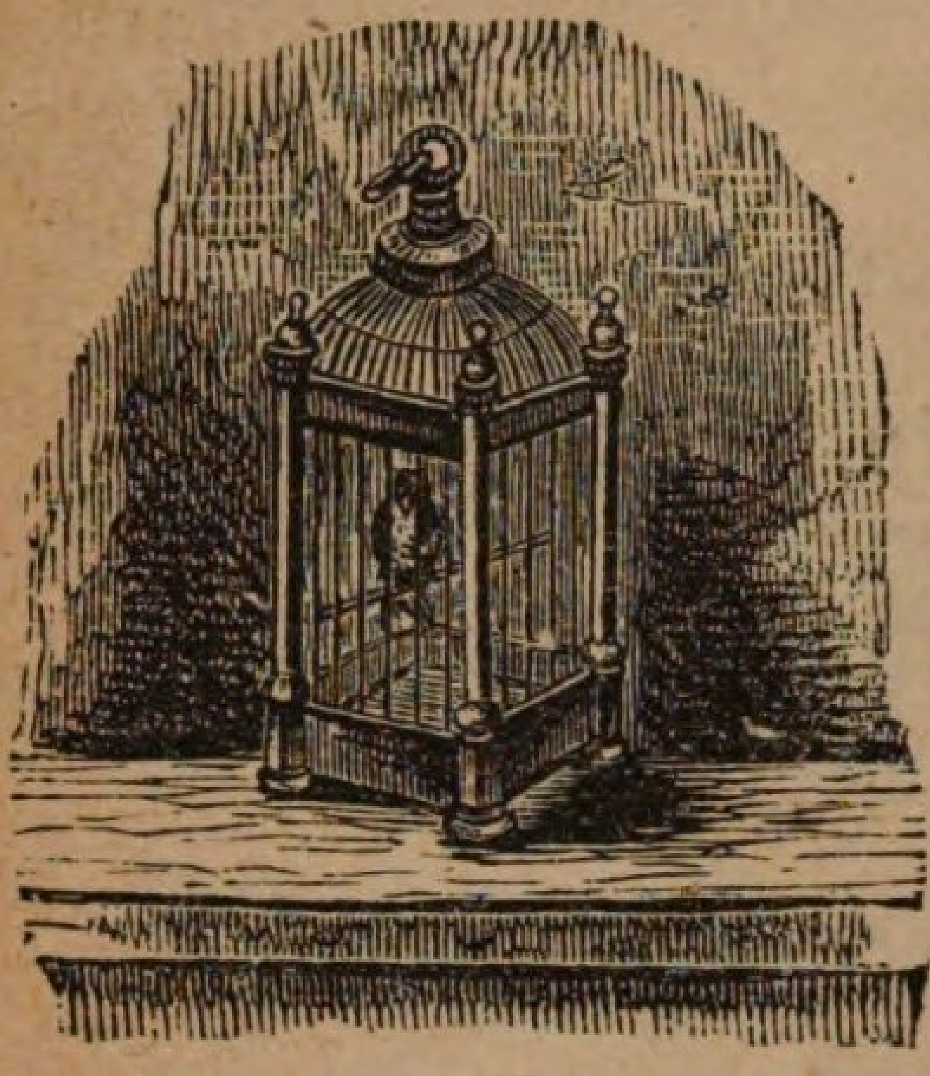
162. Die Singvögel.

Ein freundliches Dörfchen war von einem Kranze fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blüheten und dufteten im Frühling auf das lieblichste. Auf ihren Ästen und in den Hecken umher sangen und nisteten allerlei muntere Vögelein. Im Herbst aber waren alle Zweiglein mit Äpfeln, Birnen und Zwetschen beladen. — Da fingen einige böse Buben an, die Nester der Vögel auszunehmen. Sie nahmen nicht nur die Eier weg, sondern auch die Jungen, die gewöhnlich schon wenige Stunden darauf starben, nahmen sie mit sich. Und als der Herbst kam, fingen die bösen Buben in Sprenkeln, Fallen und Schlingen auch noch die alten Vögel weg. Daher zogen aus dem Orte nach und nach die Vögel ganz hinweg. Man hörte an den schönen Frühlingsmorgen kein Vöglein mehr singen, und in den Gärten war es still und traurig. Die schädlichen Baumraupen, die sonst von den Vögeln hinweg gefangen wurden, nahmen überhand und fraßen Blätter und Blüthen ab.

Da standen die Bäume kahl da, wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Überflusse hatten, bekamen nicht einmal einen Apfel mehr zu essen.

Chr. Schmid.

163. Arm Vögelein.



Armes, eingesperrtes Vöglein, bist gefangen schon so lang! Täglich hast du voll dein Tröglein und doch ist dir's weh und bang. Hinter diesem Eisengitter, in dem engen, dunklen Haus, ach, gefangen sein ist bitter! Möchtest in die Welt hinaus? Nun ich thu dir auf den Riegel, mach dir auf das kleine Thor. Vöglein auf, wohl auf die Flügel, steige frei und leicht empor! Schwinge, singe, springe wieder, grüße freundlich Berg und Thal, deine Schwestern, deine Brüder froh und frei viel tausend Mal! Enslin.

164. Vom Raben.



Seht doch den Raben dort an, wie er so abgemessenen Schrittes in seinem pechschwarzen Kleide hinter dem Pfluge einherschreitet! Er setzt seine stämmigen Beine weit von einander und tritt schwer auf. Seine Schultern sind breit, und sein dicker Schnabel mit den Kanten und der gebogenen Spitze scheint ganz darauf eingerichtet zu sein, um eine tüchtige Portion verschlingen zu können. — Gewiss sucht er sich etwas. Denn aus Kurzweil macht er den beschwerlichen Weg in den Furchen nicht so oft hin und her. Sieh nur! er ist gar aufmerksam und dreht seinen Kopf bald rechts, bald links, und guckt dann wieder so bedachtsam in die Furche. — Aha, da haben wir es! Ein Mäuschen hat er erwischt! Dummes Thierchen, dass du gerade jetzt aus deiner Wohnung schlüpfen musstest! Wie es winselt! Aber darum bekümmert sich der Rabe nicht. Er lässt es sich herrlich schmecken, und schon ist er damit fertig. Ein paar Engerlinge nimmt er auch gleich zu sich und da! — schon wieder ein Mäuschen! Das heiße ich einen Appetit! Wenn das den Tag so fortgeht, so kann er was zusammenbringen. — Dort sitzt ein andrer auf einem Pfahle am Wege und verdaut wahrscheinlich seine genossene Mahlzeit. Er ist sehr vorsichtig und lässt niemand nahe kommen, denn die Raben sind für ihr Leben gar sehr besorgt. Ei, was der für eine Stimme hat! Schön ist sie nicht, das könnte ich nicht sagen; aber laut ist sie, das einem die Ohren gellen!

Nun, was ist das mit einemmal für ein Geschrei, und wo ist diese Menge Raben so plötzlich hergekommen? Ist ein Streit ausgebrochen? Die Burschen sind ja toll und wüthend und fliegen wie besessen umher! — So, so! ein Raubvogel verursacht den Lärm. Ein Glück für ihn, dass er so hoch fliegen kann, und seine Feinde ihm nicht so hoch nachfolgen können.

Hui, wie sie grimmig auf ihn losschießen und ihm eins zu versetzen suchen. Er weicht aber geschickt aus. Jetzt ist der Zorn abgekühlt und sie zerstreuen sich nach und nach. — In den Gipfeln hoher Bäume bauen die Raben das Nest aus Reisern, Baumwurzeln, Dornzweigen und füttern es mit Moos, Wolle, Federn und Haaren aus. Da hinein legen sie drei, vier, fünf grünliche, braungefleckte Eier. Kommt der Winter, so machen sie Besuche in Dörfern und Städten, nicht aber, um sich nach dem Befinden der Einwohner zu erkundigen, sondern um etwas für ihren Magen zu holen. Schlachtet ein Bauer, so zeigen die Raben eine große Theilnahme an diesem Ereignisse. Können sie keinen Bissen erwischen, so ergötzen sie sich wenigstens am Geruch; denn riechen können sie, obgleich ihre Nasenlöcher mit Borsten verdeckt sind. Mit dem Frühjahre ziehen sie wieder ab, ohne Abschied zu nehmen. Es sehnt sich aber auch kein Mensch nach ihnen; höchstens freut man sich, wenn sie eine gute Feder verlieren, weil man sie zum Zeichnen gebrauchen kann.

Nach Walther.

165. Die Sprache der Raben.

Ein strenger, kalter Wintertag war's, als zur Mittagszeit die Kinder eines Landschullehrers zum Fenster hinaus auf den Hof sahen und sich an dem lustigen Tanze der großen Schneeflocken erlustigten. Tiefer Schnee bedeckte bereits weit und breit unsre deutsche Erde, so daſs die Vöglein draußen kein Körnchen aus der Erde und kein Würmlein unter dem Schnee hervorscharren konnten. Schaarenweise kamen daher die Sperlinge, Grünschlinge, Haubenlerchen u. a. nach den Dörfern bis in die Scheuern und vor die Ställe, um ein Körnchen zu ergattern. Die sonst so scheuen Krähen nahten sich aus Wald und Feld bis in die Höfe der menschlichen Wohnungen, um einen Knochen oder ein Stückchen Kartoffel, oder sonst ein Überbleibsel aus der Küche für ihren quälenden Hunger zu erbeuten. So war's auch heute. Und die Kinder freuten sich mit den Thierchen, wenn diese ein Knöchelchen oder Körnchen fanden. Doch bald war alles auf dem Hofe abgesucht und nichts mehr zu finden, und die ganze, halbgesättigte Gesellschaft flog davon. Schon wollten die Kinder ihren Guckkasten verlassen, da kamen noch drei große, schwarze Krähen, flogen hernieder, durchstöberten den Kehricht, den Misthaufen und die Gosse. Indem sie noch damit, jedoch vergeblich beschäftigt waren, naht sich ein großer, schwarzer Rabe. Er flog aber nicht hernieder in den Hof, sondern schickte sich mit vorgestrecktem Halse an, sein Rab, Rab zu schreien. Kaum hatten seine schwarzen Brüder unten von dem First des Scheuergiebels geantwortet, so begann er nochmals in langgezogenen Tönen sein Rab, Rab wohl zu zehn Malen hören zu lassen. Die unten im Hofe horchten, antworteten und alle Vier flogen darauf zusammen fort Die Kinder in der Stube hörten's und sahen's und frugen verwundert die Großmutter, welche die Sprache aller Hausthiere genau verstand, was wohl der Rabe von der Scheune herab gerufen habe. Da antwortete die Großmutter: „Er lockte die andern Raben aus dem Hofe, daſs sie mit-

kommen sollten. „Aber, liebe Großmamma, was sprach er denn?“ frugen die Kinder weiter. „Liebe Kinder, wenn ich's euch in unsere Sprache übersetzen sollte, würde es ungefähr also lauten:

„Rab, Rab, Rab!
Ich weiß ein Pferd
Im Graben, im Graben,
Knochendürre, knochendürre,
Gestorben, gestorben.
Knabbr' ab, Knabbr' ab!
Rab, Rab, Rab!“

Da nickten die Kinder der Großmutter beifällig zu und sprachen: „Ja, ja, so heißt's. Es kann nicht anders sein.“ R. D.

166. Fuchs und Rabe.

Eine Rabe hatte einer Bauerfrau einen weißen Käse gestohlen. Schnell flog er damit fort auf einen hohen Baum. Da sah ihn der Fuchs. Derselbe war eben sehr langmäulig, d. h. hungrig. Für sein Leben gern hätte er drum den Käse gehabt. Wie aber sollte er denselben erlangen? Geschwind lief er unter den Baum des Raben. Starr sah er auf zu ihm und machte vor ihm die zierlichsten Complimente, wie vor einem vornehmen Herrn. „Ach, was bist du doch für ein prächtiger Vogel! Wenn ich doch nur ein einziges Mal dich könnte singen hören!“ Also rief er endlich gar ganz laut auf zu ihm. Der Rabe hatte seine Freude an diesen glatten Worten. Dummstolz sprach er bei sich selbst: „Ei, du musst dem höflichen Fuchse doch etwas antworten! Oder du könntest ihm lieber gleich ein Stückchen vorsingen!“ Über diesem Gedanken seinen Käse vergessend, sperrte er seinen Schnabel weit auf. Rauh krächzte er sein: Rab, Rab, Rab! vom Baume herab. Da blieb der Käse natürlich nicht in der Luft schweben. Vielmehr fiel er auf die Erde herab. Wie geschickt fing ihn der hungrige Fuchs auf! Gierig verzehrte er ihn, nicht ein Krümlein übrig lassend. Das ärgerte den Raben über allemaßen. Denn jetzt erst merkte er den listigen Betrug des Fuchses. Laut krächzend schrie der Rabe daher ihm zu: „Du Spitzbube aller Spitzbuben!“ Aber was half's? Der Käse war fort. — Unrecht Gut gedeihet nicht.

167. Die Fledermaus.

Die Vögel führten mit den vierfüßigen Thieren einen heftigen Krieg, worin bald diese, bald jene den Sieg davontrugen. Die Fledermaus achtete jedesmal auf den Ausgang des Kampfes und machte sich dann auf die Seite des Siegers; bei den Vögeln nannte sie sich einen Vogel und bei den vierfüßigen Thieren eine Maus. Endlich kam es zwischen den beiden Parteien zu einem friedlichen Vergleiche. Da ward die Falschheit der Fledermaus offenbar; sie wurde von beiden Theilen verachtet und aus-

gestoßen. Darum muss sie das Licht scheuen und einsam in dunkler Nacht umherflattern. Nach Bohne.

168. Kind und Fliege.

K. Kleine Fliege, halte doch still,
Ich dich ja nicht zwicken und plagen will,
Nicht zupfen am Flügel, rupfen und quälen,
Du sollst mir nur einmal erzählen,
Warum dir so der Zucker gefällt,
Den doch kein Mensch für dich hingestellt.
Fl. Ach nein, ich fliege lieber fort,
Ich sehe schon andern Zucker dort,
Den esse ich grade so gerne wie du. —

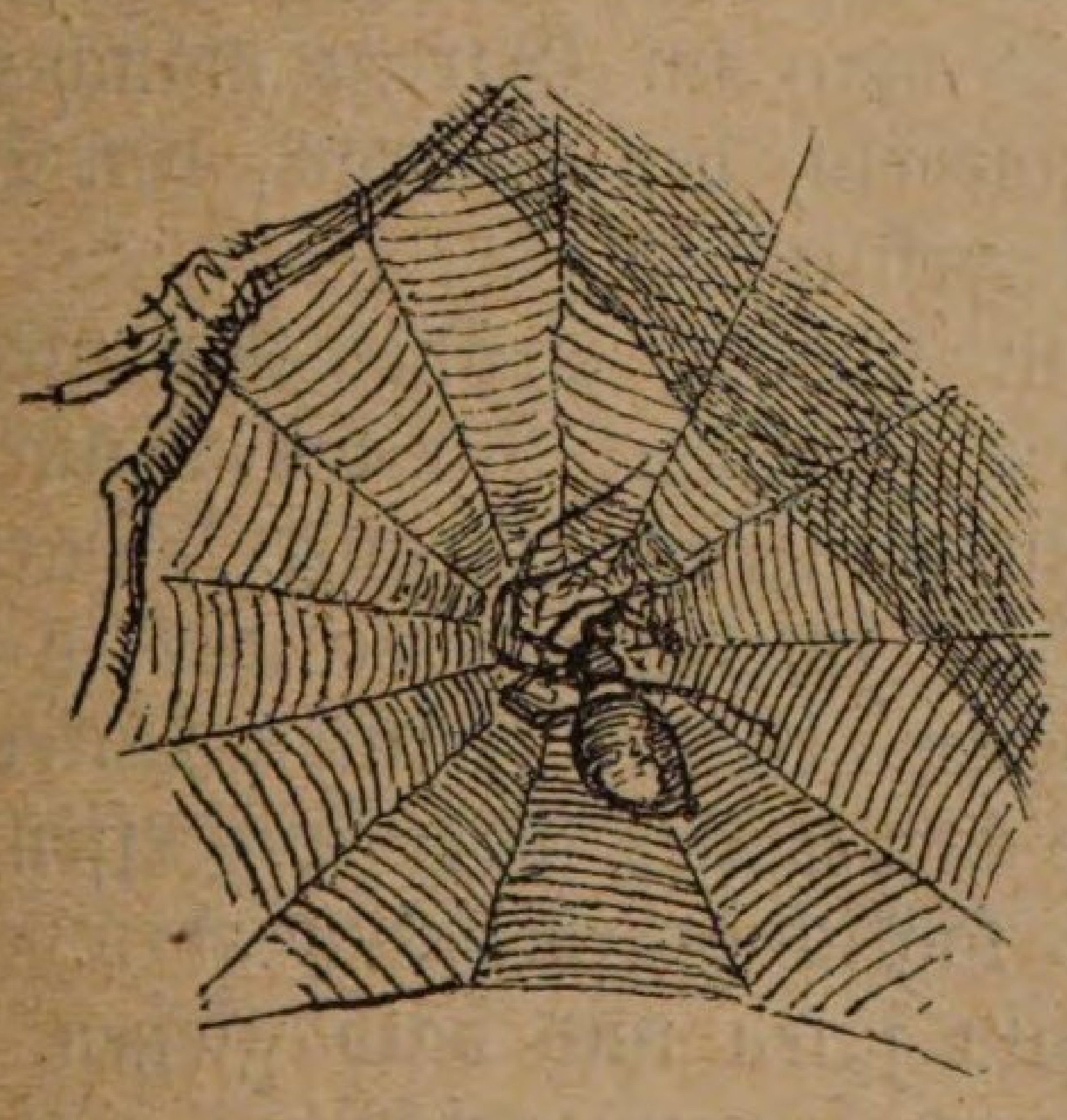
Die Fliege flog schnell auf den Zucker zu;
Sie aß, ward krank, starb schnell dahin;
Denn in dem Zucker war Gift darin.

Lausch.

169. Räthsel.

Ich bin ein kleines Thierchen, bin die geübt'ste Jägerin, in den Winkeln an den Mauern pfleg' ich auf das Wild zu lauern ohne Hund und Schießgewehr. Netze spann' ich um mich her und mein Tisch bleibt selten leer.

170. Ein Thierchen sei auch noch so klein, Es kann dem Menschen nützlich sein.



Ein junger Prinz sagte öfter: „Wozu hat doch wohl Gott die Fliegen und Spinnen erschaffen! Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinem Menschen etwas! Wenn ich nur könnte, ich vertilgte alle von der Erde.“

Einst musste der Prinz sich im Kriege vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich abends im Walde unter einen Baum nieder und entschlief. Ein feindlicher Soldat schlich mit gezücktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu morden. Allein plötzlich kam eine Fliege, setzte sich dem Prinzen auf die Wange und stach ihn so heftig, dass er erwachte. Er sprang auf, zog sein Schwert, und der Soldat entfloh.

Der Prinz verbarg sich nun in einer Höhle des Waldes. Eine Spinne spannte über Nacht ihr Netz vor dem Eingange der Höhle aus. Am Morgen kamen zwei feindliche Soldaten, die suchten vor der Höhle. Der Prinz hörte sie miteinander reden. „Sieh,“ rief der eine, „da hinein wird er sich versteckt haben!“ „Nein,“ sagte der andre, „darin kann er nicht sein, denn im Hineingehen hätte er ja das Spinnengewebe hier zerreißen müssen.“

Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: „O, Gott, wie dank' ich dir! Gestern hast Du mir durch eine Fliege und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut ist alles, das Du gemacht hast.“ Chr. Schmid.

171. Der Garten.



Wie schön und lieblich ist's doch im Garten! Da wachsen die Obstbäume, die uns die saftigen Kirschen, Birnen, Aprikosen, Pflaumen und Äpfel geben. Da stehen die niedrigen, dichten Sträucher, von denen wir die wohlschmeckenden Himbeeren, Stachelbeeren und Johannisbeeren pflücken. Da blühen die schönen Blumen, die Schneeglöckchen, Maiblümchen, Hyacinthen, Rosen, Levkoien und Astern, die so lieblich anzuschauen sind und so angenehm duften. Auch zieht man im Garten manches für Küche und Tisch: die Radieschen, die Zwiebeln, den Spargel, den Salat, die Zuckererbsen, die Bohnen und die Petersilie.

In der Mitte des Gartens ist ein schöner, grüner Rasenteppich, umgeben von breiten Wegen mit rothem Sande. An der Mauer befindet sich die Laube, von wildem Wein gänzlich umrankt. Darinnen ist es so schön, so schattig und kühl. Hier spielen wir Kinder so gern, und wenn es nachmittags schönes Wetter ist, so trinken Vater und Mutter und wir auch mit in der Laube den Kaffee, oder wir essen auch hier unser Abendbrot. Im Garten muss täglich gearbeitet werden. Bald muss der Gärtner graben, bald säen, bald jäten und bald gießen. Der Garten ist ringsum von einer Umfassung umgeben und geschützt. D.

172. Die Blumen.

Wer hat die Blumen nur erdacht,
Wer hat sie so schön gemacht,
Gelb und roth und weiß und blau,
Dass ich meine Lust dran schau'?

Wer hat im Garten und im Feld
Sie so auf einmal hingestellt?
Erst war's doch so hart und kahl,
Blüht nun alles auf einmal!

Wer ist, der ihnen alles schafft,
In den Wurzeln frischen Saft,
Gießt den Morgenthau hinein,
Schickt den hellen Sonnenschein?

Wer ist's, der sie alle ließ
Duften doch so schön und süß,
Dass die Menschen groß und klein
Sich von Herzen ihrer freu'n?

Wer das ist und wer das kann
Und nicht müde wird daran?
Das ist Gott in seiner Kraft,
Der die lieben Blumen schafft.

Hey.

173. Des Blümleins Wachsthum.

Kindlein, kommmt, ich will euch zeigen, wie das Blümlein wächst und blüht! Kommt in's Freie, wo das Auge wunderschöne Dinge sieht!

Samenkörnlein fällt zur Erde, und mit Staub bedeckt's der Wind; ruhig schläft es dann da unten, wie das wohlverwahrte Kind.

Manchmal möcht's auch gerne trinken in der trocknen Niederung; dann spricht Gott zum Brunnenengel: „Eil' und bring' ihm einen Trunk!"

Und der Engel fliegt vom Himmel, rühret mit dem Finger bloß an die Wolken, und es regnet, Körnlein trinkt und bald wird's groß; dehnt und streckt sich bald nach oben, bald nach unten weiter aus; oben will ein Stielchen werden, unten Würzelchen gar kraus.

Also wächst es langsam weiter im verborgnen Kämmerlein, dass sich's fast hervor kann wagen nun an Luft und Sonnenschein. Ungeduldig wird es nimmer in der stillen Einsamkeit. Wie ein gutes Kind erwartet auch das Pflänzchen seine Zeit.

Endlich kommt's herauf. Wie freut sich's auf der schönen Frühlingsau; wäscht geschwind sich ab die Erde rein mit kühlem Morgenthau!

Und ihr freuet euch und rufet: „O das Blümlein zart und fein!" Und ein jeder sich d'ran freuet, wenn es blüht im Sonnenschein.

Wie die Blümlein, so die Kinder. Wenn sie gut geworden sind, dann erschallt aus jedem Munde: „O, das wohlgerathne Kind!" Lieth.

174. Pflaumenregen.

Es steht ein Baum im Garten, von Pflaumen voll und schwer, Die Kinder drunten warten und lauschen rings umher: Ob nicht der

Wind ihn rüttelt, und all die Pflaumen schüttelt, dass alle purzeln kreuz und quer.

Da horch, wie's rauscht und zappelt! Im Wald wacht auf der Wind. Schon zischelt er und zappelt und trappelt her geschwind, und biegt und wiegt die Äste, dass schier in ihrem Neste die Finken nimmer sicher sind.

Nun fällt ein Pflaumenregen, der aber macht nicht nass. Im Gras herum zu fegen, ist da der größte Spaß. O Wind, o Wind, o rüttle, o Wind, o Wind, o schüttle! Wir lesen ohne Unterlass.

Güll.

175. Des Landmanns Garten.

Wie Federn muss haben das Vöglein,
Wie Wasser muss haben der See,
Wie Flossen muss haben das Fischlein;
Muss haben ein dreifaches „B“
Mein Garten hinter der Tennen.
Soll ich die drei „B'e“ dir nennen?
Sie heißen, dir freundlich zu dienen:
Die **B**äume, die **B**lumen, die **B**ienen.

R. D. Nach einem alten Volksspruche.

176. Hänschen.

Hänschen jagte einmal in dem Garten einem bunten Schmetterlinge nach. Allein weil der Schmetterling gut fliegen konnte und vorsichtig war, so konnte ihn Hänschen nicht fangen. Da wurde der Knabe ärgerlich und rief: „Ich fange dich doch!“ Er nahm seinen Hut von dem Kopfe und wollte den Schmetterling, der gerade auf einer Blume saß, damit bedecken. Allein in seinem Eifer dachte Hänschen nicht an den Graben, welcher zwischen ihm und der Blume war. Er rannte blindlings fort und stürzte bis an den Leib in das Wasser. Der Schmetterling blieb ruhig auf seiner Blume sitzen, Hänschen aber musste nass nach Hause gehen.

Curtmann.

177. Sei fleißig und arbeitsam!

Kein Halm im Garten müßig steht, kein Bienchen bleibt zu Haus; das Wasser läuft, das Rad sich dreht, die Luft zieht ein und aus. — Frisch auf zum Werk mit Lust und Fleiß, ihr Kindlein, stellt euch dran! Wohl dem, wer was zu schaffen weiß, und der sich regen kann. Bei Arbeit wird das Auge hell und glänzt wie Sonnenschein; der Tag läuft hurtig von der Stell', das Herz bleibt frisch und rein.

Möller.

178. Der Birnbaum.

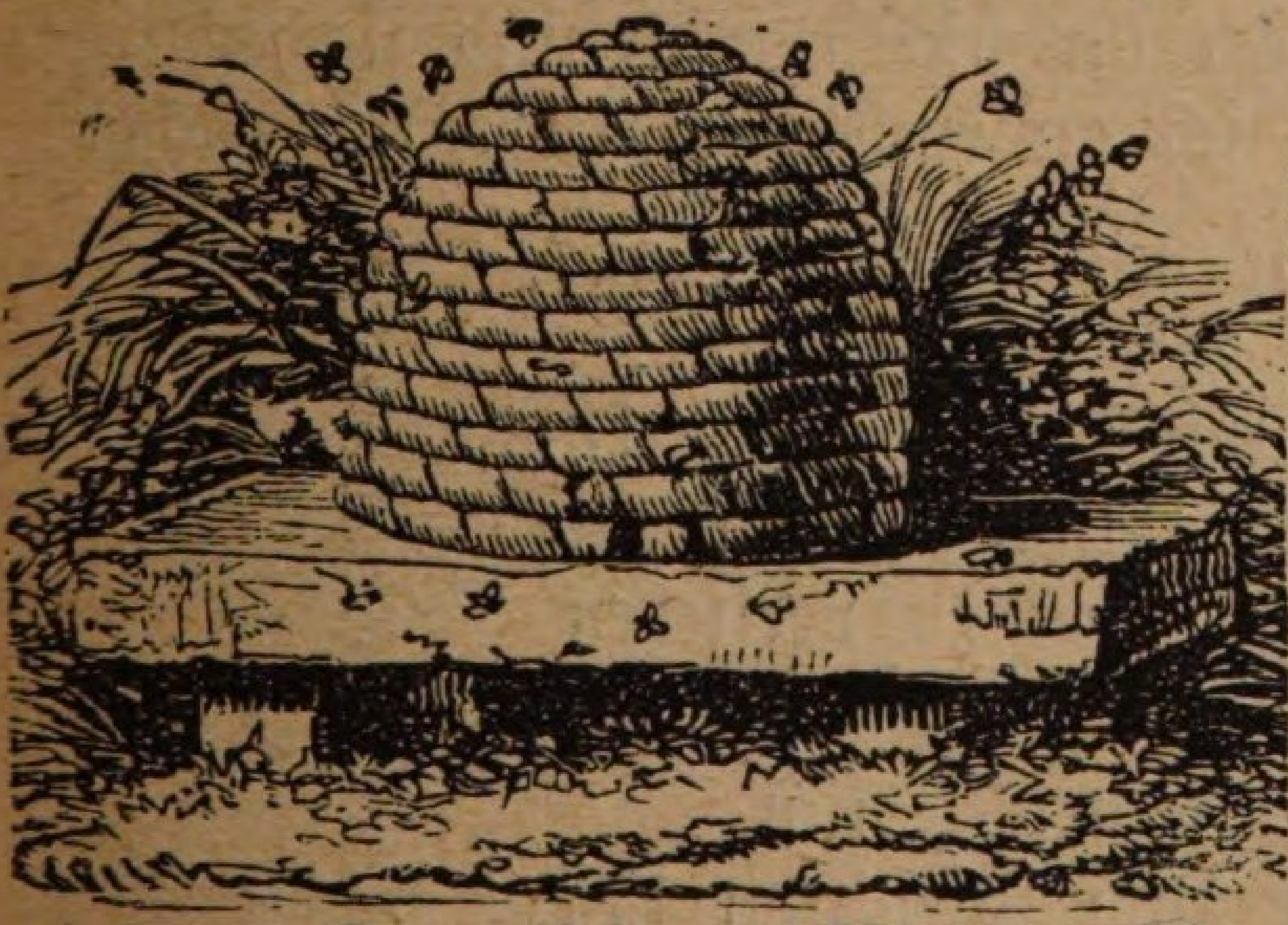
Der alte Ruprecht saß im Schatten des großen Birnbaums vor seinem Hause; seine Enkel aßen von den Birnen und konnten die süßen Früchte nicht genug loben. Da sagte der Großvater: Ich muss euch doch erzählen, wie der Baum hierher kam. Vor mehr als fünfzig Jahren stand ich einmal hier, wo damals ein leerer Raum war und wo jetzt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbar meine Armuth. „Ach,“ sagte ich, „ich würde sehr zufrieden sein, wenn ich mein Vermögen nur auf hundert Thaler bringen könnte!“

Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sagte: „Das kannst du leicht, wenn du es nur recht anfängst. Sieh, hier auf dem Plätzchen, wo du stehst, stecken mehr als hundert Thaler in dem Boden. Mache nur, dass du sie herausbringst.“ Ich war damals noch ein unverständiger, junger Mensch und grub in der folgenden Nacht auf der Stelle tief in der Erde hinein, fand aber zu meinem Verdruss keinen einzigen Thaler. Als der Nachbar am andern Morgen das Loch sah, lachte er, dass er sich beide Seiten hielt, und sagte: „O du einfältiger Mensch, so war es nicht gemeint! Ich will dir aber ein veredeltes Birnbäumchen schenken, das setze in die Grube, die du gemacht hast, und nach einigen Jahren werden die Thaler schon zum Vorschein kommen.“

Ich setzte den jungen Baum in die Erde; er wuchs und wurde der große, herrliche Baum, den ihr hier sehet. Die köstlichen Früchte, welche er nun seit vielen Jahren getragen, brachten mir schon weit mehr als hundert Thaler ein. Ich habe deshalb das Sprüchlein des klugen Nachbars nicht vergessen. Merkt es euch auch:

Im kleinsten Raum pflanz' einen Baum
Und pflege sein! Er bringt dir's ein!

179. Das Bienenvolk.



Gewiss habt ihr schon, liebe Kinder, ein süßes Honigbrot gegessen. Wo aber kommt der Honig her? Das will ich euch jetzt erzählen. Folgt mir hinaus in den Garten! Da steht ein Bienenhaus und in demselben befinden sich viele Bienenkörbe und Bienenkasten. In jedem derselben lebt ein Bienenvolk, viele, viele tausend kleine Bienen regiert von einer Königin. Die kleinen Bienen fliegen im Sommer täglich aus ihren Stöcken aus, suchen jedes Blümchen auf und saugen mit ihrem Rüssel den Saft aus den Blumenkelchen. Den süßen Blumensaft tragen sie heim in ihre Wohnungen, speien ihn in die leeren Wachszellen und bewahren ihn für den langen Winter. Es ist der Honig. Was sie bis

zum Frühling nicht gebraucht haben von ihrem Honig, das nimmt der Immker, der Bienenzüchter, für sich und seine Kinder und für euch.

Wenn alle Blumen blühen und reichlich honigen, wenn die Luft lau und warm ist, dann bauen sich die Bienen aus Honig schöne, weiße Wachszellen, viel tausend oft in einem Tage. Das sind lauter kleine blanke Honigtöpfchen, die sie noch alle füllen wollen.

Doch, was sind die rothen, gelben, weißen Käulchen, an ihren Hinterfüßchen klebend, die sie in großer Menge in ihren Bau tragen? Das ist der Blumenstaub, das Blumenmehl, daraus sie für ihre junge Brut einen süßen Futterbrei bereiten, denn bei den Bienen ist's wie bei den Schmetterlingen: Erst Ei, dann Made oder Raupe, dann Larve oder Puppe und endlich Biene oder Schmetterling.

Im Bienenstock hört man jederzeit ein leises Summen, das kommt daher, weil die Bienen Tag und Nacht arbeiten und nie schlafen. Sie sind die fleißigsten aller Thiere. In ihrem Bau ist kein Stäubchen und kein Schmutzfleckchen zu finden, alles ist sauber und blank, denn sie sind die reinlichsten aller Thiere. In ihrem Bau ist auch alles am rechten Orte, jede Zelle ist richtig und jede Biene hat ihre Arbeit, denn größere Ordnung findet man nirgends, als im Reich der kleinen Biene. Gott hat ihr aber auch eine gar scharfe Waffe gegeben, um ihren Bau und ihre Königin zu schützen. Es ist ein kleiner, feiner Stachel, gleich der Spitze einer Nähnadel, aus welchem beim Stechen noch obenein ein Tröpfchen Gift in die Wunde dringt. Der Bienenstich ist daher sehr schmerzhaft, Geschwulst erregend und oft lebensgefährlich. Reizt nie daher die lieben Thierchen! R. D.

180. Knabe vor dem Bienenstock.



K. Ihr bösen Bienen, was habt ihr im Sinn;
Wollt mich wohl stechen an Wang', Aug' und Kinn?
Ihr bösen Kleinen im schwarzen Rock,
Will schauen nur einmal in euren Stock!
Doch würdet ihr picken mich und stechen,
So würd' ich an euch mich schrecklich rächen.

B. Du Knabe, bleib' ferne von unserm Haus,
Sonst zahlen wir dich mit Stichen aus.
Du bist noch zu klein, und bist noch nicht klug,
Bist noch nicht verständig und weise genug,
Um unser Treiben und Werk zu verstehen
Und drinnen Gottes Wunder zu sehen.

Der Knabe beharrte in seinem Sinn,
Ging näher und näher zum Bien'stock hin,
Erfasste ein Stöckchen und stach hinein
In's Flugloch des Bien'stocks eng und klein.
Da fuhren die Bienen gar zornig heraus
Und zahlten den Buben jämmerlich aus.

R. Dietlein.

181. Kämmerchen vermiethen.



Es geht doch im Sommer für kleine Mädchen und Knaben nichts über das schöne Spiel: Kämmerchen vermiethen. Da eilen die Kinder hin in den Garten auf die mit Bäumen besetzten Rasenplätze und wählen zu ihrem Spiele sich einen Baum weniger aus, als sie Spielgenossen sind. Ein jedes besitzt nun einen Baum, ein Haus, ein Kämmerchen. Nur Marie steht betrübt in der Mitte ohne Baum. Sie muss suchen ein Kämmerchen zu erlangen. Überall fragt sie bei ihren Gespielen an: „Kein Kämmerchen feil? Kein Kämmerchen feil?" Aber nirgends findet sie Gehör. Doch siehe, hier verlässt die eine ihren Baum, ja sie wechselt ihn mit ihrer Nachbarin und dort gar tanzen zwei Gespielen mit einander. Die Sucherin thut, als sähe sie es nicht und singt:

Grünes Gras, was ist das
Unter meinen Füßen?
Ich hab verlor'n mein eigen Haus,
Ich kann's nicht lang' vermissen.

Immer weiter verlassen die neckenden Spielkameraden ihren Baum und nahen sich der armen Sucherin, während diese weitersingt:

Ihr Freunde, zum Gefallen
Kommt mit mir zum Tanz!
Wenn ihr wollt meine Freunde sein,
Gebt mir doch euer Kämmerlein!

Ja, die eine ihrer Freundinnen ist sogar so dreist, dass sie bis zu ihr heran kommt und sie zupft. Da springt die Sucherin schnell zu deren Baume hin und erfasst ihn. Nun muss jene sich ein Kämmerchen suchen. Diese ist erlöst und singt:

Adieu nun mein Schatz!
Ich habe deinen Platz.*)

R. D.

---

*) Dieses Volkskinderlied (mit einer lieblichen, dem Text ganz angemessenen Melodie) fand Verfasser vor 23 Jahren in der Elbniederung auf dem Lande in der Nähe Wittenbergs genau so vor, wie hier beschrieben. Das Lied singen gewöhnlich alle Kinder zusammen.

182. Kinderspiele.

Spielt nur immer in guter Ruh', spielt nur immer in Frieden! Die lieben Englein seh'n euch zu und wollen euch behüten. Gar treulich warten sie eurer Hut, ihr lieben Kindlein, seid fromm und gut, dann seid ihr zu Spielkameraden in's Himmelreich eingeladen.

Aus Köhnlein's Lesebuch.

183. Die Grasprinzessin.

Auf der Wiese, wo das grüne Gras steht und die bunten Blumen wachsen, lebte eine kleine Prinzessin in einem niedlichen Schlößchen, das so klein ist, dass selbst das Gras darüber hinreichte. Wenn es Morgen ist, und die Sonne aufgeht, und die Vögelchen aufwachen, dann wacht die Prinzessin auf und springt munter aus ihrem Bettchen. Darauf geht sie hin zum Thautröpfchen und sagt: „Ich will mich waschen;" und sogleich sagte die Blume: „Ich will dein Waschnäpfchen sein." Und wenn sie sich gewaschen hat, geht sie zum Brünnchen, das sagte: „Ich will dein Spiegelchen sein." Und wenn sie sich frisiert und geputzt hat und so rein und so schön ist, dann sagt das Blättchen: „Ich will dein Sonnenschirm sein." Die Prinzessin ist es zufrieden und geht auf der Wiese spazieren; da kommt der Schmetterling und sagt: „Du sollst nicht gehen, ich will dein Pferdchen sein." Und der Schmetterling nimmt sie auf seinen Rücken und fliegt auf die Blumen und auf die Halme und auf die Blätter und schaukelt sie so lange hin und her, bis sie müde und hungrig ist. Dann trägt er sie nach Hause. Nun bringt das Bienchen Honig auf ihren Tisch, und der Goldkäfer trägt ein goldenes Löffelchen herbei, womit sie isst. Dann macht ihr das Gras Schatten und die Vöglein singen, dass sie schlafen kann, bis die Hitze vorüber ist. So geht es des Vormittags, und des Abends geht es fast noch schöner zu.

Curtmann.

184. Räthsel.

I.

Ein wanderndes Haus, viel Gäste darin,
Sie wandern mit aus, sie ziehen mit hin;
Doch stumm ohne Singen, still gehen die Reih'n,
Das Haus hörst du klingen und rauschen allein.

II.

Ich wachse aus der Erde
Und kleide jedermann
Vom Kaiser und vom König
Bis auf den Bettelmann.

185. Der schöne Garten.

(Ein Brief Dr. Luthers an seinen kleinen Sohn Hans.)

Mein herzliebes Söhnchen! Ich sehe gern, dass du wohl lernst und fleißig betest. Thue also, mein Söhnchen, und fahre fort. Wenn ich heim komme, so will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten; da geh'n viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spillinge und Pflaumen; singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne, kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, dessen der Garten ist, wes die Kinder wären? Da sprach er: „Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind." Da sprach ich: „Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther; dürfte der nicht auch in den Garten kommen, dass er auch solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte, und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen?" Da sprach der Mann: „Wenn er gern betet, lernt und fromm ist, so soll er in den Garten kommen, Lippus und Just auch und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen."

Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet. Da hingen eitel güldne Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch früh, dass die Kinder noch nicht gegessen hatten; darum konnte ich des Tanzens nicht erharren und sprach zu dem Manne: „Ach, lieber Herr! ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, dass er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf dass er auch in diesen Garten komme." Da sprach der Mann: „Es soll ja sein; gehe hin und schreibe ihm also." Darum, liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Justen auch, dass sie auch lernen und beten; so werdet ihr mit einander in den Garten kommen.

Dein lieber Vater
Martin Luther.

186. Gott ist heilig und gerecht.

1. Gottes Auge.

Gottes Auge, heilig, klar! Siehst Du nicht mild und licht auf uns nieder immerdar? Siehst auch auf mich schwaches Kind, auf mein Thun, auf Weg' und Schritte, und was für Gedanken sind tief in meines Herzens Mitte? O, wie gerne möcht' auch ich Dich in Deinem Glanze schauen, recht Dich lieben, Dir vertrauen. Gottes Auge, zeige Dich!

Hey.

2. Dem Herrn zu gefallen.

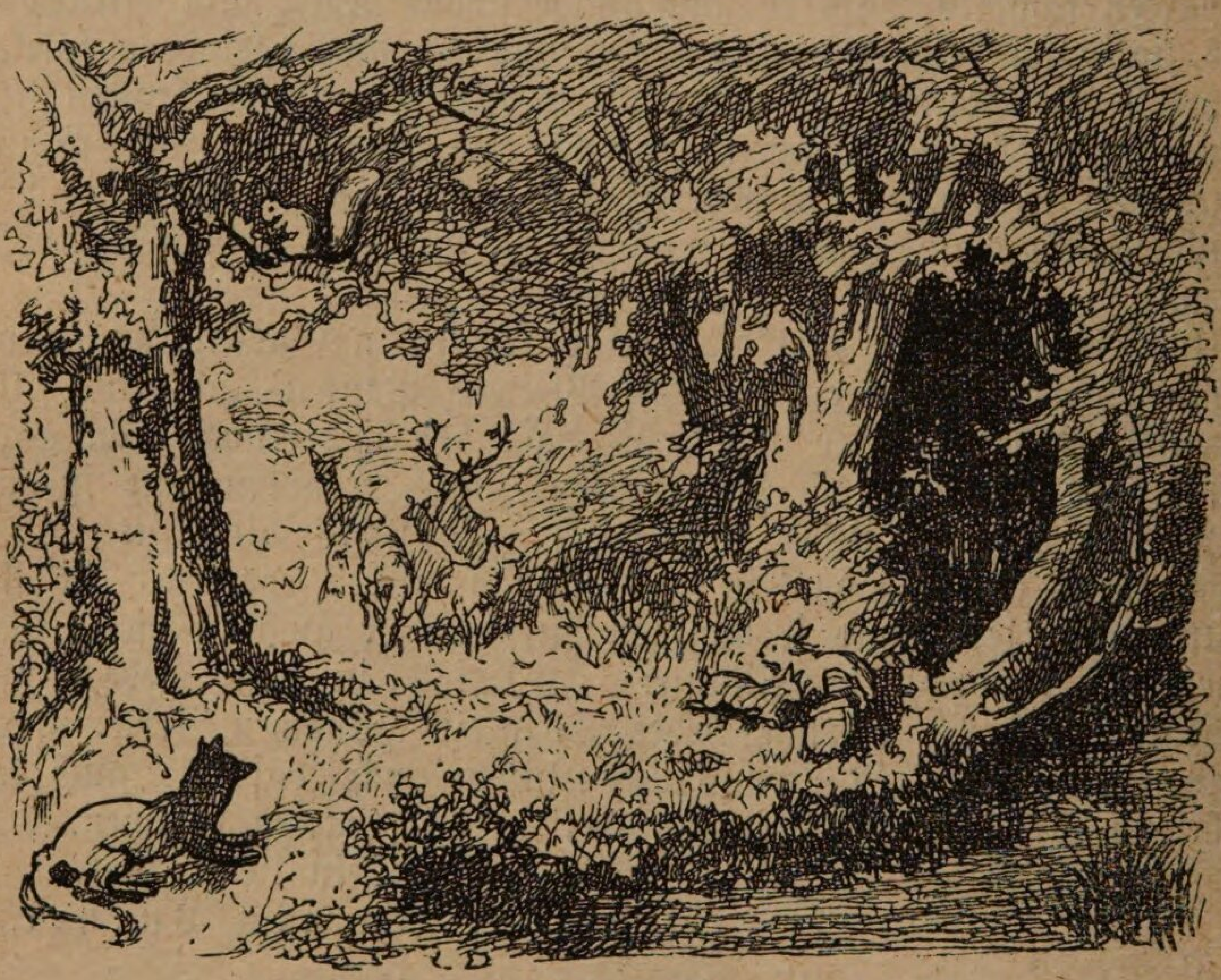
Soll dein Thun dem Herrn gefallen, so gebeut den Gliedern allen: deinem Auge, dass es spähe Gutes fern und in der Nähe; deinem

Ohre, dass es höre weisen Rath und gute Lehre; deiner Zunge, dass sie bringe Dank dem Schöpfer aller Dinge; deinen Händen, dass sie spenden, das Erworbne nicht verschwenden; deinen Füßen, dass sie gern gehen zu dem Haus des Herrn. So gebeut den Gliedern allen, soll dein Thun dem Herrn gefallen.

3. Das Kindesherz.

Ein Kindesherz soll sein, wie die Lilie so rein, wie der Thau so klar, wie der Spiegel so wahr, wie der Quell so frisch, wie die Vöglein im Gebüsch; so froh, ja so, als flög es mit den Engeln gleich zu Gottes Thron ins Himmelreich. H. Kletke.

187. Im Walde.



O, wie prächtig und lieblich ist's doch im Sommer im grünen Walde! Ich war gestern mit meinem Vater im Walde. Da standen viel tausend Bäume im bunten Gemisch: Eichen, Buchen, Ahorn, Linden, Rüstern, Aspen, Birken, Eschen, Tannen, Fichten, Kiefern und Lärchen. Die bildeten mit ihrem dichten Gezweig und ihren Wipfeln ein mächtiges, grünes Laubdach, das uns kühlenden Schatten gab. Und zwischen den hohen Bäumen stand noch viel Unterholz, niedriges Gebüsch, besonders viel Haselsträucher. Die hingen voller Haselnüsse. Sie waren aber noch nicht reif. Mein Vater sagte: „Wenn es Herbst wird, wollen wir, so Gott will, wieder hergehen und dann uns alle Taschen voll pflücken."

In den Zweigen der Bäume sang laut der Chor der Vögel. Wie

das jubilierte und schmetterte! Und um die Blüthen der Waldblumen schwirrten die Bienen und Hummeln. Wie das summte und brummte!

Und was gab's im Walde nicht alles zu sehen! Auf einer Waldwiese sahen wir Hirsche und Rehe grasen, und auf einem Waldwege einen Fuchs vorsichtig vorüberschleichen. Mein Vater sagte, auch wilde Schweine und Dachse gäbe es im Walde, aber wir haben keine gesehen. Am hellen Tage sollen jene in den Dickichten liegen und diese in ihren Bauen stecken. Auf einer großen Eiche erblickten wir zwei Eichhörnchen, die von Zweig zu Zweig hüpften und wie es schien „Hasche" spielten. An einem Stamme hackte ein schöner Buntspecht. Mein Vater sagte, solche Bäume seien krank und voller Holzwürmer; der Specht aber kenne solche Stämme schon und hacke sich mit seinem festen Schnabel aus dem morschen Holze die dicken Maden heraus, die er so gerne speise, als wir Kinder einen Apfel oder ein Stück Kuchen.



Jetzt wurde auf einmal der Wald lichter und vor uns stand ein freundliches Haus, ganz von Epheu umrankt. Uber der Hausthür desselben war ein mächtiges Hirschgeweih angebracht. Das soll das Zeichen sein, dass dies Haus eine Försterei ist. Wir gingen hinein. Der Herr Förster ist ja ein Freund meines Vaters. Er war zuhaus, aber er hatte, um in's Revier zu gehen, schon Gewehr und Jagdtasche umgehangen und sein Jagdhund — Nero hieß er — sprang fröhlich an ihm in die Höhe. Nachdem wir uns einige Minuten ausgeruht und ein Glas Milch getrunken hatten, ging er mit uns tief in den dunkeln Wald hinein.

Da kamen wir an eine lichte Stelle, hier standen nur einzelne, hohe Bäume und unter denselben viel kleine, grüne Sträucher. „Hier mein Kind," sprach der Herr Förster zu mir, „hier labe dich!" Da bückte ich mich nieder und pflückte und aß die kleinen, rothen Beeren. Es waren Erdbeeren. Die schmeckten gar würzig und schön. Nun nahm mein Vater Abschied vom Herrn Förster und ich auch. Wir kamen auf einen Weg, der durch einen Holzschlag führte, wo noch viele hundert Klaftern trockenes Holz standen und endlich — aus dem Walde heraus. Die Sterne schienen längst, als wir daheim ankamen und der lieben Mutter „guten Abend!" sagten. D.

188. Die grüne Stadt.

Ich weiß euch eine schöne Stadt, die lauter* grüne Häuser hat; die Häuser, die sind groß und klein, und wer nur will, der darf hinein.

Die Straßen, die sind freilich krumm; sie führen hier und dort herum; doch immer grade fort zu geh'n, wer findet das wohl allzuschön? — —

Die Wege, die sind weit und breit, mit bunten Blumen überstreut. Das Pflaster, das ist sanft und weich, und seine Farb' den Häusern gleich.

Es wohnen viele Leute dort und alle lieben ihren Ort; ganz deutlich sieht man dies daraus, dass jeder singt in seinem Haus.

Die Leute sind da alle klein, denn es sind lauter Vögelein und meine ganze grüne Stadt ist, was den Namen „Wald" sonst hat. Ortlepp.

189. Drei Laubbäume.

1) Die Birke ist ein schöner, schlanker Baum. Ihre Rinde ist weiß und glatt. Die Zweige sind dünn; darum hängen sie herab. Die Blätter haben einen Rand, der feine Einschnitte wie eine Säge hat. Zu Pfingsten und auch an andern Festen schmückt man das Gotteshaus und die Wohnhäuser mit jungen Birken, Maien genannt. Das feste Holz dient zum Heizen der Stuben. Auch fertigen die Tischler und Stellmacher allerlei Geräthe daraus. Aus den dürren Birkenreisern macht man auch Besen und für die unartigen Kinder Ruthen.

2) Die Eiche ist viel größer und stärker als die Birke. Ihr Stamm wird manchmal so dick, dass ihn mehrere Männer kaum umfassen können. Die Blätter sind am Rande schön ausgebogen. Auf einzelnen derselben befinden sich die Galläpfel und zwischen den Blättern hängen die Eicheln, welche in kleinen Näpfen sitzen. — Die Rinde ist dick und hat bei den alten, starken Eichen viele tiefe Risse.

Aber woher kommen die hübschen, runden Äpfel auf den Blättern? Merke! Kleine Gallwespen laufen auf den Blättern umher und bohren mit ihrem feinen Stachel ein Loch hinein. Ein winziges Ei kommt

dann in's grüne Blatt; der Saft strömt hinzu und ein runder Gallapfel bildet sich. In ihm lebt das Würmchen, das aus dem Ei kriecht. Es bohrt sich durch den noch weichen Äpfel hindurch, wenn es wieder eine Gallwespe geworden ist.

Die Eiche ist erst nach 200 Jahren ganz ausgewachsen und wird über 500 Jahr alt. Wir ruhen im Schatten derselben Eiche, unter welcher sich schon unsre Vorväter erfreut haben. Sie überlebt viele Geschlechter. Endlich zerschmettert auch sie ein Blitzstrahl, oder ein heftiger Sturm bricht sie um, wenn sie nicht schon vorher von Menschen gefällt worden ist.

3) Die Buche ist auch ein stattlicher Waldbaum. Sie wird nicht so stark wie die Eiche; aber über ihren Stamm wölben sich die breiten Aeste zu einem dichten Laubdache. Daher ist es in einem Buchenwald gar anmuthig. Die Buche trägt Nüsse, welche dreieckig sind und in festen Kapseln stecken. Aus den Buchnüssen presst man gutes Speiseöl.

Die Birke, Eiche und Buche sind Laubbäume. Aus Bocks Fibel.

190. Der räthselhafte Vogel.



Wer ist der Vogel in dem Wald, des Ruf zur schönsten Zeit so lieblich uns entgegenschallt und jung und alt erfreut? Sein Name fällt vielleicht dir ein, hörst du den lust'gen Vogel schrei'n: Kuckuk, Kuckuk, Kuckuk!

Doch willst du 'mal den Vogel seh'n, so foppt er dich gar sehr, magst noch so leis' zum Baume geh'n, du findest ihn nicht mehr. Der lose Vogel sitzt schon weit von dir auf einem Baum und schreit: Kuckuk, Kuckuk, Kuckuk!

'S ist mit dem Glücke ebenso, man hält es oft für nah' und sucht man es nur irgendwo, so ist es nimmer da. Doch läßt's uns keineswegs in Ruh und ruft uns neckend wieder zu: Kuckuk, Kuckuk, Kuckuk!

?

191. Gefunden.

Ich ging im Walde so für mich hin,
Und nichts zu suchen, das war mein Sinn.
Im Schatten sah ich ein Blümchen steh'n,
Wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön.
Ich wollt' es brechen, da sagt' es fein:
„Soll ich zum Welken gebrochen sein?"
Ich grub's mit allen den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's am hübschen Haus.
Und pflanzt' es wieder am stillen Ort;
Nun zweigt es immer und blüht so fort. Göthe.

192. Des Vögleins Begehr im Frühlinge.

Ein Vogel ruft im Walde, ich weiß es wohl, wonach? Er will ein Häuslein haben, ein grünes, laubig Dach.

Er rufet alle Tage und flattert hin und her, und in dem ganzen Walde hört keiner sein Begehr.

Und endlich hört's der Frühling, der Freund der ganzen Welt, der giebt dem armen Vöglein ein schattig Laubgezelt.

Es singet Dank dem Frühling, für das, was er beschied, und singt, so lang' er weilet, ihm jeden Tag ein Lied.

Hoffmann v. Fallersleben.

193. Das Männlein im Walde.



Ein Männlein steht im Walde ganz still und stumm. Es hat von lauter Purpur ein Mänt'lein um. Sagt, wer mag das Männlein sein, das da steht im Wald allein mit dem purpurrothen Mäntelein?

Das Männlein steht im Walde auf einem Bein, nnd hat auf seinem Haupte schwarz Käpplein klein. Sagt, wer mag das Männlein sein, das da steht im Wald allein mit dem kleinen, schwarzen Käppelein?

Hoffm. v. Fallersleben.

194. Der Holzschlag.

Den größten Nutzen gewährt der Wald uns Menschen durch sein Holz, das entweder zu Bauholz von den Zimmerleuten, oder als Nutzholz von den Tischlern, Stellmachern, Drechslern u. a., oder als Brennholz von jedermann gebraucht wird. Alljährlich wird daher im Walde Holz gefällt. Die rechte Zeit zum Holzfällen ist der Winter. Da gehen die Holzhauer, ausgerüstet mit Axt und Säge, hin in den Wald. Der Förster weist ihnen die Bäume an, die gefällt werden sollen. Sie werden 2 — 3 Fuß unten am Boden weggesägt und mit der Axt umgehauen. Mit lautem Krachen, mit Knistern und Knastern fällt der Baum um und reißt noch manchen Zweig und manches Bäumchen bei seinem Falle mit hernieder. Die umgehauenen Bäume werden, wenn sie gesund, grade, glatt und stark sind, zu Baustämmen, Brettklötzen oder Nutzholz bestimmt, die übrigen werden zersägt, zerspalten und zu Brennholz in Klaftern und Haufen, jetzt Meter genannt, gesetzt. Endlich werden auch die stehengebliebenen Stämme oder Stöcke ausgerodet. Nun wird Holzauction angestellt; der Oberförster versteigert das Holz, und die

Leute kaufen es und fahren es später mit Pferden und Wagen nachhaus. Wenn das Frühjahr kommt, dann wird auf dem freien Platze im Walde, wo der Holzschlag war, eine Schonung angelegt. Hier wird entweder Baumsamen gesäet, oder es werden gleich kleine Bäumchen gepflanzt. D.

195. Räthsel.

Bäume sind es, an denen ich hange;
Tücher sind es, in denen ich prange;
Bänder sind es, welche ich halte,
Blumen sind es, die ich entfalte,
Wenn mich der Stickerin Finger führt
Und mein Stachel den Grund berührt.

196. Der Schütz.

Mit dem Pfeil, dem Bogen, durch Gebirg und Thal kommt der Schütz gezogen früh im Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte, König ist der Weih: durch Gebirg und Klüfte herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite, was sein Pfeil erreicht: das ist seine Beute, was da fleucht und kreucht. F. v. Schiller.

197. Haidenröslein.

'Sah ein Knab' ein Röslein steh'n, Röslein auf der Haiden, war so jung und morgenschön, lief er schnell es nah zu seh'n, sah's mit vielen Freuden. Röslein, Röslein, Röslein roth, Röslein auf der Haiden!

Knabe sprach: „Ich breche dich, Röslein auf der Haiden!" Röslein sprach: „Ich steche dich, dass du ewig denkst an mich, und ich will's nicht leiden." Röslein, Röslein, Röslein roth, Röslein auf der Haiden!

Und der wilde Knabe brach 's Röslein auf der Haiden; Röslein wehrte sich und stach, half ihm doch kein Weh und Ach, musst' es eben leiden. Röslein, Röslein, Röslein roth, Röslein auf der Haiden!

Göthe.

198. Eichhörnchen oder Eichkätzchen.

Das Eichhörnchen hat einen Pelz mit langen Haaren im Sommer und Winter hindurch. Derselbe sieht im Sommer fuchsroth, im Winter dagegen grau aus. Possirlich ist es anzusehen, wenn es auf seinen Hin-



terbeinen sitzt und in seinen Vorderpfoten eine Eichel oder einen Tannenzapfen hält. Es schneidet eine Schuppe nach der andern ab und frißt die Samenkörner, die hinter den Schuppen liegen. Dabei hält es den buschigen Schwanz zierlich gebogen, wie ein S in die Höh' und reckt die Hörnchen empor. Die spitzen Ohren sehen nämlich von weitem wie Hörner aus. Denn sie sind mit langen Haarbüscheln besetzt.

Das Eichhörnchen kann tüchtig Eicheln, Buchecker, Haselnüsse und Kastanien knacken. Es ist ein lebendiger Nußknacker. Dann ist es aber auch ein Meister im Klettern. Wie flink springt es von Ast zu Ast! Fängst du nun gar an, es zu jagen, so macht es oft 10 Fuß weite Sätze von einer Baumspitze zur andern. Mancher Förster verfolgt es, denn es frißt die jungen Sprößlinge und thut dadurch im Forste viel Schaden.

Bocks Fibel.

199. Eichhorn und Wind.

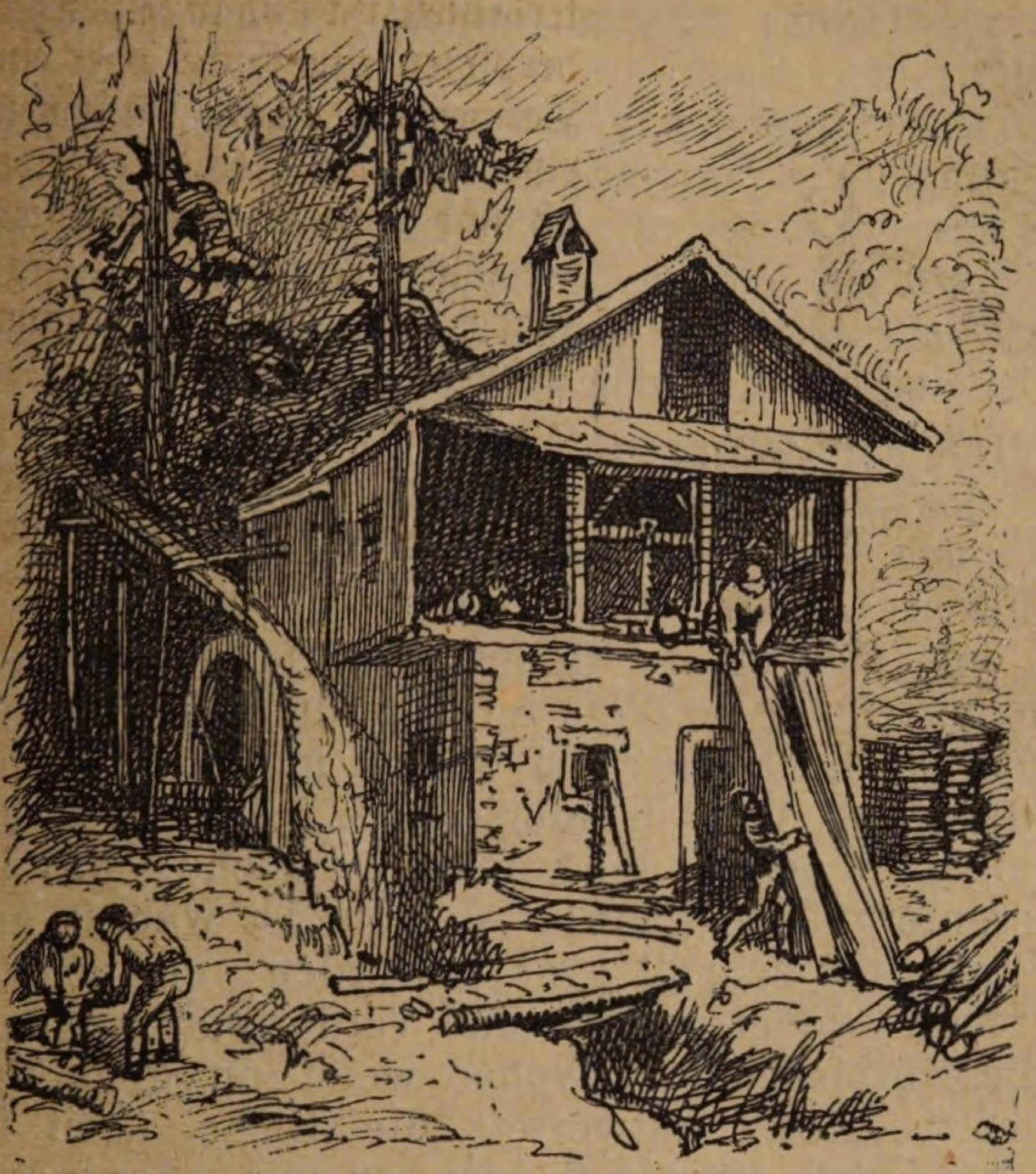
E. Huhu! wie bläst du kalt, Herr Wind!
Mein Thürchen stopf' ich zu geschwind
Und thu' mir ein andres auf da drüben.
W. Ich blase auch dort ganz nach Belieben.
E. So mache ich jenes wieder zu
Und rufe vergnügt: „Bleib draußen du!"

Der Wind, der machte ein bös Gesicht,
Das Eichhorn sah es eben nicht.
Der Wind, der schüttelte an dem Baum,
Das Eichhorn drinnen merkt' es kaum;
Es ließ ihm draußen seinen Lauf
Und knackte sich ein Nüßchen auf.

Hey.

200. Die Schneidemühle.

Im Walde liegt die Schneidemühle. Sie ist ganz dicht am Waldbache gebaut, der hier vor der Mühle einen kleinen Teich bildet. Der Lauf des Wassers ist durch eine Schleuse gehemmt. Sobald die Schleuse aufgezogen wird, fällt das Wasser auf das Mühlrad und dreht es fortwährend herum. An der starken Welle des Mühlrades aber sind in der Mühle drinnen große Räder befestigt, die wiederum große, scharfe



Sägen auf und ab bewegen. Nach dem Mühlhofe zu ist die Schneidemühle ganz offen. Vor derselben liegen große, starke Baumstämme, die einer nach dem andern hinauf in die Sägemühle geschafft werden. Hier werden sie befestigt und vor die große Säge geschoben, die nun mit ihren scharfen Zähnen, schnell ab- und aufgehend, in schnurgrader Linie den Baumstamm der Länge nach durchschneidet und zu lauter einzelnen Brettern zersägt. Sieh dort stehen schon ganze Stöße von Brettern, lange und kurze, breite und schmale, dünne und starke, wie's eben verlangt wird. Nun kommt der Tischler und holt sich ganze Fuhren voll Bretter, um sie daheim in seiner Werkstatt zu Tischen, Schränken, Stühlen, Thüren, Dielen, Bettstellen und andern Geräthen und Möbeln zu verarbeiten. Wenn aber jemand gestorben ist, so fertigt er den schwarzen Sarg an, in welchem die Leiche begraben wird. — Es kommen aber auch die Zimmerleute und holen sich die dicken, starken Bretter, welche Pfosten oder Bohlen genannt werden. Mit denselben belegen sie die Brücken, wie auch die Fußböden in den Viehställen. Die meisten und besten Bohlen aber werden zum Bauen der Schiffe, der Fähren und der Kähne benutzt. Endlich nimmt der Zimmermann auch noch einen ganzen Wagen voll ganz schmaler Bretter mit. Diese werden Latten genannt, und zu Staketen und beim Häuserbau zu den Ziegelsteinlatten verwandt.

D.

201. Der Wandrer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle saß ich in süßer Ruh und sah dem Räderspiele und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge, — es war mir wie ein Traum — die bahnte lange Wege in einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend; in Trauermelodie, durch alle Fasern bebend, sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde, o, Wanderer, hier ein; du bist's, für den die Wunde mir dringt in's Herz hinein.

Du bist's, für den wird werden, wenn kurz gewandert du, dies Holz im Schoß der Erden ein Schrein zur langen Ruh."

Vier Bretter sah ich fallen; mir war's um's Herz so schwer. Ein Wörtlein wollt' ich lallen, da ging das Rad nicht mehr. Justinus Kerner.

202. Der Eichbaum und der Kürbis.

In den Tagen des Sommers rankte eine Kürbispflanze an dem bejahrten Stamme einer Eiche empor und erreichte in wenigen Wochen ihren Gipfel. Dort rankte sie noch etwas höher in die Luft, bog sich dann wieder abwärts und sprach, indem sie stolz umherschaute: „Was denkst du, Freundchen, ist das nicht seltsam, starke Eiche? Du wächst nun, wie du mir selbst eingestanden, schon über hundert Jahre. Ich aber, ich habe dich in wenigen Wochen überwachsen. Siehe, wie ich schon auf dich herunterblicken kann!" — „Es ist wahr," antwortete die Eiche, „du bist schnell groß geworden; nur schade, du wirst auch gar bald wieder welken und verdorren." „Oho,', rief erschrocken die Kürbisstaude, „woher weißt du denn das, du Unglücksprophet?" „Ach," antwortete die Eiche, „seit ich hier stehe, sind schon viele Kürbispflanzen an mir oder neben mir aufgewachsen, und alle rühmten sich eben so wie du ihres schnellen Wachsens. Kam aber der Winter, so verwelkten sie alle wieder, so sehr sie auch vorher geprahlt hatten!"

Was lange währt, wird gut. — Eile mit Weile! Kellner.

203. Der Fuchs.



Der Fuchs ist ein naher Vetter des Hundes, aber ein schlimmer und gefährlicher. Man sieht ihm auf den ersten Blick an, daß er ein schlauer, verschmitzter Bursche ist. Sein Kopf ist länglich rund und geht in eine zugespitzte Schnauze zu mit nackter, schwarzer Nasenkuppe. Das Maul ist weit gespalten und trägt an der Oberlippe schwarze Barthaare. Öffnet es sich, dann zeigen sich zwei Reihen weißer, scharfzackiger Zähne. Wehe dem Thiere, nach dem es sich aufthut! Ein einziger seiner Bisse reicht oft hin, um ihm das Lebenslicht für immer auszublasen.

Das Auge ist nicht grade schön zu nennen. Es spielt aus grau in grün, liegt schief halb in der Höhle versteckt, leuchtet aber im

Dunkeln, wie bei andern nächtlichen Raubthieren. Die Ohren sind scharf zugespitzt und schieben sich unten weiter vor, um jeden Laut zu fassen. Sie sind gemacht, jeden Laut zu erspüren. Das leichteste Geräusch fällt in die ausgespannte Öffnung. Den schlanken Leib tragen schnelle Füße fast spurlos über den Boden, und stattlich schmückt ihn der buschige Schwanz. Sein Kleid ist gelbbraun, immer glatt gebürstet und weich wie Sammet. Die Lippen, die Kehle, der Vorderhals, der Bauch, die Innenseite der Schenkel und die Schwanzspitze sind weiß, die Hinterseite der Ohren aber und die Füße sind schwarz.

Am Tage ruht der Fuchs in seiner Höhle, wenn ihn nicht die Sorge für seine Jungen zwingt, auf Raub auszugehen. Des Nachts aber ist er desto munterer. Dann sucht er seine Beute auf, nähert sich ihr schleichend und erhascht sie im Sprunge. Geflügel aller Art, Hasen, Kaninchen, junge Rehe und Hirsche, Eier, Honig, Obst und besonders Weintrauben sind seine Lieblingsspeisen, doch nimmt er in der Noth auch mit Mäusen und Ratten fürlieb. Sein Balg liefert ein treffliches Pelzwerk. Emsig stellt ihm deshalb der Jäger nach, doch nur schwer gelingt es, seiner habhaft zu werden. Nach Verschiedenen.

204. Der Jäger und der Fuchs.



Der Jäger birscht mit seiner Büchs', da schleichen über's Feld die Füchs'. Er fackelt nicht und spannt den Hahn und legt die Büchse sicher an. „Piff, paff!" Da prasseln hin die Schrot' und „plumps!" der alte Fuchs ist todt. Der Jäger spricht: He, Feldmann, flugs nun apportiere mir den Fuchs! Der Feldmann sucht mit seiner Schnauz' und hat ihn schon, den alten Kauz. „Du hast gerupft so manche Gans, jetzt zaust man dich bei deinem Schwanz; du hast geschüttelt manchen Hahn, jetzt packt man dich am Kragen an. Du hast gefressen manche Taube, jetzt sitzen wir dir auf der Haube." So schleppt ihn Feldmann hin zum Herrn; der streichelt ihn und hat ihn gern, und sagt: „So, Feldmann, das war gut"; geht weiter dann mit frohem Muth und steckt den Fuchs in seinen Sack und schmaucht sein Pfeifchen Rauchtabak. Güll.

205. Der Fuchs und die Weintrauben.

An einem Weinstock hingen ganz oben einige goldgelbe Trauben.

Ein Fuchs, der eben sehr langmäulig war, kam vorbei, sah die Trauben und hätte sie gern gehabt. Er sprang an den Weinreben in die Höhe, um die Beeren zu erschnappen; er zerrte an den Reben, um die Trauben herabzuziehen; er kletterte am Spalier ein Stück hinauf, aber alle Mühe war vergeblich. Das verdross ihn sehr. Als aber der Gesang der Vögel von den nahen Bäumen wie helles Gelächter erklang, da wollte er seinen Verdruss nicht merken lassen und sagte: „O, ich mag die Trauben gar nicht haben, die sind mir viel zu sauer" — und trollte seines Weg's weiter. Nach Grimm.

206. Der Fuchs und die Katze.

Es trug sich zu, dass die Katze in einem Walde dem Herrn Fuchs begegnete, und weil sie dachte, er ist gescheit und wohlerfahren und gilt viel in der Welt, so sprach sie ihm freundlich zu. „Guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie gehts, wie stehts? Wie schlagt ihr euch durch in dieser theuern Zeit?" Der Fuchs, alles Hochmuthes voll, betrachtete die Katze vom Kopfe bis zu den Füßen und wusste lange nicht, ob er eine Antwort geben sollte. Endlich sprach er: „O, du armselige Katze, du buntscheckiger Narr, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn? Du unterstehst dich zu fragen, wie mir's geht? Was hast du gelernt? Wie viel Künste verstehst du?" „Ich verstehe nur eine einzige," antwortete bescheidentlich die Katze. „Was ist das für eine Kunst?" fragte der Fuchs. „„Wenn die Hunde hinter mir her sind, so kann ich auf einen Baum springen und mich retten."" „Ist das alles?" fragte der Fuchs. „Ich bin Herr über hundert Künste und habe überdies noch einen ganzen Sack voll Liste. Du jammerst mich, komm mit mir, ich will dich lehren, wie man den Hunden entgeht."

Indem kam ein Jäger mit vier Hunden daher. Die Katze sprang behend auf einen Baum und setzte sich in den Gipfel, wo Äste und Laubwerk sie völlig verbargen. „Bindet den Sack auf, Herr Fuchs, bindet den Sack auf!" rief ihm die Katze zu. Aber die Hunde hatten ihn schon gepackt und hielten ihn fest. „Ei, Herr Fuchs," rief die Katze, „ihr bleibt mit euren hundert Künsten stecken. Hättet ihr herauf klettern können, wie ich, so wär's nicht um euer Leben geschehen."

Grimm.

207. Der Fuchs und der Hahn.

Ein alter Haushahn hielt auf einer Scheune Wache; da kommt ein Fuchs mit schnellem Schritt und ruft: „O krähe, Freund, nun ich dich fröhlich mache; ich bringe gute Zeitung mit. Der Thiere Krieg hört auf, man ist der Zwietracht müde, in unserm Reich ist Ruh und Friede. Ich selber trag ihn dir von allen Füchsen an. O Freund, komm bald herab, dass ich dich herzen kann. Wie guckst du so herum?" — „Greif, Halt und Bellart kommen, die Hunde, die du kennst," versetzt der alte Hahn; und als der Fuchs entläuft: „Was" fragt er,

„ficht dich an?“ „Nichts, Bruder,“ spricht der Fuchs, „der Streit ist abgethan; allein ich zweifle noch, ob die es schon vernommen.“

Hagedorn.

208. Der weiße Hirsch.



Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch, sie wollten erjagen den weißen Hirsch.

Sie legten sich unter den Tannenbaum, da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der erste: „Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch, da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch!“

Der zweite: „Und als er sprang mit der Hunde Geklaff, da brannt' ich ihm auf das Fell, piff, paff!“

Der dritte: „Und als ich den Hirsch an der Erde sah, da stieß ich lustig in's Horn, trara!“

So lagen sie da und sprachen, die drei: da rannte der weiße Hirsch vorbei.

Und eh' die drei Jäger ihn recht geseh'n, so war er davon über Tiefen und Höh'n. Husch, husch! piff, paff! trara!

Uhland.

209. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen; kein Thier könnte ihm widerstehen, und sie müssten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen Menschen zu sehen bekäme; ich wollte schon auf ihn losgehen.“ „Dazu kann ich dir helfen,“ sprach der Fuchs, „komm' nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn hinaus auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Da kam zuerst ein alter, abgedankter Soldat, ein Invalid mit einer Krücke. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. „Nein“ antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen.“ Darnach kam ein kleiner Knabe mit einer Fibel und Tafel unter dem Arme; der wollte zur Schule gehen. Fragte der Wolf: „Ist das ein Mensch?“ „Nein, das will erst einer werden,“ erwiderte der Fuchs. Endlich kam der Jäger, eine Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger zur Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den musst du losgehen; ich aber will unterdes meinen Jungen das Frühstück besorgen und mich fort in meine Höhle machen.“

Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist schade, dass ich keine Kugel geladen habe," nahm sein Gewehr, legte an und schoss dem Wolf das Schrot in's Gesicht. Der Wolf verzog dasselbe gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts; da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiss den Schmerz und ging dem Jäger zu Leibe. Da zog dieser seinen blanken Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, dass er über und über blutend mit Geheul zu dem Fuchs zurücklief. „Nun, Bruder Wolf," sprach der Fuchs, wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?" „Ach," antwortete der Wolf, „so hab' ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas in's Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt. Darnach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter; und wie ich endlich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe, damit hat er so auf mich losgeschlagen, dass ich beinah wäre todt liegen geblieben." „Siehst du," sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist." Grimm.

210. Der Eid des Wolfes.

Der Wolf hatte sich in einer Schlinge gefangen. Als der Bauer kam und ihn todtschlagen wollte, da flehte er auf's demüthigste, er möchte ihn nur dieses Mal begnadigen und versprach, sein Leben zu bessern. „Ja," sagte der Bauer, „das ließe sich hören. Du wirst aber doch künftig in die Herden fallen und die Schafe zerreißen. Was taugt eine solche Besserung?" — „Ach, lieber Himmel!" sagte der Wolf, „ich und Schafe zerreißen! Sieh, ich verspreche dir, gar kein Fleisch mehr zu fressen. Kräuter will ich mir zur Nahrung suchen und Wurzeln nagen. Höchstens will ich mir zuweilen einen Fisch fangen, wenn mich die Lust nach Fleisch anwandeln sollte." Der Bauer ließ sich überreden und gab ihn auf dies Versprechen hin frei.

Indem der Wolf, seiner Freiheit froh, weiter ging, sah er noch im Gehöft des Bauers ein Schwein, das sich in einem Pfuhle wälzte. Es gelüstete ihn nach einem fetten Bissen. „Aha!" rief er, „der Pfuhl ist eigentlich doch nur ein Wasser, und das Thier, dem es darin so wohl ist, ist gewiss ein Wasserthier! Ach, ja freilich, das ist ein Fisch! ein Fisch! Ei, Fische darf ich noch fressen. Das verbietet mir kein Eid!" Mit diesen Worten fiel er über das Schwein her und zerriss es. ?

211. Der Bär und die Bienen.

In Polen brummt ein wilder Bär: „Ihr Bienen gebt mir den Honig her. Ich bin so groß und ihr so klein, ihr sollt mir wahrhaftig nicht hinderlich sein."

Und eh' die Bienlein sich's versah'n, so klettert der Bär den Baum hinan. Er klammert sich fest und brummt und brummt; das Bienlein summt, das Bienlein summt.

„Ihr Bienen, gebt mir den Honig her!" „„Es wird nichts d'raus; es wird nichts, Herr Bär!"" Der Bär steckt schon die Nase hinein: „Weg da ihr Bienen, der Honig ist mein!"

Die Bienlein stechen frisch drauf los: „„Sind wir gleich klein und du bist groß, doch soll's deiner Nase gar schlimm ergeh'n, lässt du nicht gleich den Bienenstock steh'n!""

Der Bär wird bös. Es hilft ihm nicht. Er knurrt und brummt. Das Bienlein sticht. Wie juckt's ihn auf Zunge, auf Nase und Ohr! Er muss entlaufen, der arme Thor!

Die Bienlein jubelten summ, summ, summ! Der Bär, der knurrte brumm, brumm, brumm! Und als er floh, rief's Bienchen ihm zu: „Soll's dich nicht jucken, lass andre in Ruh'!"

Dinter.

212. Der Esel in der Löwenhaut.

Ein Esel, dem die Arbeit nicht gefiel, war dem Müller entlaufen und hatte in dem Wald einen herrlichen Fund gemacht. Es war eine noch ganz frische Löwenhaut. „Ei," sagte der Esel, „die kommt mir recht," und wickelte sie um sich, dass er von weitem wirklich einem Löwen ähnlich sah. Als die Thiere diesen ungeheuren Löwen erblickten, flohen sie und verkrochen sich in ihre Höhlen. Da wurde der Esel übermüthig und dachte: „Nun will ich sie erst recht in Angst treiben. Wenn ich brülle wie der Löwe, wird gar niemand in den Wald zu kommen wagen, und ich kann nach Belieben mein Futter suchen." Und damit fing er an ganz erschrecklich ia! ia! zu schreien. Da lachten die Thiere und kamen wieder aus den Höhlen hervor und verspotteten den dummen Betrüger. Etliche aber liefen zum Müller und verkündeten demselben, wo sein entlaufener Sackträger sich aufhalte. Der eilte in den Wald, nahm einen tüchtigen Prügel und, ohne sich an die Löwenhaut, aus welcher die langen Eselsohren hervorguckten, zu kehren, trieb er seinen Langohr mit Schlägen in den Stall zurück. Curtmann.

213. Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr," fragte ihn einst der Hase, „dass euch Löwen ein elender, krähender Hahn so leicht verjagen kann?"

„Allerdings ist es wahr," antwortete der Löwe; „und es ist eine allgemeine Bemerkung, dass wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du z. B. von dem Elephanten gehört haben, dass ihm das Grunzen eines Schweines Schauder und Entsetzen erweckt." —

„Wahrhaftig?" unterbrach ihn der Hase. „Ja, nun begreife ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten."

Lessing.

214. Der Knabe im Walde.

Ein Knabe lief in den Wald. Da rief ihm der Eichbaum zu: „Komm, lag're dich in meinen Schatten!" Der Knabe antwortete freundlich: „Schönen Dank, wenn ich zurückkomme, will ich's thun; jetzt bin ich noch nicht müde." Darauf begegnete er der Maiblume. Die sprach: „Komm, rieche meinen Duft!" Lustig sprang der Knabe hin, und weil sie so lieblich roch, sprach er: „Maiblümchen, ich will dich mit heimnehmen zu meiner Mutter!" Und die Blume war es zufrieden. Nun erblickte er die rothwangige Erdbeere, die rief ihm auch zu: „Pflücke mich, liebes Kind, ich bin schon lange reif!" Da antwortete der Knabe: „Erdbeerchen, dich will ich meiner Schwester mitnehmen." Sie ließ sich gerne brechen. Zuletzt kam der Knabe zur Tollkirsche; die rief ihm auch zu: „Komm, iss mich, ich bin reif!" Allein der Knabe antwortete: „Dich will ich nicht essen, du siehst mir so giftig aus; aber ich will dich abbrechen und meinem Vater zeigen, der kennt dich besser als ich."

Curtmann.

215. Wo wohnt der liebe Gott?

Hinaus tritt in den dunkeln Wald!
Die Bäume sieh' zum Himmel geh'n,
Die Felsen, die wie Säulen steh'n,
Der Bäume ragende Gestalt!
Horch, wie es in den Wipfeln rauscht!
Horch, wie's im stillen Thale lauscht!
Dir schlägt das Herz, du merkst es bald,
Der liebe Gott wohnt in dem Wald;
Dein Auge zwar kann ihn nicht sehen,
Doch fühlst du seines Odems Wehen.

Hey.

216. Abschied vom Walde.

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da oben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang' noch mein Stimm' erschallt.
  Lebe wohl, du schöner Wald;
  Schirm' dich Gott, du deutscher Wald!

v. Eichendorf.

217. Gott ist überall.

Führe ich gen Himmel, so bist Du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist Du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch Deine Hand daselbst führen, und Deine Rechte mich halten. Psalm 139, 8.

Gott, der allenthalben schafft und wirkt, der ist auch überall zugegen. Vor ihm kannst du dich nicht verbergen, wie's Adam auch nicht konnte. Gott ist im Himmel und auch zugleich bei uns hier auf der Erde. Er ist daheim bei Vater und bei Mutter und auch zugleich hier in der Schule. Er ist am fernen Meer und auch zu gleicher Zeit in Feld und Wald. Wo nur ein Wesen ist, wo's lebt und webt, da ist auch Gott stets gegenwärtig. Er ist bei dir in dunkler Nacht, so wie am Tag bei deinem Spiel, bei deinem Lernen. Er ist bei dir in Freud und Leid, in Angst und Noth, im Leben, wie im Tod. Gott ist allgegenwärtig. D.

Gott ist, wo die Sonne glüht,
Gott ist, wo das Veilchen blüht,
Gott ist, wo ein Vogel schlägt,
Gott ist, wo ein Wurm sich regt,
Ist kein Freund, kein Mensch bei dir,
Fürchte nichts, dein Gott ist hier.

Dinter.

218. Gott Überall.

Es waren einmal ein paar Geschwister, hießen Georg und Lieschen, seelengute Kinder, die blieben einmal ganz allein zu Hause. Zwar hatten ihre lieben Eltern jedem ein großes Butterbrot gegeben, davon sie den Tag über sich nähren sollten. Allein bald hatte Georg seines aufgezehrt und verspürte noch Esslust, hatte aber nichts mehr zu brocken und zu beißen. Lieschen gab ihm noch ein wenig von ihrem Brot, doch auch das sättigte den Jungen nicht ganz, und er fing an mit schelmischen Schmeichelworten zu seinem jüngern Schwesterchen zu reden. „Komm, liebes Lieschen, wir wollen ein wenig von dem süßen Rübensaft naschen, den die Mutter draußen im Schrank aufbewahrt, es ist ein großer Topf voll, sie merkt es gewiss nicht daran, und es sieht's ja auch niemand.“ „Ei, du bist sehr böse, Georg, wenn du das thust; siehst du nicht die Sonnenstrahlen dort am Schrank? Die lässt der liebe Gott hinanscheinen, denn der sieht's gewiss, wenn wir naschen.“ Da sprach Georg: „So wollen wir auf den Dachboden gehen, wo die Mutter schöne Birnen liegen hat, davon wollen wir essen, dort ist kein Fenster, die Sonne kann nicht hineinscheinen, und dort sieht uns also der liebe Gott auch nicht.“

Lieschen weigerte sich anfangs, endlich aber gingen die Kinder doch nach dem Dachboden; aber hier fielen die Sonnenstrahlen reichlich durch die Lücken der Dachziegel und flimmerten ganz eigenthümlich über den Birnen, als wenn sie darauf tanzten; und Lieschen sprach wieder: „O Georg, auch hier sieht uns der liebe Gott, hier dürfen wir nicht naschen.“ Sie gingen wieder herunter und auf der Treppe fiel dem Georg etwas ein, was er gleich aussprach: „Ei, im Keller hat die Mutter ein Töpfchen voll süßer Sahne stehen, und drunten ist's ganz dunkel, da kann unmöglich der liebe Gott hineinsehen; komm, lass uns hinuntergehen, Lieschen, komm geschwind, geschwind!“ —

Georg fasste sein zögerndes Schwesterchen fest an der Hand und zog es schnell mit sich fort, hinunter in den Keller, wo er sorgfältig die Thür von innen zumachte, dass kein Tag hineinscheine, und es der liebe

Gott nicht sähe, wenn sie von dem Rahm naschten. Aber nach einigen Minuten wurde es ein wenig licht im Keller. Lieschen sah, daſs durch eine Mauerspalte die liebe Sonne hereinschien und grade auf das Sahnentöpfchen. Da erschrak Lieschen und sie sprang eilig wieder hinauf und ging in die Stube. Georg aber blieb, verstopfte ärgerlich die Spalte mit Moos und fing an von dem Rahm zu essen. Doch wie er im besten Lecken und Schlecken war, rollte ein mächtiger Donner über ihm und der Blitz zuckte durch die Mauerspalte, daſs es ganz hell und feurig im Keller war und ein schwarzer Mann stieg aus einer Ecke des Kellers, schritt auf Georg zu und setzte sich ihm gerade gegenüber; er hatte zwei feurige Augen, mit denen er fort und fort nach dem Rahmtöpfchen funkelte, so daſs Georg vor Angst keinen Finger regen konnte, und daſs er ganz still sitzen bleiben muſste.

Indessen war zu Lieschen droben in der Stube ein gar holdes Engelein gekommen, hatte ihm nebst vielen schönen Spielsachen und Kleidern auch Zuckerküchlein und süße Milch gebracht und hatte so lange mit Lieschen gespielt, bis die Eltern zurückkamen, die mit großer Freude die schönen Sachen betrachteten. Als dieselben nach Georg fragten, erschrak Lieschen, denn sie hatte über die schönen Geschenke von dem Englein ganz vergessen, daſs ihr Bruder im Keller geblieben war, und rief nun: „Ach, du lieber Gott, der ist ja noch im Keller, wir wollen ihn geschwinde holen, vielleicht kann er die Thür nicht wieder aufbringen.“ Alle gingen schnell hinunter, machten die Kellerthür auf und siehe, da saß Georg noch ganz starr und hielt den Rahmtopf in der Hand. Und wie er das Geräusch hörte und seine Mutter sah, erschrak er heftig und fuhr zusammen und weinte. Und die Mutter nahm ihm den halbgeleerten Sahnentopf aus den Händen, führte ihn heraus aus dem Keller und gab ihm seine wohlverdiente Strafe.

Georg hat aber in seinem ganzen Leben nicht wieder genascht, und wenn später manchmal and're ihn zu etwas Bösem verleiten wollten, oder zu Thaten, die das Licht scheuen, so sagte er immer: „Ich thu's nicht, ich geh' nicht mit, der Gott Überall sieht's, Gott behüte mich!“ Und ist darnach ein durchaus rechtlicher und braver Mann geworden.

Bechstein.

219. Das Feld.

Das Feld ist die Werkstatt des fleißigen Landmanns. Mit Pflug, Egge und Walze, gezogen von Pferden oder Ochsen, zieht er hinaus und bearbeitet es. Im Herbst säet er das Wintergetreide, Weizen und Roggen, auch Raps und Rübsen; im Frühjahr das Sommergetreide, Hafer und Gerste, dazu auch Erbsen und Wicken. Wenn es wärmer wird, steckt er die Kartoffeln und pflanzt Kraut und Rüben, und Gott im Himmel sendet Regen und Sonnenschein, Segen und Gedeihen. Da ist ein Grünen und Wachsen auf dem Felde allenthalben! Sieh' dort die langen, gelben Streifen, es ist Raps oder Rübsen. Sieh' hier die



schwankenden Ähren auf hohem Halme, das wogende Kornfeld, oder sieh' dort die großen Breiten, roth und grün, die saftigen Kleefelder. Welch herrlicher Anblick! Mit stiller Freude und mit Dank im Herzen beschaut der Landmann seine gesegneten Fluren.

Im Felde ist alles lebendig, fröhlich und guter Dinge. Aus der Luft erschallt das Trillern der Lerche, aus dem hohen Getreide ertönt der Ruf der Wachtel und dort im rothen Klee lockt das Rebhuhn seine Jungen. Mücken und Käfer schwirren über dem Kornfelde, Schmetterlinge schaukeln sich auf den Blumen der Raine und dem duftenden Klee und die Bienen und Hummeln sammeln Honig vom blühenden Raps, vom Weißklee und von allerhand Blumen des Feldes. Der Hase labt sich im grünen Kohl, das Mäuschen läuft flüchtig die Furche entlang, ja selbst unter der Erde wühlt der Maulwurf nach Gewürm aller Art und der Hamster füllt seinen Bau mit Körnern und Halmen.

Der Sommer ist gekommen, die Ähren reifen. Nun gehen die Sensen und Sicheln zu Felde. Rüstige Schnitter mähen das Getreide, fröhliche Mädchen binden es ein und viele große Fuhren voll fährt der Landmann ein in seine Scheune. Bald wehen kalte Winde über die Stoppeln. Der Herbst ist da. Nun werden auch Kartoffeln, Kraut und Rüben eingeheimset. Die Felder sind leer, doch es keimt und grünt schon wieder fürs künftige Jahr die frisch gesäete Wintersaat. Bald wird eine weiße Riesenbettdecke das ganze Feld zu seinem Winterschlafe einhüllen. D.

220. Roggen, Weizen, Gerste, Hafer.

Der Roggen nähret uns als Brot
Und schützet uns vor Hungersnoth.

Vom Weizen giebt es weiße Wecken,
Die Kindern ganz vortrefflich schmecken.

Und Gräupchen, Blinzen, Klos und Bier,
Die geben all' die Gerste dir.

Den Pferden aber will vor allen
Allein der Hafer wohlgefallen.

E. Lausch.

221. Die Getreidearten.



Wenn man die Kinder fragen würde, welche Pflanzen ihnen am liebsten sind, so würden sie wohl das Veilchen, die Tulpe, die Rose, den Apfel- oder Birnbaum, den Kirschbaum u. s. w. nennen. Sie möchten die schönen Blumen gern haben, sich auch über die rothbackigen Äpfel und über die süßen Kirschen freuen. Aber die Pflanzen, für welche wir Gott am meisten zu danken haben, sind nicht die prächtigen Blumen, nicht die Obstbäume, sondern die Getreidearten. Bei uns giebt es Roggen, Weizen, Gerste und Hafer. Sie gehören zu den Gräsern; denn sie haben einen Halm, der sich schlank aus der Wurzel erhebt. An diesem sind schmale, lange Blätter, welche an Knoten sitzen. Der Halm ist einfach und theilt sich nicht in Äste. Wenn die Halme noch klein und grün sind, schmecken sie recht süß. Es ist viel Zuckersaft in ihnen. Aus diesem werden später die Körnchen. Auf der Spitze des Halmes steht die Ähre. Jede Ähre hat mehrere Reihen kleiner Körner. Zuerst bekommt der Roggen Ähren, dann der Weizen, die Sommergerste und zuletzt der Hafer. Wer die Halme und die Ähren genauer ansieht, der kann Roggen, Weizen, Gerste und Hafer leicht von einander unterscheiden. Die Ähren des Hafers sind von andern Ähren am meisten verschieden. Die Körner stehen weit auseinander, sie bilden eine Rispe.

Bald nachdem sich die Ähren gebildet haben, blüht das Getreide. Die Blüthe aber sieht nicht schön aus; daher achten auch die Kinder nicht viel auf diese Blüthen. Wenn sie jedoch genauer zusähen, würden

sie sich wohl auch über die gelben Staubbeutel und die kleinen Federchen freuen, die auf den jungen Knötchen sitzen. Sie pflücken sich aber lieber die blauen Kornblumen, oder die rothen Kornraden, welche zwischen dem Getreide stehen. Sie freuen sich, wenn sie im Felde viele solcher Blumen finden. Dem Landmann ist es aber weit lieber, wenn wenig oder gar keine Blumen zwischen dem Getreide stehen. In den Saatfeldern bauen sich Lerchen, Feldhühner, Wachteln und andre Vögel ihre Nester. Sie müssen aber eilen, dass ihre Jungen groß werden. Denn es dauert nicht lange, so werden die Halme reif und abgemäht.

Bock.

222. Der Strohmann.

Ein Bauer hatte einen gar schönen Weizenacker. Die Ähren waren voll Körner und die Körner voll Mehl und sie waren beinahe reif. Da kamen die bösen Spatzen und fielen ihm in seinen Weizen und fraßen die halbreifen Körner; und wenn sie es fortgetrieben hätten, so hätte der Mann gar nichts bekommen. Da ging er des Morgens in aller Frühe hinaus, die Spitzbuben zu schießen; allein als er hinkam, waren sie schon dagewesen, denn die Spatzen stehen noch früher auf, als die Bauern. Sie hatten ihm schon wieder ein Stück Weizen ausgefressen und saßen nun auf des Nachbars Kirschbaum und naschten und lärmten, als ob sie sich über ihre Spitzbübereien freuten. Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren und besann sich, was er machen wollte, denn seinen guten Weizen wollte er ihnen doch nicht alle lassen. Auf einmal fiel ihm ein Mittel ein. Als er nach Hause kam, nahm er einen Stock, so groß wie ein Mensch, wickelte Stroh d'rum, bis dass er dick genug war und machte ihm zwei Arme, zog ihm dann einen alten Rock an, setzte ihm seinen alten Hut auf und gab ihm eine große Peitsche in die Hand. Als die Spatzen schlafen gegangen waren, nahm er dies Ungethüm, trug es hinaus und stellte es mitten in seinen Weizenacker, grade als wenn es ein lebendiger Mann wäre. Am andern Morgen, als die Spatzen aufwachten, flogen sie eiligst nach dem Acker, wo sie es sich gut schmecken lassen wollten, aber als sie hinkamen, siehe, da stand der Bauer schon da in seinem alten Rocke und mit seinem alten Hute und drohete mit der Peitsche. Da es so gefährlich aussah, getrauten sie sich nicht herbei zu fliegen, sondern lauerten in der Nachbarschaft, ob denn der Peitschenmann gar nicht fortgehen würde. Aber er ging nicht, sie mochten warten, so lange sie wollten. Endlich flogen die Herren Spatzen mit hungrigem Magen nach Hause und kamen auf den Acker des Bauers nie wieder. Curtmann.

223. Der Bauer und sein Sohn.

Der Bauer steht vor seinem Feld
Und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab' den Acker wohl bestellt,

Auf reine Aussaat streng gehalten;
Nun seh' mir eins das Unkraut an!
Das hat der böse Feind gethan."

Da kommt sein Knabe hochbeglückt,
Mit bunten Blüthen reich beladen;
Im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden.
Er jauchtzt: „Sieh', Vater, nur die Pracht!
Die hat der liebe Gott gemacht."

Sturm.

224. Gott ist allweise.

a. Alles gut, was Gott thut.

Ein Kaufmann ritt einst von dem Jahrmarkte nach Hause und hatte hinter sich sein Felleisen mit vielem Gelde aufgepackt. Es regnete heftig, und der gute Mann war durch und durch nass. Er war daher sehr unzufrieden, dass Gott ihm gar so schlechtes Wetter zu seiner Reise gab. Jetzt kam der Kaufmann in einen dichten Wald und sah mit Entsetzen einen Räuber am Wege stehen, der mit einer Flinte auf ihn zielte und sie abdrückte. Allein von dem Regen war das Pulver feucht geworden, und die Flinte ging nicht los. Der Kaufmann aber gab dem Pferde die Sporn und entkam glücklich. Als er nun in Sicherheit war, sprach er: „Was für ein Thor bin ich gewesen, dass ich das schlechte Wetter nicht als eine Schickung Gottes geduldig annahm! Wäre das Wetter schön und trocken gewesen, so läge ich jetzt todt in meinem Blute, und meine Kinder warteten vergebens auf meine Heimkunft. Der Regen, über den ich murrte, rettete mir Gut und Leben."

Was Gott schickt, das ist wohlgemeint,
Wenngleich es anfangs anders scheint.

Chr. Schmid.

b. Alles zum Guten.

Immer gewöhne sich der Mensch zu denken: „Was Gott schickt, ist gut, es dünke mir gut oder böse."

Ein frommer Weiser kam einst vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren; niemand wollte sie ihm öffnen; hungrig und durstig musste er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „Was Gott schickt, ist gut!" und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne, um der Sicherheit willen in derselben Gegend. Aber

ein Sturm entstand und löschte sein Licht aus; ein Löwe kam und zerriss seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein und sprach: „Was Gott schickt, ist gut.“ Er erwartete ruhig die Morgenröthe.

Als er ans Thor kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schaar Räuber war eingefallen und hatte eben in dieser Nacht sämmtliche Einwohner gefangen oder getödtet. Er war verschont. „Sagte ich nicht“ — sprach er — „dass alles, was Gott schickt, gut sei? Nur sehen wir meistens am Morgen erst — öfters auch noch später — warum er uns des Abends etwas versagte. Herder.

225. Der gute Mäher.



Früh ging ein Mäher mähen in's Feld den reifen Klee. Da schnitt er mit der Sense hart an ein Nest — o weh!

D'rin lagen sieben Vöglein; sie lagen nackt und bloß. O könntet ihr schon fliegen! O wäret ihr schon groß!

Dem Mäher that's so wehe; er sann wohl her und hin. Da kam dem guten Mäher noch Hoffnung in den Sinn.

Er mähete bedächtig weit um die Stelle her und trug den Klee von dannen und störte da nicht mehr.

Die alten Vögel flogen nun wacker ab und zu. Sie fütterten die Jungen in ungestörter Ruh.

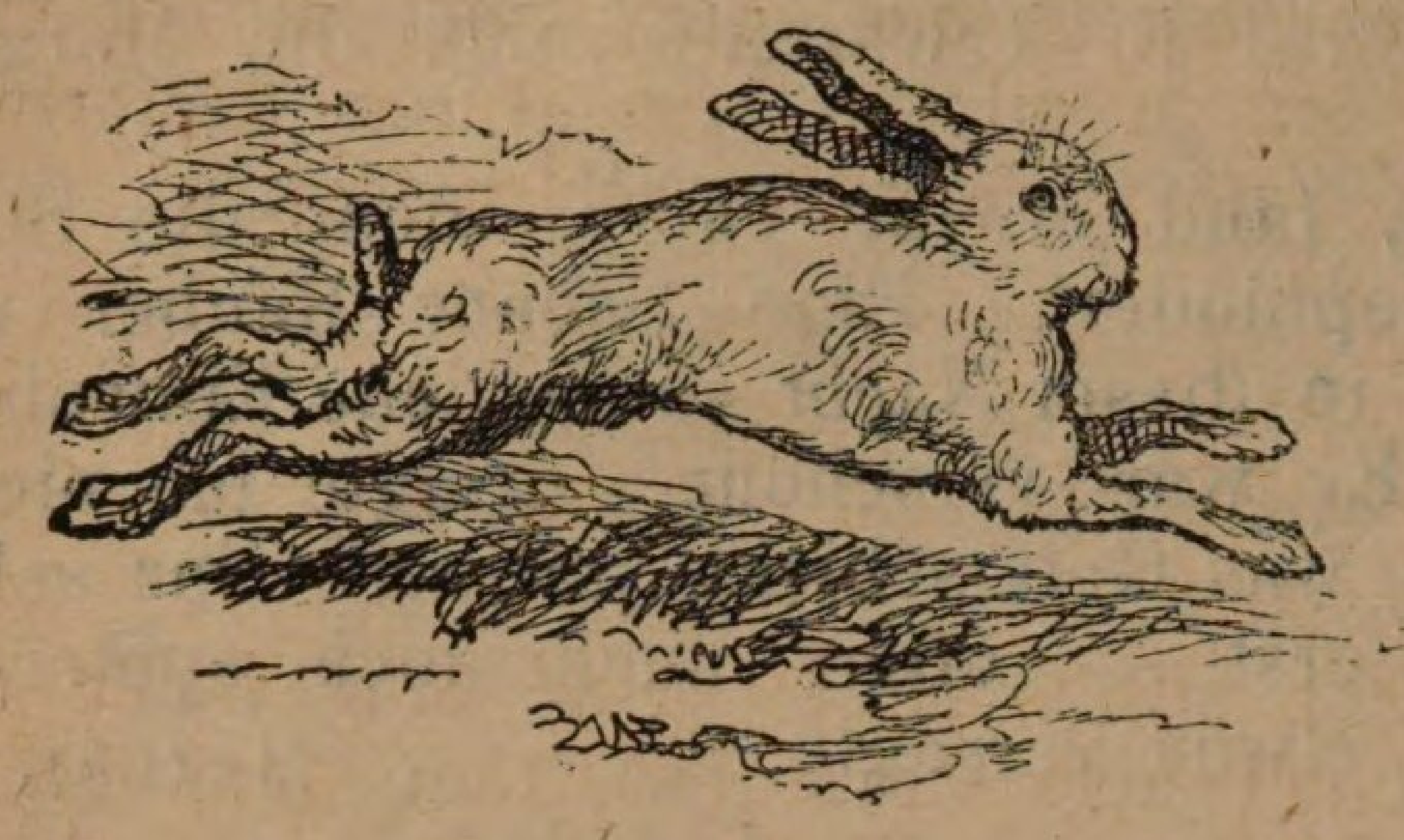
Bald wuchsen ihre Flügel; sie flogen froh davon. Der Mäher aber fühlte im Herzen süßen Lohn. Kaup.

226. Grille und Ameise.

Eine Grille kam bei strenger Kälte zu ihrer Nachbarin, der Ameise. „Frau Nachbarin,“ sagte sie, „leiht mir doch einige Speise, denn ich habe Hunger und nichts zu essen.“ „„Hast du nicht Speise für den Winter gesammelt?““ fragte die Ameise. „Ich hatte ja keine Zeit dazu,“ war die Antwort. „„Keine Zeit? Frau Grille! Was hast du denn im Sommer zu thun gehabt?““ — „Ich habe gesungen und musiciert,“ erwiderte die Grille. „„Nun gut,““ ließ jetzt die Ameise sich vernehmen, „„da du im Sommer musiciert hast, so magst du im Winter tanzen. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!““

Lessing.

227. Der Hase.



1) Der Hase hält sich mehr in Feldern als in Wäldern auf. Jäger und Jagdhunde sind seine schlimmsten Feinde. Die Jäger nennen in ihrer Jägersprache seine Augen Lichter, seine Ohren Löffel, seine Beine Läufe, seinen Schwanz die Blume, seine Haare Wolle, sein Blut Schweiß und was er frisst, seine Aßung. Der Hase ist etwas größer als eine Katze und trägt Wolle, die auf dem Rücken grau, zur Seite gelb und unterm Bauch weiß aussieht. Sein Kopf ist dick, die Schnauze abgerundet und mit einem stattlichen Schnurrbart versehen. Es braucht sich aber niemand vor ihm zu fürchten, denn er ist selber sehr furchtsam, scheu und schüchtern. Um zu sehen, ob ihm Gefahr droht, macht er häufig Männchen, d. h. er setzt sich auf seine langen Hinterläufe, bewegt beständig die Nase und spitzt die langen Löffel. Er hört und riecht sehr scharf, sieht aber trotz seiner großen Lichter ziemlich schlecht. Der Hase ist von Natur feig und darum im Ausreißen ein Held. Er kann sehr schnell laufen, besonders bergan, und weite Sprünge und Sätze machen, denn seine Hinterläufe sind viel länger als die Vorderläufe.

2) Der Sicherheit wegen geht und läuft er nie graden Wegs in sein kunstloses Lager oder Nest. Erst läuft er über das Lager hinaus, dann kehrt er eine Strecke auf derselben Spur zurück, holt einen Bogen, macht mehrere Kreuz- und Quersprünge und setzt endlich mit dem größten und letzten Sprunge mitten in sein Lager hinein. Hier ruht er meist den Tag über und schläft, seiner kurzen und kleinen Augenlider wegen, mit offenen Augen. Gegen Abend verlässt der Hase sein Lager und geht zur Tafel. Er speist grüne Saat, Gras, Klee, Kohl und Rüben und im Sommer gern Hafer. Hierauf macht er einen Spazierritt im Mondenschein, bleibt wie ein Nachtwächter die ganze Nacht munter und kehrt mit der Morgendämmerung in sein Lager zurück. Im Winter benagt er häufig mit seinen scharfen, meiselartigen Vorderzähnen die Rinde junger Bäume, namentlich junger Obstbäume. Das aber ist gar nicht hüsch von ihm und verdient harte Strafe. Die Jäger üben dieses Strafrecht aus, verwalten das Strafamt sehr gern und sind eifrig hinter ihm her, besonders seines wohlschmeckenden Fleisches wegen. Außerdem giebt sein Balg ein brauchbares Pelzwerk und dient zu Verfertigung feiner Filzhüte.

D. nach Schurig.

228. Jäger und Hase.

Jäger: „Gestern Abend ging ich aus, ging wohl in den Wald hinaus. Kam ein Häslein her zu mir in dem grünen Waldrevier; kam das Häslein dicht heran, dass mir's was erzählen kann."

Hase: „Bist du nicht der Jägersmann, hetz'st auf mich die Hunde an? Wenn dein Jagdhund mich ertappt, hast du, Jäger, mich erschnappt. Wenn ich an mein Schicksal denk', ich mich recht von Herzen kränk'."

Jäger: „Armes Häslein, bist so blass. Geh' dem Bau'r nicht mehr in's Gras, geh' dem Bau'r nicht mehr in's Kraut, sonst bezahlst du's mit der Haut, sparst dir dann die Noth und Pein, kannst mit Lust ein Häschen sein." Schievenbusch.

229. Buchweizen.

Ich will euch erzählen, was der Sperling mir gesagt hat, und der Sperling hat es von einem alten Weidenbaume gehört, welcher bei einem Buchweizenfelde stand und noch steht. Er ist ein ganz ehrwürdiger, großer Weidenbaum, aber verkrüppelt und alt; er ist mitten durchgeborsten, und es wachsen Gras und Brombeerranken aus der Spalte hervor; der Baum neigt sich vorn über, und die Zweige hängen ganz auf die Erde herunter, grade als ob sie ein langes, grünes Haar bildeten.

Auf allen Feldern ringsumher wuchs Getreide, nicht bloß Roggen und Gerste, sondern auch Hafer, ja, der herlichste Hafer, der, wenn er reif ist, grade wie eine Menge kleiner, gelber Kanarienvögel auf einem Zweige aussieht. Das Getreide stand so gesegnet und je reicher die Ähre war, desto tiefer neigte sie sich in frommer Demuth.

Aber da war auch ein Feld mit Buchweizen, das lag dem alten Weidenbaume grade gegenüber. Der Buchweizen neigte sich durchaus nicht, wie das übrige Getreide, sondern prangte stolz und steif.

„Ich bin wohl so reich wie die Kornähre," sagte er, „überdies bin ich hübscher; meine Blumen sind schön wie die Blüthen des Apfelbaumes! Kennst du etwas Prächtigeres als mich, du alter Weidenbaum?" —

Und der Weidenbaum nickte mit dem Kopfe, gerade als ob er damit sagen wollte: „Ja, das versteht sich!" Aber der Buchweizen spreizte sich aus lauter Hochmuth und sagte: „Der dumme Baum! er ist so alt, dass ihm Gras aus dem Leibe wächst!"

Nun zog ein schrecklich böses Wetter herauf; alle Feldblumen falteten ihre Blätter zusammen und neigten ihre kleinen Köpfe herab, während der Sturm über sie dahinfuhr; aber der Buchweizen prangte in seinem Stolze.

„Neige dein Haupt wie wir!" sagten die Blumen. „Das

brauche ich durchaus nicht!" erwiderte der Buchweizen. „Senke dein Haupt wie wir!" rief das Getreide. „Nun kommt des Sturmes Engel geflogen. Er hat Flügel, die reichen oben von den Wolken bis grade herunter zur Erde, und er schlägt dich mitten durch, bevor du ihn bitten kannst, dass er dir gnädig sein möchte!"

„Ja; aber ich will mich nicht beugen!" sagte der Buchweizen.

„Schließe deine Blumen und neige deine Blätter!" sagte der alte Weidenbaum. „Sieh nicht zum Blitze empor, wenn die Wolke berstet; sogar die Menschen dürfen das nicht, denn im Blitz kann man in Gottes Himmel hineinsehen, aber dieser Anblick vermag selbst die Menschen zu blenden; was würde aber nicht uns geschehen, wenn wir das wagten, da wir doch weit geringer sind denn sie."

„Weit geringer!" sagte der Buchweizen. „Nun will ich grade in Gottes Himmel hineinsehen!" Und er that es in seinem Übermuthe und Stolze. Es war, als ob die ganze Welt in Flammen stände, so blitzte es.

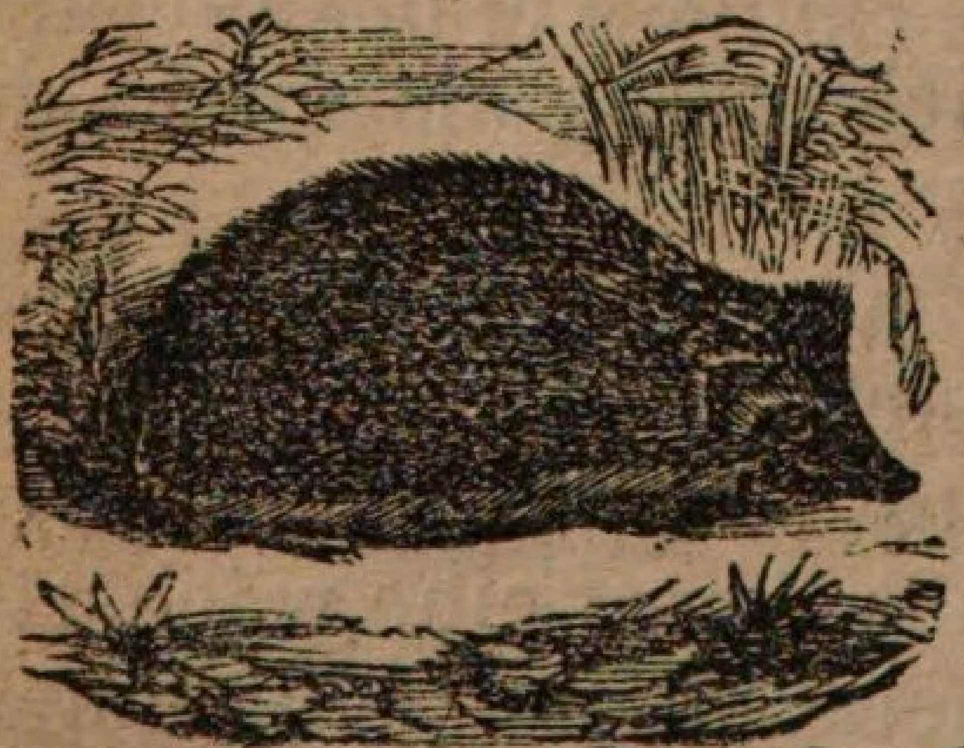
Als das böse Wetter später vorbei war, standen die Blumen und das Getreide in der stillen, reinen Luft ganz erfrischt vom Regen; aber der Buchweizen war vom Blitz ganz verbrannt; er war nun ein todtes Unkraut auf dem Felde.

Und der alte Weidenbaum bewegte seine Zweige im Winde, und es fielen große Wassertropfen von den grünen Blättern, gerade als ob der Baum weine; und die Sperlinge fragten: „Weshalb weinest du? Hier ist es ja so gesegnet; sieh, wie die Sonne scheint; sieh, wie die Wolken ziehen! Athmest du nicht den Duft von Blumen und Büschen? Weshalb weinest du?"

Und der Weidenbaum erzählte ihnen vom Stolze des Buchweizens, von seinem Übermuthe und von der Strafe, die diesem immer folgt.

Andersen.

230. Knabe und Igel.



K. Sag', Igel, was rollst du zusammen dich?
J. Sonst greifst du mich an und quälest mich,
Denn ich bin kein schönes, niedliches Thier;
Wer fände an mir wohl Schmuck und Zier!
K. Wozu aber nützest du denn in der Welt?
J. Von Mäusen halte ich rein das Feld.

Der Knabe besah sich den Igel genau,
Sprang fröhlich umher auf grüner Au';
Da rollte der arme Igel sich auf
Und trollte lustig fort seinen Lauf,

Und um den Knaben brav zu erfreu'n,
Fing und verspeist' er ein Mäuselein. R. Dietlein.

231. Knabe und Schmetterling.



Knabe: Schmetterling, kleines Ding, sage, wovon du lebst, dass du nur stets in Lüften schwebst?

Schmetterling: Blumenduft, Sonnenschein, das ist die Nahrung mein.

Der Knabe, der wollt' ihn fangen, da bat er mit Zittern und Bangen: lieber Knabe, thu' es nicht, lass mich spielen im Sonnenlicht! Eh' vergeht das Abendroth, lieg' ich doch schon kalt und todt. Hey.

232. Die Lerche.



Die Lerche ist der erste Frühlingsbote. So wie die ersten sonnigen, warmen Tage im Februar oder März den Schnee wegthauen und die Eisdecke schmelzen, steigt die Lerche schon trillernd in die Luft. Den ganzen Frühling und Sommer über wird sie nicht müde vom frühsten Morgen an ihre fröhlichen Lieder zu singen. Sie ist ein wenig größer als ein Sperling und trägt ein graues Kleid. An ihrem kleinen, runden Kopfe haben einige ein aufrecht stehendes Federhäubchen und alle insgesammt einen graden Schnabel, mit welchem sie Insekten erhaschen und Sämereien verzehren. Ihre Flügel sind ziemlich lang. Mit diesen schwingt sie sich hoch empor und schwebt trillernd oft lange oben in der blauen Luft. Sie wohnt aber unten am Boden des Feldes. Ihr Nest baut sie aus dünnen Grashalmen und Haaren in die Getreidefelder hinter einer Erdscholle. Findest du es zufällig und die hübsch punktierten Eier oder gar Junge darin, so schone seiner, denn es sind gar liebe Sänger des Herrn, die darin wohnen. D.

233. Wandersmann und Lerche.

W. Lerche, wie früh schon fliegst du
Jauchzend der Morgensonne zu?

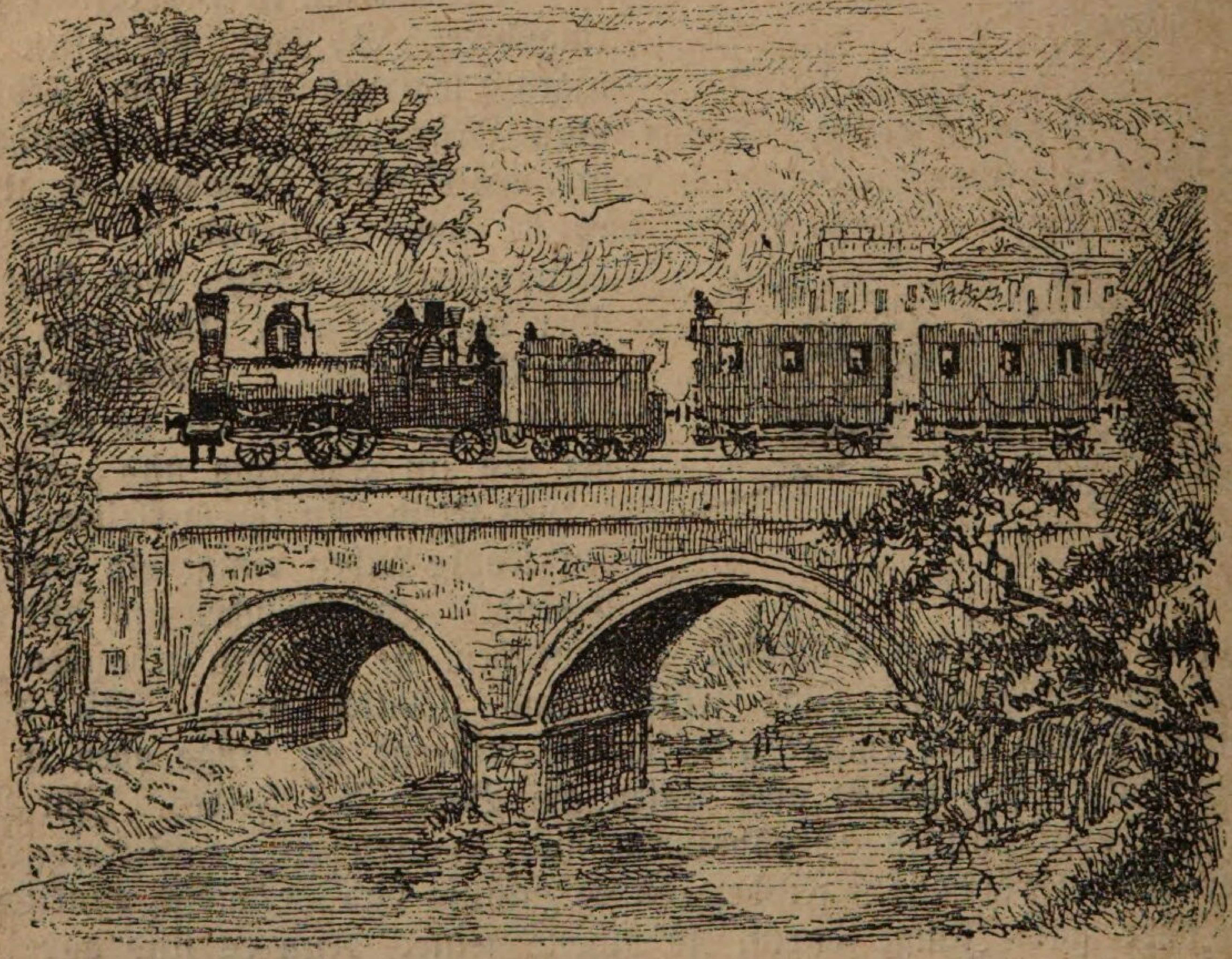
8. Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen;
Das ist von Alters her mein Brauch;
Wandersmann, deiner doch wohl auch?

Und wie so laut in der Luft sie sang
Und wie er schritt mit munterm Gang,
War es so froh, so hell den Zwei'n
Im lieben klaren Sonnenschein,
Und Gott, der Herr im Himmel droben,
Hörte gar gern ihr Danken und Loben.

Hey.

234. Die Straßen.

Das Feld ist allenthalben von Wegen und Straßen kreuz und quer durchschnitten. Die ganz schmalen Wege sind die *Fußstege*; sie sind nur für Fußgänger bestimmt. Die breitern Wege, die *Feldwege*, werden von den Ackerbauern mit Pferden und Wagen befahren. Sie enden meistens auf den einzelnen Ackerplänen. Die ganz breiten Wege aber heißen *Landstraßen*. Dieselben führen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Sind dieselben ganz glatt und steinhart und von beiden Seiten



mit Bäumen bepflanzt, so nennt man sie *Alleen* oder *Chausseen*. Durch viele Fluren führen jetzt auch schnurgrade Wege, die jedoch weder begangen, noch mit Pferden befahren werden dürfen. Sie sind mit Eisenschienen, die ein Wagengeleis bilden, belegt, und heißen *Eisenbahnen*.

Auf denselben fährt der Dampfwagen, der oft 50—60 Personen- oder Güterwagen hinter sich hat, mit einer Schnelligkeit, dass ihm kein Reiter zu Pferde folgen kann. Werden die Wege, Straßen oder Eisenbahnen von Bächen oder Flüssen durchschnitten, so müssen diese durch Brücken überbaut werden. Die Brücken sind theils aus Holz, theils aus Steinen, neuerdings auch aus Eisen gebaut.

Auf den Straßen gehen die Wandrer und Wanderburschen, marschieren die Soldaten und fahren die Frachtfuhrwagen und Kutschen. Was kommt dort für eine hohe, gelbe Kutsche? Es ist die Post. Der Postillon lenkt die Pferde und bläst zugleich auf seinem Posthorn ein lustiges Stücklein. Doch wozu ist dort die Straße durch einen Schlagbaum gesperrt? Es ist die Eisenbahn, die hier die Landstraße durchschneidet. Neben dem Bahnwärter-Häuschen steht die Signalstange. Wenn die Arme derselben oben aufgezogen sind, dann ist das Zeichen gegeben, dass der Zug bald vorübersausen wird, und niemand die Bahn betreten darf. D.

235. Der Nagel.

Ein Kaufmann hatte auf der Messe gute Geschäfte gemacht, alle Waaren verkauft und seine Geldkatze mit Silber und Gold gespickt. Er wollte jetzt heimreisen und vor Einbruch der Nacht zu Haus sein. Er packte also den Mantelsack mit dem Gelde auf sein Pferd und ritt fort. Zu Mittag rastete er in einer Stadt. Als er weiter wollte, führte ihm der Hausknecht das Ross vor, sprach aber: „Herr, am linken Hinterfuß fehlt im Hufeisen ein Nagel."

„Lass ihn fehlen," erwiderte der Kaufmann, „die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen noch halten. Ich habe Eile." Nachmittags, als er wieder abgestiegen war und dem Ross Brot geben ließ, kam der Knecht in die Stube und sagte: „Herr, eurem Pferde fehlt am linken Hinterfuß ein Hufeisen. Soll ich's zum Schmied führen?" „Lass es fehlen," erwiderte der Herr, „die paar Stunden, die noch übrig sind, wird das Pferd wohl aushalten. Ich habe Eile." Er ritt fort, aber nicht lange, so fing das Pferd zu hinken an. Es hinkte nicht lange, so fing es an zu stolpern, und es stolperte nicht lange, so fiel es nieder und brach ein Bein. Der Kaufmann musste das Pferd liegen lassen, den Mantelsack abschnallen, auf die Schulter nehmen und zu Fuß nach Haus gehen, wo er sehr spät erhitzt und ermüdet in der Nacht anlangte. „An allem Unglück" sprach er zu sich selbst „ist der verwünschte Nagel schuld." Eile mit Weile! — A u s k l e i n e n A n f ä n g e n k o m m e n o f t g r o ß e F o l g e n. Grimm.

236. Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann ritt auf seinem Esel nach Hause und ließ seinen Sohn zu Fuß nebenher laufen. Da kam ein Wanderer und sagte:

„Das ist nicht recht, Vater, dass ihr reitet und lasst euren Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Bald kam wieder ein Wandersmann und sagte: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine.“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Nun kam ein dritter Wandersmann und sagte: „Was ist das für ein Unverstand, zwei Menschen auf einem Thiere! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?“ Da stiegen beide ab und gingen zu Fuße, rechts der Vater, links der Sohn und in der Mitte der Esel. Jetzt kam ein vierter Wandersmann und sagte: „Ihr seid drei wunderliche Gesellen. Ists nicht genug, wenn zwei zu Fuße gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die Vorderbeine zusammen und der Sohn band ihm die Hinterbeine zusammen; dann zogen sie einen starken Baumpfahl hindurch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf den Achseln heim. So weit kann's kommen, wenn man's allen Leuten recht machen will.

Hebel.

237. Der Blinde und der Lahme.

Ein lahmer Mann saß traurig am Wege. Da kam ein Blinder vorbei. Der Lahme, dem seiner Unthätigkeit wegen die Zeit lang wurde, rief ihn an: „Wie geht's, Freund?“ — Der Blinde klagte, er könne den Weg nicht finden und fragte ihn, ob er ihm nicht die Liebe erzeigen wolle, eine Strecke Weges sein Führer zu sein. — „Ach!“ erwiderte der Lahme, „wie gerne thäte ich's, wenn ich so gesunde Beine hätte, wie du; aber ich armer Mensch kann nicht gehen.“ „Und ich armer Mensch kann nicht sehen!“ entgegnete der Blinde. So klagten sie sich beide ihr Elend.

Auf einmal kam dem Blinden ein guter Rath in den Sinn. „Höre!“ sagte er zu dem Lahmen: „Setze dich auf meinen Rücken, ich will dich tragen. Ich leihe dir meine gesunden, starken Beine, dafür leihest du mir dann deine gesunden, hellen Augen!“ Gesagt, gethan! Der Blinde trug den Lahmen und der Lahme leitete den Blinden. So half einer dem andern. Vereint waren sie im Stande zu thun, was einzeln keiner von ihnen vermocht hätte.

?

238. Sei barmherzig!

Armer Mann, voll Schmerz und Wunden!
Nach dem Namen frag' ich nicht.
Leidend hab' ich dich gefunden,
Leiden lindern, das ist Pflicht.
Magst du auch ein Fremder sein,
Gerne dennoch pfleg' ich dein.

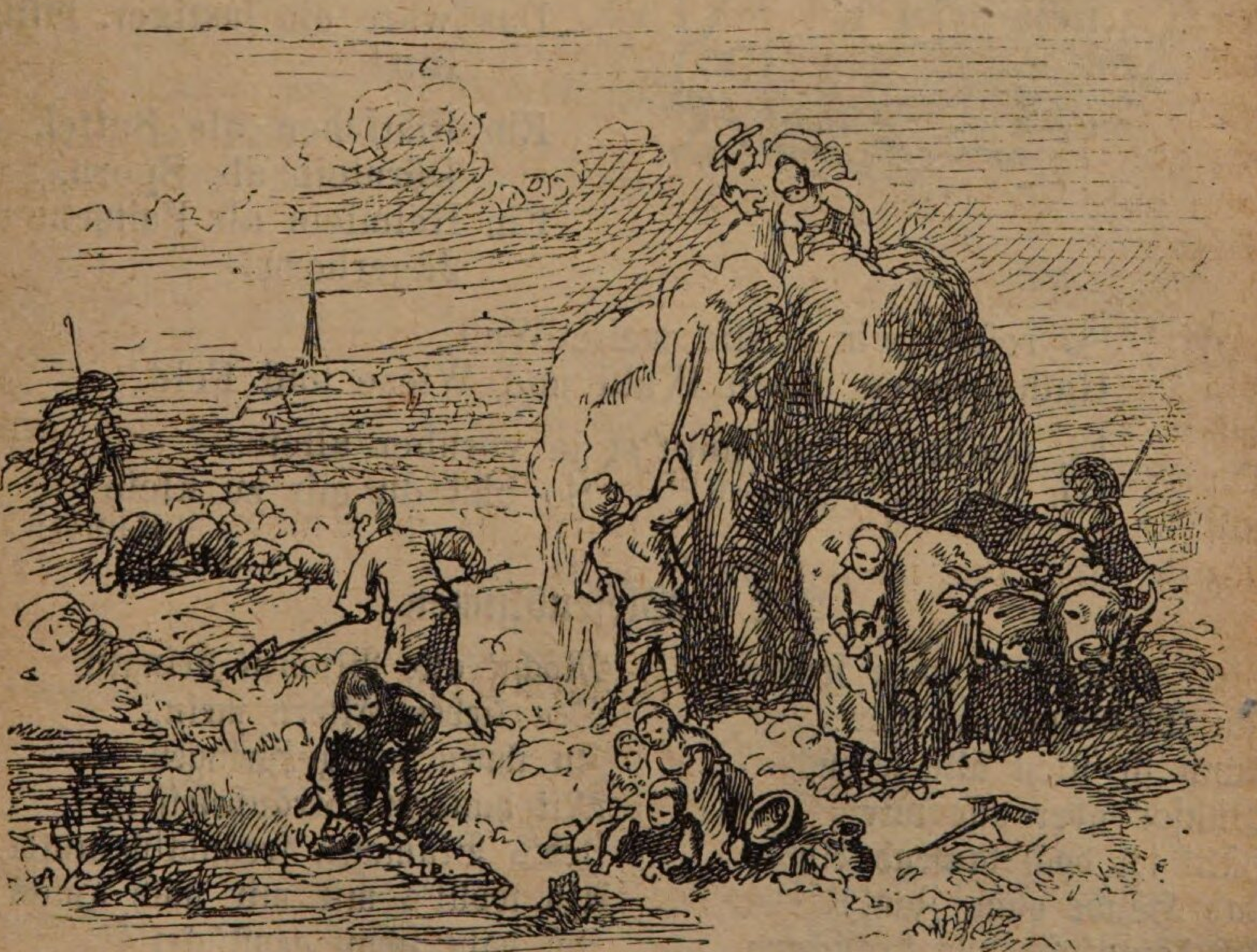
Möller.

239. Christus der Helfer.

Es ging ein frommer Mann durch's Land,
War allen Leuten gar wohl bekannt,
Durch welche Stadt er ging, da kamen
Die Armen all', wer krank und wund
Und all' die Blinden, all' die Lahmen,
Und riefen: „Herr, mach' uns gesund!"
Und er mit freundlichem Erbarmen
Blieb gleich auf seinem Wege steh'n,
Und sprach so liebreich zu den Armen:
„Was ihr begehrt, soll euch gescheh'n!"
Da konnten gleich die Blinden seh'n,
Vorüber war der Kranken Leid;
Die Schwachen und die Lahmen geh'n
So froh von dannen, nah und weit.
Und alle danken laut und loben
Den Mann, der solche Hilf' erweis't,
Der zu uns kam vom Himmel droben
Und daß er Jesus Christus heißt.
Drum ist umher im ganzen Land
Sein Name längst auch wohl bekannt.

Hey.

240. Die Wiese.



Die Wiese ist mit frischem Gras und lieblichen Blumen bedeckt.

Viele Wiesen liegen tief und feucht. Gewöhnlich breiten sie sich an Flüssen und Bächen aus. Da gedeiht das Gras, und wir ernten reichliches Futter. Durch das lange Gras sieht man den hochbeinigen Storch waten und nach Fröschen suchen, die er ohne Gnade verschlingt. Um die duftenden Blumen schwirren tausende von Bienen und schweben unzählige Schmetterlinge. Zwischen dem Gras und den Blumen hüpfen die Heupferdchen. So ein Pferdchen möchtest du wohl gerne haben? Das frisst keinen Hafer und hüpft doch so schön. Wiesen, die auf den Bergen liegen, heißen Bergwiesen. Ihre Kräuter geben ein süßes, nahrhaftes Heu. Die Heuernte beginnt im heißen Sommer. Die Wiese wird abgemäht. Das abgemähte Gras wird getrocknet und das Heu eingefahren. Gewöhnlich folgt im Herbste eine zweite Ernte. Das jetzt gewonnene Heu heißt Grummet. Nach der Grummeternte dienen die Wiesen noch eine Zeit lang als Weide für das Vieh.

F. Warmholz.

241. Das Heupferdchen.



Halt, halt, du munt'res Thierchen du!
Du hüpf'st ja so flink und ohne Ruh!

Komm, sei mein Pferdchen, o nimm mich mit!
Das wäre ein lustiger, luftiger Ritt!

Ein Blättchen als Sattel, ein Dörnlein als Sporn,
Ein Hälmlein als Peitsche und Jägerhorn!

So reiten wir in die weite Welt,
Galloppieren durch Wald und Wiese und Feld!

Ei, Gäulchen, du hüpf'st ja vorüber allein! —
Ich bin dir zu groß? — So bist du mir zu klein!

Enslin.

242. Wiesenblumen.

Viel' tausend Blumen stehen
Im Sonnenglanze hier;
Kann sie nicht alle sehen,
Wünsch' aber alle mir.
Hätt' ich doch tausend Augen
Und Hände ohne Zahl!
Ich könnt' sie alle brauchen;
Die Wiese pflückt' ich kahl.

Möcht' alle Blumen bringen
Den lieben Eltern mein,
Zu ihnen lustig springen
Mit hundert Sträußelein!
Jed's Blümchen freundlich nicket,
Als wollt's mit mir nach Haus;
Ich habe schon gepflücket
Den allerschönsten Strauß.

Enslin.

243. Räthsel.

1) Eine Blume, gelb und schön, glänzt auf Matten und auf Höh'n. Früh im Lenz ist sie zu seh'n, wenn die Bäume blühend steh'n. In dem grünen Rasenmeer liebt sie jedes Kind gar sehr. Ketten macht's vom hohlen Stiel, Sträußlein aus den Blumen viel. Endet ihren Blüthentraum dann als Haupt mit weißem Flaum; kannst die Kinder spielend sehen, wie sie damit blasen, wehen.

2) Auf einer Stange steht ein rundes Haus, das Dach daran, bald zu, bald auf, ist kraus. Inwendig sind die Kämmerchen, für vieltausend Körnerchen.

3) Ich bin eine Blume, wie Purpur so roth, doch bin ich auch giftig und bringe den Tod. Bin ich von Silber, Stahl oder Bein, so kann ich nimmer gefährlich sein. Dann dien' ich zur Arbeit und gegen den Stich der kleinsten der Spieße beschütz ich dich.

4) Habe ich Blätter, dann dufte ich schön; aber als Krankheit will niemand mich seh'n.

244. Der Kettenschmied.

Mama, ein kleiner Schmied bin ich,
Komm, in den Garten führ' ich dich,
Dort, wo die gelben Blümlein steh'n,
Da sollst du meine Werkstatt seh'n.
Ich brauche Stahl und Eisen nicht,
Auch keinen Hammer von Gewicht,
Mein Feuer brennt schon ganz allein,
Es ist der liebe Sonnenschein.
Mein' Zang' und Hammer ist die
    Hand,
Damit schmied' ich gar kunstgewandt
Viel Ketten schön und Ketten lang,
Die sind wie lauter Gold so blank.
Ich sitz' dabei im weichen Moos
Und hab die Blümlein in dem
    Schoß,
Denn aus den Blumenstengelein
Mach ich die langen Kettchen fein.
Und mein Geselle — ja, Mama,
Auch ein Geselle ist mit da! —
Der pflückt die gelben Blümelein
Zu meinen goldnen Kettchen fein.
Der pflückt die gelben Köpfchen ab,
Dass immer ich zu schmieden hab'. —
Kennst du wohl den Gesellen klein?
Es ist mein liebes Schwesterlein.
Ich und mein liebes Schwesterlein,
Wir schmieden manches Kettchen
    fein;
Das schönste ist für dich, Mama. —
Bekommen wir ein Küsschen, ja? —

Lausch.

245. Das Wasser.

1) Unsre Erde ist eine große, riesige Kugel. Aber die Oberfläche derselben ist nicht lauter Erde, will sagen, nicht lauter festes Land. Nur $^1/_3$ der Erde ist trocknes Erdreich. Was sind dann die andern $^2/_3$ der Erdoberfläche? Was anders als Wasser! Wasser ist allenthalben auf der Erde: im Bache, im Flusse, im Strome, im Pfuhle, im Teiche, im See und im tiefen, unermesslichen Weltmeere (Ocean). Wasser ist auch allenthalben in der Erde. Die Quelle sprudelt's hervor, und durch Brunnen holen wir es herauf aus der Tiefe. Wasser schwebt endlich

häufig auch über der Erde. Ihr kennt es alle, das Wasser, das aus den Wolken strömt. Es ist der Regen, der Gottessegen, der da erquickt die Bäume, Kräuter, Gras und Blumen und alle Pflanzen, und ohne welchen die Saaten verschmachten und alle Gewächse verdorren. Im Winter gefriert das Wasser zu Eis und der Regen wird zu Schnee und Graupeln. Das Flüssige wird starr und fest.

2) Wenn uns dürstet, trinken wir Wasser; und trinken die Erwachsenen Kaffee, Thee, Wein oder Bier, so ist auch der größere Theil davon Wasser. Will die Mutter kochen und braten, waschen oder scheuern, so braucht sie auch Wasser dazu. Auch der Müller muss Wasser haben, sonst steht seine Mühle still. Frösche, Fische, Krebse und andere Wasserthiere können ohne Wasser gar nicht leben und der Gans, der Ente und dem Schwan wird's nur erst wohl, wenn sie auf dem Wasser schwimmen und jederzeit einen frischen Trunk schlürfen können. Und womit wollten wir die Feuersbrunst auslöschen, wenn wir kein Wasser hätten? Was sollten wir anfangen, wenn es auf einmal kein Wasser mehr gäbe? Ohne dasselbe könnten wir gar nicht leben, hätten nichts zu trinken, aber schließlich auch nichts zu essen, keine Kleider, keine Schuhe. Darum wollen wir auch das geringste Wassertröpflein nicht verachten, das aus der Erde quillt, oder aus den Wolken herabfällt, denn der allmächtige Gott hat gemacht, dass eins nach dem andern sich sehnet, als wären sie Brüder und Schwestern, bis sie vereinigt, ein Bächlein bilden zum Nutzen der Menschen. D.

246. Wassertröpflein.

Tröpflein muſs zur Erde fallen, muſs das zarte Blümchen letzen, muſs mit Quellen weiter wallen, muſs das Fischlein auch ergötzen, muſs im Bach die Mühle schlagen, muſs im Strom die Schiffe tragen. Und wo wären denn die Meere, wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

Aus der Kinder Lustfeld.

247. Die Quelle.



Da droben auf dem Berge ist die Quelle. Freudig rauscht sie das Thal hinab, um sich mit dem Bruder Bach zu vereinigen, der unten im Thal hinfließt. Zwischen den Blumen der Ufer wandelt er weiter, und die Fischlein freuen sich der klaren Flut und spielen vergnügt im Sonnenscheine, bis der Fischer kommt mit Angel und Netz und dem Spiele ein Ende macht. Aber das Bächlein wandert weiter und weiter und wird allmählich ein

Fluſs. Der ſpringt jetzt ſtäubend über das gewaltige Mühlrad und zwingt es, ſeine Welle zu drehen und die Mühle in Bewegung zu ſetzen. Nun kommt er an die Stadt mit hohen Thürmen, den ſchönen Häuſern und den vielen Menſchen. Die haben eine Brücke über ihn hergebaut und gehen herüber und hinüber, und er muſs ruhig darunter hinfließen. Dann aber kommt er an die ſchönen Felder und die grünen Wieſen und guckt hinein und möchte gern darin herumgehen. Da ſchmilzt der Schnee und der Regen fällt vom Himmel, und die Gewäſſer des Fluſſes ſteigen, bis ſie über den Damm hinaus ſtrömen, der ſie zurückhalten ſollte. Sie dringen in die Felder und Wieſen, und die ganze Flur wird ein See. Doch es dauert nicht lange, da kehrt der Fluſs in ſein Bett zurück und fließt wieder ruhig zwiſchen den Ufern weiter und weiter. Doch nun vereinigen ſich mehrere Flüſſe zu einem Strome. Da kommen die Schiffe mit ihren Maſtbäumen und bunten Fähnchen, die im Winde flattern, und mit den weißen Segeln, die der Wind aufbläht, wie die Leinwand auf der Bleiche. Der Strom trägt ſie alle mit ſich fort, weit fort, bis an das große Waſſer, das viel größer iſt, als tauſend Flüſſe. Das iſt das Meer. Es kommt mit gewaltigen Wogen heran und brauſt, daſs ſich die Leute auf den Schiffen fürchten. Allein der Strom ruft: „Hier bring' ich dir die Quellen, Bächlein und Flüſſe alle, die mit mir reiſen wollten, und die Schiffe, die ich auf meinem Rücken getragen habe. Nimm du ſie nun auf, liebes Meer; ich bin müde und will mich ausruhen.

Nach Curtmann.

248. Das Gift in der Quelle.

An einem heißen Sommertage ging der kleine Wilhelm über Feld. Seine Wangen glühten vor Hitze, und er lechzte vor Durſt. Da kam er zu einer Quelle, die im grünen Schatten einer Eiche, hell wie Silber aus dem Felſen, hervorbrach.

Wilhelm trank ſogleich von dem eiskalten Waſſer und ſank faſt ohnmächtig zur Erde. Er kam krank nach Hauſe und verfiel in ein gefährliches Fieber. „Ach," ſeufzte er auf ſeinem Krankenbette, „wer hätte es jener Quelle angeſehen, daſs ſie ein ſo ſchädliches Gift enthalte!" Allein Wilhelms Vater ſprach: „Die reine Quelle iſt an deiner Krankheit nicht ſchuld, ſondern deine Unvorſichtigkeit und Unmäßigkeit!"

Mein Kind, prüfe, was deinem Leibe geſund iſt; und was ihm ungeſund iſt, das gieb ihm nicht!

Wagner.

249. Bach, Fluſs, Strom, Meer.

Zum Fluſſe ſprach der Bach: „Ich mag nicht länger zieh'n alleine hier; ich geh mit dir!" Da ſprach der Fluſs: „Das kann geſcheh'n!" Er nahm ihn auf in ſeinen Lauf, und von dem Bache war nichts mehr zu ſeh'n. Zum Strome kam der Fluſs und ſprach: „Mir macht's Verdruſs, zu wandern ſo alleine hier; ich geh' mit dir!" Da ſprach der Strom: „Es kann geſcheh'n!" Er nahm ihn auf in ſeinen Lauf,

vom Flusse war nichts mehr zu seh'n! Der Strom, der kam an's Meer und rief: „Es freut mich sehr, dass ich dich eben finde hier; ich geh' mit dir!“ Da sprach das Meer: „Das kann gescheh'n!“ Auf thut es seinen Schoß so riesengroß, und — von dem Strome war nichts mehr zu seh'n.

Schultes.

250. Der dumme Bauerknabe.

Ein Bauerknabe wurde von seiner Mutter mit Käse und Butter auf den Markt geschickt. Auf seinem Wege sah er sich von einem Flusse aufgehalten und legte sich daher am Ufer desselben nieder; denn er bildete sich ein, dass er bald ablaufen würde. Gegen Mitternacht endlich kam er mit seinem ganzen Kram zu seiner Mutter wieder heim. „Nun, Sohn,“ sprach sie, „wie soll ich das verstehen?“ — „Ja, Mutter,“ antwortete der Knabe, „dort ist ein gewaltiger Fluss, der den ganzen Tag nicht aufgehört hat, zu fließen. Ich habe lange genug gewartet und dachte, er würde endlich ablaufen; aber er läuft noch immer.“

Berliner Lesebuch.

251. Das Bächlein.

„Du Bächlein, silberhell und klar,
Du eilst vorüber immerdar,
Am Ufer steh' ich, sinn' und sinn':
Wo kommst du her? Wo gehst du hin?
„Ich komm' aus dunkler Felsen Schoß,
Mein Lauf geht über Blum' und Moos;
Auf meinem Spiegel schwebt so mild
Des blauen Himmels freundlich Bild.
D'rum hab' ich frohen Kindessinn,
Es treibt mich fort, weiß nicht wohin;
Der mich gerufen aus dem Stein,
Der, denk ich, wird mein Führer sein.“

Caroline Rudolphi.

252. Räthsel.

Sage mir doch, liebes Kind, was das für Geschöpfe sind! Durstig sind sie unaufhörlich, Näſſe ist ihr Element, ihrem Leben unentbehrlich. Glieder, wie sie jeder kennt, Flügel oder Arm' und Beine findet man bei ihnen keine; doch vermögen sie zu springen, manchen pflegt selbst zu gelingen, auch ein kleines Stück zu kriechen. Vielen wird stark nachgestellt, und die größten aufzuspüren, schifft man durch die halbe Welt. Und dir alles anzuführen — sie sind sämmlich stumm, gehören zu den wen'gen Thieren, die auch einander selbst verzehren. Nun, mein Kind, wie heißen sie?

253. Die Fische.



In den Seen, Flüssen, Bächen und Teichen, da leben die stummen, aber doch muntern Fischlein. Sie sind ganz anders gestaltet als die Säugethiere und die Vögel. Vor allem hat sie der Schöpfer so geschaffen, dass sie jahrein, jahraus im Wasser leben können, ohne dass sie ein einziges Mal nach Luft zu schnappen brauchen; denn zur Seite des Kopfes hat der Fisch die K i e m e n, Öffnungen mit einem beweglichen Deckel, unter welchem dünne, fächerartige Fleischlappen liegen. So oft nun der Fisch Wasser einschluckt, was fast so oft geschieht, als wir Luft einathmen, und sein Maul schließt, so öffnen sich die Kiemendeckel und lassen das eingeschluckte Wasser wieder heraus. Der Fisch ist so recht eigentlich zum Schwimmen geschaffen. Sein Kopf nach vorn ist spitz, sein Leib nach unten keilförmig, sein Schwanz ist ein bewegliches Steuer und sein ganzer Körper glatt gepanzert, denn er ist mit glatten, hornartigen Schuppen bedeckt. An der Brust, auf dem Rücken und an dem Schwanze haben sie die F l o s s e n, welche sowohl zu Rudern als zum Steuern dienen. Im Innern ihres Körpers haben sie die S c h w i m m b l a s e, die ihnen das Schwimmen, das Auf- und Niedersteigen im Wasser jederzeit ermöglichen. Wenn die Mutter Fische geschlachtet hat und wir treten auf die hingeworfene Fischblase, so platzt sie mit einem lauten Knall. Die Fische sind für uns Menschen eine angenehme Speise. Daher wird ihnen aber auch allenthalben nachgestellt. Mit Angeln, Schnüren und Netzen werden sie gefangen. In unsern deutschen Flüssen giebt es vornehmlich Hechte, Karpfen, Schleie, Bleie, Barsche, Aale; in den Bächen Schmerlen und Forellen. In dem großen Weltmeer leben die Häringe, die zu Millionen gefangen werden und auch auf dem Tische der Armen stehen.

Die Fische pflanzen sich durch Eier fort, die Fischlaich genannt und durch die Wärme des Wassers und der Sonne ausgebrütet werden.

D.

254. Der Frosch.

Viele Kinder und auch manche große Leute fürchten sich vor den Fröschen. Sie schreien und laufen davon, wenn einer derselben ihnen entgegenhüpft. Aber ein Frosch thut niemand etwas zu Leide. Er ist nicht giftig, kann auch nicht beißen und nicht stechen. Er ist froh, wenn man ihn in Frieden lässt; er fürchtet sich vor den Leuten und hüpft fort, wenn er sie sieht. Manche Frösche sehen grün aus und haben gelbe Streifen und schwarze Flecken auf dem Oberleibe. Dies sind grüne Wasser-



frösche. Andere sehen braun aus; dies sind braune Grasfrösche. Der grüne Wasserfrosch hält sich am liebsten im Wasser auf. Er kann recht gut schwimmen und rudert dabei mit den langen Hinterbeinen. Diese zieht er ein und streckt sie dann wieder aus, und so bewegt er sich im Wasser fort. Die Frösche setzen sich aber auch an das Ufer hin. Wenn dann Menschen kommen, springen sie schnell in's Wasser und tauchen unter. Der braune Grasfrosch hält sich in den Gärten, auf den Wiesen, und in Feldern auf. Er kann aber auch im Wasser leben. Im Frühjahr machen die Frösche oft ein recht großes Geschrei. Besonders des Abends lassen sie ihr quak! quak! hören. Es klingt zwar nicht schön; aber dennoch freuen wir uns darüber. Denn es sagt uns, dass der liebe Frühling nun wieder da ist.

Im Frühlinge legen die Frösche Eier, Froschlaich genannt. Diese sind so groß wie eine Erbse. Der Frosch kann sie gar nicht ausbrüten; denn er ist immer kalt. Aber dies besorgt für ihn die Sonne. Darum legt er sie auch immer dahin, wohin die Sonne recht gut scheinen kann. Aus den Eiern kommen jedoch nicht gleich kleine Frösche, sondern Thiere, die fast wie Fische aussehen, nur haben sie dickere Köpfe als diese und außerdem auch kleine Schwänzlein. Man nennt sie Kaulquappen. Aus ihnen werden nach und nach kleine Frösche. Im Herbste gehen die Frösche in's Wasser, legen sich auf den Grund und schlafen. Dann sind sie wie todt. Man kann sie schlagen, stechen, sie regen sich nicht. Die Frösche fressen viele Fliegen, Mücken, Käfer, Schnecken, Spinnen. Sie sind dadurch nützlich.

Nach Verschiedenen.

255. Die kleine Anna und der Frosch.

Die kleine Anna saß einmal am Teiche, da kam ein großer Frosch aus dem Wasser gesprungen und setzte sich in das Gras, um sich's in der Sonne wohl sein zu lassen. Da sie sah, dass er ganz nass war, sagte sie mitleidig: „Ach, armes Nacktfröschchen, wie bist du so nass; warte, ich will dich gleich trocknen," und ehe es sich der Frosch versah, hatte sie ihn gefasst, nahm ihn in ihre Schürze und trocknete ihn mit ihrem Schnupftuche ab. Der Frosch, dem das gar nicht gefiel, suchte sich loszumachen und schrie immer:

Quak, quak, brekeker,
Lass mich los, du kleine Her'!

Aber sie war so eifrig in ihrem Geschäfte und fuhr selbst immer fort zu reden: „Warte nur, warte, mein Fröschchen, du wirst gleich

trocken sein!“ dass sie gar nicht auf ihn hörte. Als nun kein nasses Fleckchen mehr an ihm war, putzte sie ihm zuletzt noch die Nase und gab ihm ein paar sanfte Streiche mit dem Tuche über den ganzen Leib, gerade so, wie es die Mutter mit ihr zu machen pflegte, wenn sie aus dem Bade kam. Darauf ließ sie ihn los und sprach: „So mein Fröschchen, nun bist du so trocken wie ich!“ Sie dachte, sie hätte ihre Sache recht gut gemacht. Der Frosch aber machte einen großen Satz, so weit, dass sie ihn nicht mehr erlangen konnte, sah sie mit seinen großen Augen an und sagte:

Quak, quak, brekeker,
Bist so trocken, kleine Hex',
Mache gleich dich pitschenass,
Sage, wie gefällt dir das?

Hiermit sprang er in das Wasser und schlug pitsch, patsch! auf dasselbe auf, dass die kleine Anna über und über bespritzt wurde, wozu er rief:

Quak, quak, kleine Hex',
Bist nun nass wie ich, brekex.

Die kleine Anna sprang sehr böse auf, ballte die Hand nach dem Frosche und rief weinend: „Warte nur du!“ Der Frosch aber fuhr immer fort zu schreien:

Quak, quak, brekeker,
Brekeker, kleine Hex'!

Und alle die andern Frösche im Teiche kamen auch dazu und stimmten in das Lied mit ein, so dass sich die kleine Anna die Ohren zuhielt und so schnell als sie konnte nach Hause lief. Da erzählte sie dem Vater, was ihr begegnet war. Der aber sagte: „Ja, man muss niemand trocknen wollen, ehe man weiß, ob er nicht lieber nass sitzen will.“ Wenn die kleine Anna nun wieder bei einem Teiche vorbeikam, fiel ihr das allemal ein; denn die Frösche fingen gleich wieder an zu schreien:

Quak, quak, brekeker,
Kleine Hex', brekekex!

und sie hat in ihrem Leben keinen Frosch wieder abgetrocknet.

Aus F. Kell's Jugendzeitung.

256. Fuchs und Krebs.

Ein Krebs kroch aus einem Bach hervor auf das grüne Gras einer Wiese, wo er sich gütlich that. Da kam ein Fuchs daher, sah den Krebs langsam kriechen und sprach spöttisch zu ihm: „Herr Krebs, wie geht ihr doch so gemächlich? Wer nahm euch eure Schnelligkeit? Wann gedenkt ihr über diese Wiese zu kommen? Aus eurem Gange merke ich wohl, dass ihr besser hinterrücks als vorwärts gehen könnt!“ Der Krebs war nicht dumm, er antwortete alsobald dem Fuchs: „Herr Fuchs, ihr kennt meine Natur nicht. Ich bin edel und werth, ich bin schneller und leichter und laufe rascher als ihr und eure Art. Herr Fuchs, wollt ihr mit mir um die Wette laufen? Ich setze gleich zehn Mark zum Pfande!“ „Nichts wäre mir lieber,“ sprach der Fuchs.

„Wollt ihr von Berlin nach Leipzig laufen, oder von Bremen nach Hamburg?“ „O nein,“ sprach der Krebs, „das Ziel wäre zu fern! Ich dächte, wir liefen eine halbe oder eine ganze Meile mit einander, das wird uns beiden nicht zu viel sein! „Eine Meile, eine Meile!“ schrie der Fuchs eifrig, und der Krebs begann wieder: „Ich gebe euch eine hübsche Vorgabe, ohne dass ihr die annehmt, mag ich gar nicht laufen.“

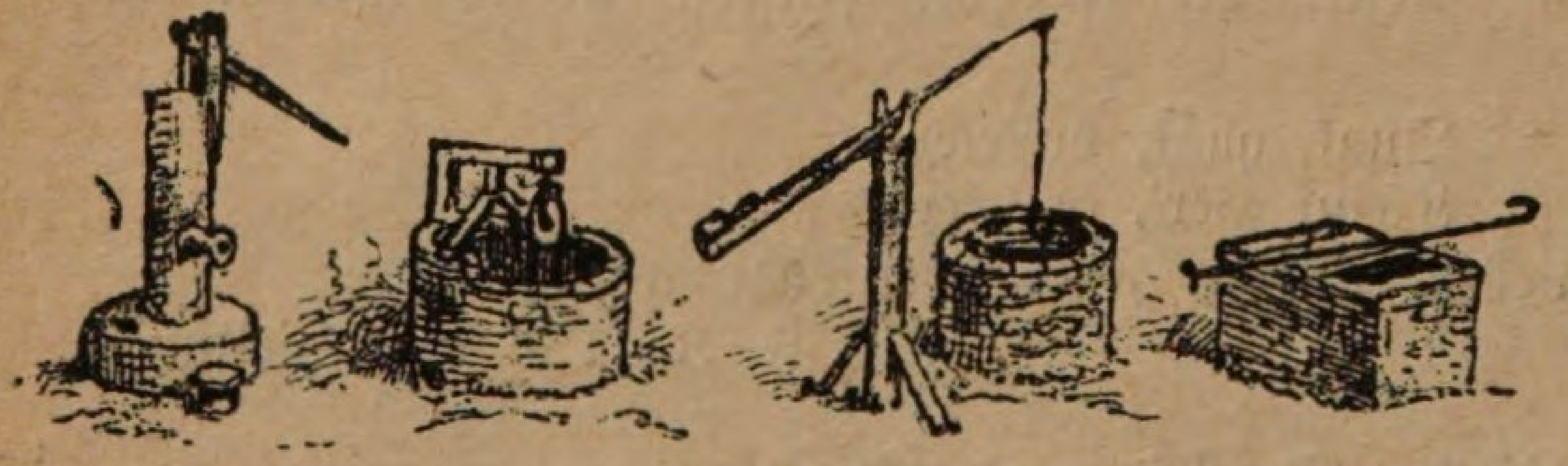
„Und wie soll die Vorgabe beschaffen sein?“ „„Ihr tretet vor mich, und ich trete hinter euch, dass eure Hinterfüße an meinen Kopf stoßen, und wenn ich euch sage: „Nun, wohl hin! — so heben wir an zu laufen.““

Dem Fuchs gefiel die Rede wohl; er sagte: „Ich gehorche euch in allen Stücken.“ Und da kehrte er dem Krebs sein Hintertheil zu, mit dem großen und starken haarigen Schwanze. In den schlug der Krebs seine Scheeren, ohne dass der Fuchs es merkte und rief: „Nun, wohl hin!“ Und da lief der Fuchs, wie er in seinem Leben noch nicht gelaufen war, dass ihm die Füße schmerzten; und als das Ziel erreicht war, so drehte er sich geschwind herum und schrie: „Wo ist nun der dumme Krebs? Wo seid ihr? Ihr säumt gar zu lange!“ Der Krebs aber, der dem Ziele jetzt näher stand, als der Fuchs, rief hinter ihm: „Herr Fuchs! was will diese Rede sagen? Warum seid ihr so langsam? Ich stehe schon eine hübsche Weile hier und warte auf euch! Warum kommt ihr so saumselig?“

Der Fuchs erschrak ordentlich und sprach: „Euch muss der Kuckuk hergebracht haben!“ zahlte seine Wette, zog den Schwanz ein und strich von dannen.

Bechstein.

257. Die Brunnen.



Gräbt man 5—10 Meter tief in die Erde — in gebirgigen Gegenden freilich oft 100 und noch mehr Meter tief — so stößt man allenthalben auf Quellwasser. Die Menschen holen sich das Wasser aus dem Erdinnern vermittelst der Brunnen heraus. In den Dörfern findet man noch Brunnen, die gewiss schon ebenso vollkommen zu Abrahams Zeiten waren, als heute. Ein tiefes, ausgemauertes Loch in der Erde, oben mit einer niedrigen Brettwand umgeben, daneben eine lange Stange, unten mit einem eisernen Haken versehen, und dazu ein Eimer, welcher an die Stange gehängt wird, um das Wasser aus dem offnen Brunnen herauf zu ziehen. Es ist der Ziehbrunnen. Guckt man über das Geländer hinunter in den Brunnen, so erblickt man unten sein Bild in dem klaren Wasserspiegel. Hängt euch aber nie zu weit über, ihr fändet sonst dort unten ein nasses, schauerliches Grab.

Ist über dem Ziehbrunnen an einem Querbalken auf zwei kurzen Steilen ruhend, eine Winde angebracht, die mit einem Seile umwunden ist und an dessen Ende der Schöpfeimer hängt, so ist es ein Windebrunnen. Ist neben dem Brunnen ein hoher, starker Stamm in die Erde gegraben, auf welchem ein langer, schwerer Balken, wie eine Schaukel, sich auf- und abbewegt; ist an dem vorderem Ende des Balkens eine lange Stange mit einem Wassereimer angebracht, und auf dem hintern ein schwerer Stein oder Klotz befestigt, so ist's ein Hebebrunnen. Man zieht an der Eimerstange den schweren Balken hinauf, wobei zugleich der Eimer in's Wasser taucht und sich füllt. Läßt man nun an der Stange zu ziehen nach, so hebt der Balken vermittels seiner Schwere den gefüllten Eimer allein aus dem Brunnen herauf.

Steht in dem Brunnen drinnen eine ausgebohrte Holzröhre, oder auch ein Eisenrohr, unten mit einem Saugwerk versehen und oben mit einem Schwengel dran, so ist es eine Pumpe. Selbst ein Kind kann durch Auf- und Abbewegen des Schwengels, an welchem eine Hebestange befestigt ist, das Wasser aus dem Brunnen holen und sich seine kleinen Eimer füllen.

Auf dem Marktplatze in der Stadt, da war ein Röhrbrunnen, aus welchem Tag und Nacht das Wasser plätschernd läuft, und vor dem Schlosse befindet sich ein Brunnen, aus welchem das Wasser in einem Strahle häuserhoch emporspringt und in Millionen Tropfen wieder hernieder zur Erde in das Bassin fällt. Es ist ein Springbrunnen.

D.

258. Das Feuer.

Das Feuer ist eine große, herrliche Gottesgabe. Vom Himmel schickt's der Herr im Blitze zur Erde. Im Innern derselben ist auch Feuer, das durch riesige Schornsteine, durch die feuerspeienden Berge oft hervorsprüht. Die Menschen haben's später auch gelernt, Feuer zu machen. Weißt du auch, wie und wodurch die Menschen Feuer erzeugen können? — Wenn es kein Feuer gäbe, müssten wir essen mit den Thieren des Feldes. Ohne Feuer könnte man kein Brot backen und kein Süpplein essen. Ohne Feuer könnten wir kein Feld bestellen, denn woher wollten wir Spaten und Hacke, Pflug und Egge nehmen, die der Schmied mit Feuer erst schmieden muss? Ohne Feuer könnten wir keine Kleider und Schuhe tragen, denn es gäbe keine Räder zum Spinnen, keine Stühle zum Weben, keine Nadeln zum Nähen. Ohne Feuer gäbe es keine Handwerker, denn all' ihre Werkzeuge können nur erst vermittelst des Feuers hergestellt werden. Kinder bedürfen des Feuers noch nicht; sie dürfen daher auch nie mit Feuer spielen; sonst können sie Haus und Hof anstecken.

D.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht;

Und was er bildet, was er schafft,
Verdankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft;
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.

Schiller.

259. Das Fünkchen.

Das Kind hatte mit dem Fünkchen gespielt, obgleich es die Mutter schon oft verboten hatte. Da war das Fünkchen fortgeflogen und hatte sich in's Stroh versteckt. Aber das Stroh fing an zu brennen und es entstand eine Flamme, ehe das Kind daran dachte. Da wurde es dem Kinde bange, und es lief fort, ohne jemanden etwas von der Flamme zu sagen. Und da niemand Wasser darauf schüttete, ging die Flamme nicht aus, sondern breitete sich im ganzen Hause aus. Als sie an die Fenstervorhänge kam, wurde sie noch größer, und das Bett, worin sie des Nachts schliefen, brannte hell auf, und die Tische und die Schränke und die Stühle und alles, was der Vater und die Mutter hatten, das wurde vom Feuer gefasst, und die Flamme wurde so hoch wie der Kirchthurm. Da schrieen die Leute vor Schrecken, die Soldaten trommelten, die Glocken läuteten; es war fürchterlich zu hören, und die Flamme war schrecklich zu sehen. Nun fing man an zu löschen mit Wasser, das man in's Feuer schüttete und spritzte; aber es half nicht eher, als bis das Haus zusammengebrannt war, und nur noch ein wenig Kohlen und ein bischen Asche übrig war. Da hatten nun die Eltern des Kindes kein Haus mehr und kein Plätzchen, wo sie wohnen und wo sie schlafen konnten, und auch kein Geld, um sich ein neues Haus und neue Betten und Tische und Stühle zu kaufen. Ach, wie weinten die armen Eltern! Und das Kind, das mit dem Fünkchen gespielt hatte, war schuld daran.

Curtmann.

260. Das Brot.

Mein Kind, ehe du heute Morgen zur Schule kamst, aßest du dein Morgenbrot. Aber weißt du auch, was alles geschehen musste, ehe du das Stücklein Brot genießen konntest? Nun, so merke auf! Der Landmann säete im Herbste auf den gepflügten Acker den Samen, die Roggenkörner; die Saat ging auf und grünte. Der strenge Wintersmann kam und der Frost drohete der jungen Saat Gefahr; doch Gott, der Herr, deckte in einer Nacht sie zu mit der schützenden Schneedecke. Mit dem Frühjahr kam neues Wachsthum in die Saat. Sie schosste auf und aus den hohen Halmen sprosste die Ähre hervor. Das Kornfeld wogte wie ein wallendes Meer. Gott, der Herr, gab Sonnenschein und Regen und der Roggen reifte. Nun erklang die Sense des Schnitters, die Mägde und Frauen banden den gemähten Roggen in Garben. Schwerbeladene Erntewagen schwankten heim zur

Scheuer. Doch es wurde auch Zeit, denn der Roggen vom vorigen Jahr war alle und der Vater betete brünstiger denn sonst: „Unser täglich Brot gieb uns heute!" Am selbigen Abend noch ertönte im Takte kräftiger Drescherschlag auf der Tenne. Ein Sack voll neuer Roggen ward zur Mühle geschafft und Tags darauf schon brachte der Müller schönes, weißes Mehl in's Haus. Nun wurde gebacken. Am Abend mischte die Mutter das Mehl mit Wasser, knetete und säuerte es. Am frühen Morgen ward der Teig zum Bäcker geschafft, welcher daraus Brot formte, das er in den geheizten Backofen schob, bis es schön braun und richtig durchgebacken war. Am Nachmittag erhielten die Kinder, welche hungrig aus der Schule kamen, ein jedes ein großes Stück vom neuen Brot. Die Mutter aber sprach: „Seht, ihr Kinder, heute könnt ihr so recht unser Tischgebet verstehen lernen. Darum faltet eure Hände und betet es mit mir: „Aller Augen warten auf dich, Herr, und du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit, du thust deine milde Hand auf und sättigest alles, was da lebt, mit Wohlgefallen."

D.

261. Der arme Mann und sein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von Noth, nahm in die Hand sein letztes Brod und schnitt davon ein Stücklein ab, das er dem kleinen Kinde gab, das bei ihm stand, und „Gott, ach Gott!" seufzt er dabei. Bewegt bot das kleine Kind das Stücklein Brot dem Vater wieder. „Nehmt es doch! ich bitt euch, Vater, ich will wohl noch warten. Vater, weint nur nicht!" Der Vater wendet sein Gesicht und sagt: „Ich schneide noch ein Stück, behalt es, Kind!" Mit nassem Blick sieht er auf seinen Sohn herab, auf seinen Trost, und schneidet ab; doch wie erschreckt er! Plötzlich fällt ein Haufen Silbergeld aus seinem Brot. „Ach, was ist das?" sagt er erschrocken. „Söhnchen, lass die Thaler liegen; ich will geh'n, der Bäcker soll sie liegen seh'n. Vermuthlich hat der Mann das Geld, das aus dem lieben Brote fällt, hineingebacken; der muss es auch wieder haben. Bleib indess dabei, ich will geschwinde geh'n." Er geht. — Des Kindes Augen seh'n ganz starr die blanken Thaler an; allein es rühret nicht daran. Der Bäcker kommt, sieht sie und spricht: „Freund, das sind meine Thaler nicht; nein, glaubt es mir. Doch wisst ihr was: Ein reicher Mann macht euch den Spaß; denn hört, das Brot, das ihr geholt, war nicht von mir; ihr aber sollt nicht fragen und, von wem es ist, auch nicht erfahren. Dieses wisst, dass gestern abends einer kam, der mir das Brot gab, das ich nahm, und sagte: „Wenn ein armer Mann, der krank ist, nichts verdienen kann, ein Brot holt, Freund, so gebt ihm dies." So sagt er, ja, das ist gewiss. Darauf kamt ihr, und ich gab's euch. Seht, wie Gott sorgt! Nun seid ihr reich; das Geld hat einen rechten Glanz." — Der arme Mann verstummte ganz, und auch sein Kind. Er nahm das Brot und seufzt' und sagte nur: „Den Mann, der mir es gab, den segne Gott, ach, lebte doch," sprach er, „nun deine Mutter noch, du

liebes Kind!" Das Söhnlein spricht: „Weint, Herzensvater, weint doch nicht!"
Gleim.

262. Gott weiß alles.

Herr, du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es, du verstehest meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehest alle meine Wege. Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht alles wissest. Psalm 139. V. 1—4.

Gott, der das Aug' uns gab, sieht auch. Er sieht alles und wär's auch schwarze Nacht. Gott, der das Ohr uns gab, hört auch. Er hört alles und wär's auch nur ein leises Wort. Gott sieht uns selbst in's Herz. Er hört selbst das Gebet, das still die Lippe spricht. Was man nur denkt, auch das weiß Gott. Gott zählt das Sternenheer am Firmament, das Laub im Wald, den Sand am Meer, den Thau im Gras. Es fällt kein Blatt vom Baum, das er nicht kennt. Es fällt kein Haar vom Haupt, das er nicht gezählt hat. Es fällt kein Sperling von dem Dach, was er nicht weiß. Gott weiß alles.
D.

263. Der Allwissende.

Wer nur weiß, mein liebes Kind,
Wie du bist im Herz' gesinnt?
Wer nur kennt dein Leid und Lust,
Was du denkst und sprichst und thust?
Wer nur weiß, mein liebes Kind,
Wie viel Stern' am Himmel sind,
Wie viel Englein in der Höh',
Wie viel Tropfen in der See?

Wer nur weiß, mein liebes Kind,
Wie viel Menschen wir wohl sind,
Wie viel Steine, Pflanzen, Thier'
Auf der weiten Erde hier?
Wer kennt alles, liebes Kind,
Engel, Menschen, Stern' und Wind?
O, du weißt's, so gut als ich:
Gott ist's. Darum hüte dich!
R. D.

264. Zwei wissen es.

Ein Handwerksbursche fand einen Beutel mit Geld, und ohne sich lange zu besinnen, übergab er ihn der Obrigkeit in der nächsten Stadt, damit sie den Eigenthümer ermittele. „Was bist du für ein Thor!" sagte sein Kamerad zu ihm. „Hättest du das Geld nicht behalten können? Wer wusste es denn, dass du es gefunden hattest?" „O rede mir nicht also," gab der Handwerksbursche zur Antwort, „es wissen zwei darum: mein Gott, den ich fürchte, und mein Gewissen, das mich richtet."

265. Die Kartoffeln.

Zu dem täglichen Brote der Menschen gehören heut zu Tage auch die Kartoffeln. Das war nicht immer so, denn vor zweihundert Jahren wussten unsre Vorfahren noch nichts von den Kartoffeln. Sie haben nicht einmal eine derselben gesehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil's damals noch keine bei uns in Deutschland gab. Ein englischer

Seefahrer, Namens Franz Drake, hat sie erst mit von Amerika herüber gebracht. Was aber sollte daraus werden, wenn es jetzt auf einmal wieder keine Kartoffeln gäbe? Davor Kinder, wolle uns Gott in Gnaden bewahren. Die Armen würden ohne Kartoffeln in unsrer Zeit nicht leben können. Essen doch die meisten Menschen des Tages ein- und zweimal Kartoffeln. Es würde, wie es schon dagewesen ist, Hungersnoth entstehen, denn die Kartoffeln sind das allerbilligste Nahrungsmittel. Und wie lieblich und wohlschmeckend sind sie nicht! Darum stehen sie so gut auf dem Tische des Reichen wie des Armen; darum essen sie Greise und Kinder gleich gern. Auch unsre Hausthiere, namentlich die Schweine, Kühe und Schafe werden mit Kartoffeln gefüttert und endlich wird aus den Kartoffeln auch noch Stärke, Syrup und Branntwein bereitet. Ihr Kinder dürft aber keinen Schnaps trinken, sonst wachst ihr nicht mehr, wie die Leute sagen; in jedem Falle aber ist er eurer Gesundheit nachtheilig und schädlich. D.

Sieh' doch, und merk' es, liebes Kind,
Schön röthlich die Kartoffeln sind,
Inwendig wie Al'baster,
Verdau'n sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.

Claudius.

266. Das Fleisch.

Fleisch schmeckt auch gut, aber ohne Brot und Kartoffeln kann man es beinahe gar nicht essen. Kleinen Kindern ist das Fleisch nicht so zuträglich, wie Brot und Milch. Der Fleischer schlachtet Ochsen, Kühe, Kälber, Schafe, Schweine, und verkauft das Fleisch. Ein Pfund Fleisch kostet mehr als ein Pfund Brot, oder eine Metze Kartoffeln: daher können arme Leute oft nur Sonntags ein Stückchen Fleisch zu Suppe kochen. Wurst und Schinken sind noch theurer und finden sich deshalb nur auf den Tischen der Wohlhabenden. A. Lüben.

267. Möpschen und Spitzchen.

M. Hör', Spitzchen, ich will dich was fragen;
Du sollst mir ganz heimlich sagen:
„Wo hast du den schönen Knochen versteckt,
Dass ihn kein böser Dieb entdeckt?"
Sp. Nein, Möpschen, ich schweige lieber still;
Der Dieb ist's eben, der's wissen will.

Das Möpschen hat gesucht und gerochen,
Bis hinter dem Stall es fand den Knochen.
In seiner Schnauze hat es ihn schon,
Da bekam es gar einen schlimmen Lohn;
Herr Spitz, der fasst' es so derb am Kragen,
Da lief es davon mit Schreien und Klagen.

Hey.

268. Das Salz.

Was nützen uns Fleisch, Schinken und Wurst, Brot und Kartoffeln, Butter und Käse, wenn es uns an Salz mangelt? Ohne Salz kann der Mensch nicht bestehen, ohne Salz sind alle Speisen unschmackhaft. Salz ist die unentbehrliche Würze aller Speisen. Das Salz kommt aus der Erde, ist also eine Erdart, ein Mineral und findet sich fix und fertig vor als Steinsalz. Die größten Salzlager Deutschlands befinden sich bei Stassfurth, in der Provinz Sachsen und bei Wiliczka in Mähren. Aber das Salz wird auch in den Salzsiedereien aus Soole gesotten. Aber was ist Soole? Merkt! Fließt in der Erde über das dort befindliche Steinsalz Wasser hin, so wird jenes aufgelöst und in Salzwasser verwandelt, das man auch Soole nennt. Durch Luft und Feuer verdunsten die Salzsieder das Wasser der Soole und erhalten so wieder das feste, reine, weiße Salz. Auch das große Weltmeer, das uns von Amerika trennt, hat einen bedeutenden Salzgehalt, ist also Salzwasser. Man könnte zur Noth daraus auch Salz bereiten.

Außer dem Salze lagern aber auch noch andre Mineralien in der Erde: Kalk, Gips, Schwefel, Kohlen und Erze. Die Bergleute graben sich in die Erde ein, bauen unter derselben Gänge und Stollen und fördern die Mineralien zu Tage. Aus den Erzen schmelzen sie Metalle: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn und Blei. Das Ganze, wo dies alles geshieht, nennt man ein Bergwerk.

D.

269. Das Bergwerk.



Wenn ihr erst größer seid, versäumt es nicht, so bald sich euch Gelegenheit darbietet, ein Bergwerk zu besehen. Ich war vor einigen Jahren in einem solchen. In dem Maschinenhause war die Öffnung, wo's hinunter in die Erde ging. Da stieg der Steiger mit mir in einen großen Kübel, der an einem langen, langen Drathseil hing, und hinunter, immer tiefer hinunter ging's in die Erde. Der Steiger sagte, früher hätten sie auf Leitern mehr als 1000 Stufen tief hinab und hinauf steigen müssen.

Als wir endlich unten glücklich angekommen waren, da war es stockfinster. Doch bald kamen die Bergleute, die das Erz in die Kübel schafften, herbei; die hatten am Hute jeder ein Licht. Sie grüßten uns freundlich, sagten aber nicht guten Morgen, oder guten Tag, wie andre Leute, sondern: „Glück auf!“ Der Steiger sagte auch „Glück auf!“ und ich dazu. Nun nahmen wir auch ein jeder eine Lampe an die Brust und gingen in einen langen, schmalen, niedrigen Gang, in einen Stollen hinein, da begegneten uns auf einmal mehr denn zwanzig Bergleute, die ihre Schiebkarren voll glänzendes Erz geladen hatten und nach der Ausfahrt zufuhren. Wir traten zur Seite in eine Nische und ließen sie vorüber. Dann gingen wir in einen Seitengang. Hier standen und knieeten und lagen die schwarzen Bergleute mit einer Lederschürze hinten bekleidet und schlugen mit Schlägel und Meisel das Erz von den glitzernden Felswänden ab. Als wir nun alles uns genau besehen hatten, setzten wir uns wieder in den Kübel. Das Zeichen wurde gegeben und alsbald wurden wir wieder hinaufgewunden. Mit Freud' und Dank begrüßten wir das helle Tageslicht. Die armen Bergleute! Wenn die Sonne aufgeht, fahren sie ein in den Schacht und wenn sie zur Rüste geht, kehren sie erst wieder heim zu den lieben Ihrigen. Sie schweben täglich in Todesgefahr, denn schon so mancher Bergmann ist verschüttet und lebendig begraben worden. D.

270. Der Geldbeutel.

Robert, ein armer Köhlerknabe, saß unter einem Baume im Walde und jammerte, weinte und betete laut. Ein vornehmer Herr in einem grünen Kleide und mit einem Stern an der Brust, der eben im Walde jagte und unbemerkt des Knaben Worte gehört hatte, trat zu ihm und sprach: „Kleiner, warum weinst du?“

„Ach,“ sagte Robert, „meine Mutter war lange krank, und da hat mich mein Vater in die Stadt geschickt, den Apotheker zu bezahlen, und ich habe das Geld sammt dem Beutelein unterwegs verloren.“

Der Herr redete heimlich mit dem Jäger, der ihn begleitete, zog dann einen kleinen Beutel von rother Seide heraus, in dem einige neue Goldstücke waren, und sprach: „Ist dies vielleicht dein Geldbeutelchen?“ „O nein,“ sagte Robert, „das meinige war nur ganz gering, auch war kein so schönes Geld darin.“

„So wird es wohl dieses sein?“ sagte der Jäger und zog ein unansehnliches, ledernes Beutelein aus der Tasche. „Ach ja,“ rief Robert voll Freude, „dieses ist es!“ Der Jäger gab es ihm. Der vornehme Herr aber sprach: „Weil du so herzlich gebetet hast und so ehrlich bist, so schenke ich dir diesen Beutel mit Gold noch dazu.“

Gebet erlöset aus Ängsten;
Und — ehrlich währt am längsten.

C. Schmid.

271. Der Himmel.

Den Himmel sehen wir allenthalben über uns; auf den Bergen sieht er noch eben so hoch und eben so blau aus, wie in den Thälern. Niemand kann in den Himmel hinein steigen, kein Vogel kann hinein fliegen. Sehr oft ist der Himmel mit Wolken bedeckt; ganz heiter, so dass auch kein Streifchen daran wäre, ist er selten. Am Tage können wir außer den Wolken nur die Sonne und zuweilen auch den Mond an dem Himmel unterscheiden, bei Nacht aber auch die Sterne. O welch' herrlicher, prächtiger Anblick ist nicht der Sternenhimmel! Wie das funkelt und flimmert und ein Stern immer mehr als der andere! Und diese kleinen Sterne sind große Weltenkörper, meist viel größer als die Erde. Kannst du sie zählen? O nimmermehr! Millionen sind's, nein Milliarden! Wie groß, wie hehr, wie mächtig muss nicht der Herr des Himmels sein! D. nach Curtmann.

272. Wo wohnt der liebe Gott?

Sieh' dort den blauen Himmel an, wie fest er steht so lange Zeit, sich wölbt so hoch, sich streckt so weit, dass ihn kein Mensch erfassen kann; und sieh' der Sterne goldnen Schein, gleich als viel tausend Fensterlein; das ist des lieben Gottes Haus, da wohnt er drin und schaut heraus und schaut mit Vateraugen nieder auf dich und alle deine Brüder.

Hey.

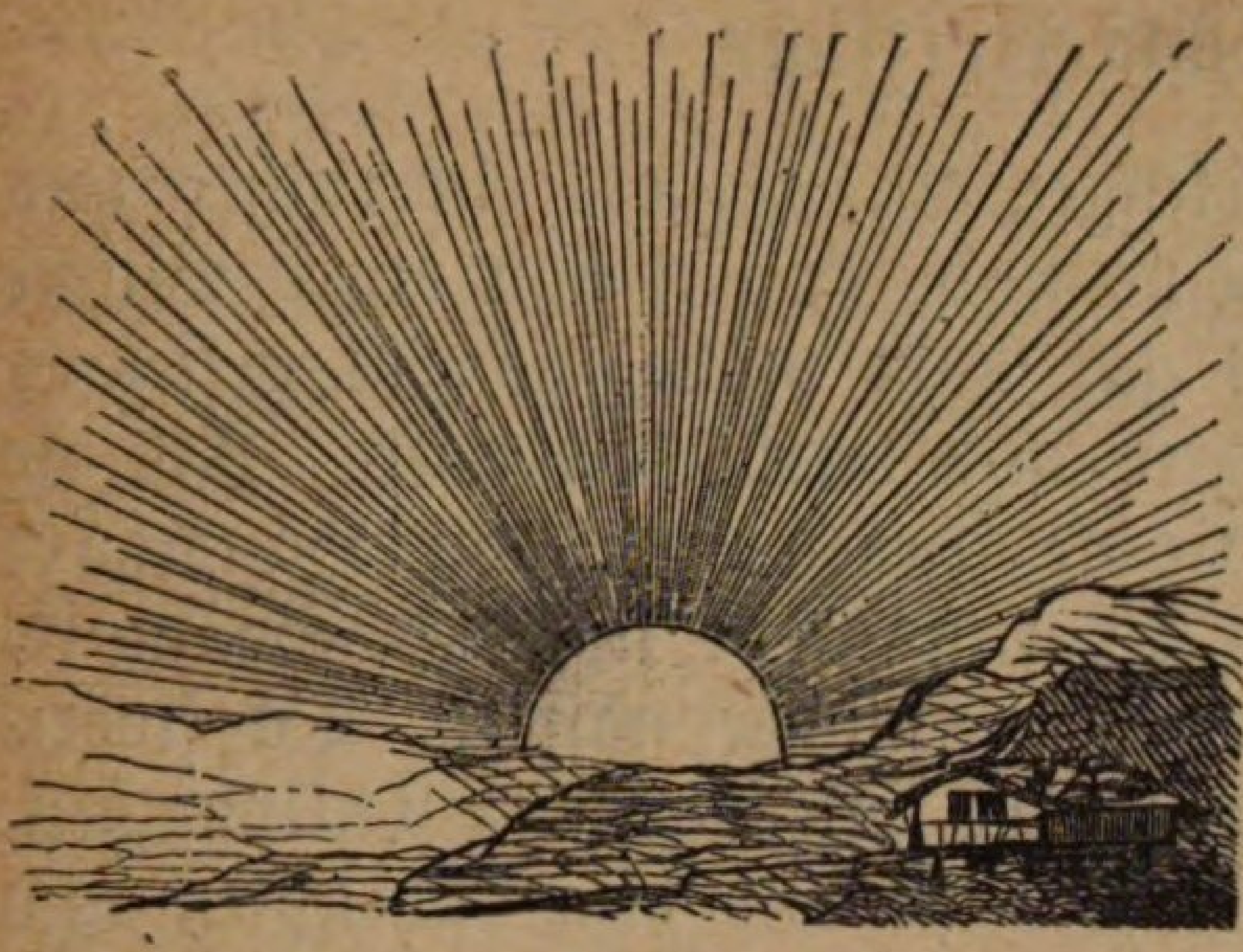
273. Wie hoch mag wohl der Himmel sein?

Wie hoch mag wohl der Himmel sein? Das will ich dir gleich sagen. Wenn du schnell, wie ein Vögelein, die Flügel könntest schlagen, und flögest auf und immer auf in jene blaue Ferne, und kämest endlich gar hinauf zu einem blauen Sterne, und fragtest dort ein Engelein: „Wie hoch mag wohl der Himmel sein?“ dann sei gewiss, das Englein spricht: „Mein Kind, das weiß ich selber nicht, doch frag' einmal dort drüben an, ob jener Stern dir's sagen kann.“ Du brauchst indess nicht sehr zu eilen, es sind nur hunderttausend Meilen. Und flögst du nun zum Sternlein dort, man sagt dir doch dasselbe Wort. Und flögst du weiter fort und fort, von Stern zu Stern, von Ort zu Ort — es weiß doch niemand dir zu sagen, du wirst doch stets vergeblich fragen: „Wie hoch mag wohl der Himmel sein?“ — denn, Kind, das weiß nur Gott allein! — R. Löwenstein.

274. Die Sonne.

Die Sonne erscheint uns als eine runde Scheibe. Sie glänzt so stark, dass man nicht hineinschauen kann. Von der Sonnenscheibe gehen viele helle Strahlen aus. Wo diese hinfallen, da ist Sonnenschein oder Licht, wo sie nicht hingelangen können, da ist es dunkel.

Im Sonnenschein kann man alles deutlich erkennen. Darum verrichten



wir auch am hellen Tage unsere Arbeiten und schlafen in der Nacht.

Die Sonne geht des Morgens am Rande des Himmels auf, erhebt sich dann bis hoch über die Häuser, sinkt hernach wieder und geht an dem entgegengesetzten Rande wieder unter. Die Gegend, wo die Sonne aufgeht, heißt Morgen, die, wo sie untergeht, heißt Abend. Sehen wir um 12 Uhr nach der Sonne hin, so ist unser Gesicht nach Mittag gekehrt, unser Rücken dagegen nach Mitternacht.

Wenn die Sonne untergeht, so färbt sie die Wolken schön roth oder gelblich. Dies nennt man das Abendroth. Das Morgenroth sieht eben so schön aus; aber die Langschläfer bekommen es nicht zu sehen.

Lüben.

Wie die Sonne freundlich lacht,
Wie sie's warm und fruchtbar macht,
Der sie schuf, muss gern erfreun,
Muss ein lieber Vater sein.

Dinter.

275. Mach's ebenso!

Die Sonne blickt mit hellem Schein
So freundlich in die Welt hinein.
„Mach's ebenso! Sei heiter und
froh!"

Der Baum streckt seine Äste vor,
Zur Höhe strebt er kühn empor.
„Mach's wie der Baum im sonnigen Raum!"

Die Quelle springt und rieselt fort,
Zieht rasch und leicht von Ort zu Ort.
„Mach's wie der Quell und rege
dich schnell!"

Der Vogel singt sein Liedlein hell,
Freut sich an Sonne, Baum und Quell.
„Mach's ebenso! Sei rüstig und
froh!"

Enslin.

276. Die Sonne und die Thiere.

„O Sonne, scheine nicht so heiß; ich muss vor Mattigkeit und Schweiß bei meiner Arbeit schier erliegen!" So rief der Esel. — „Dank für deinen Schein, o Sonne," rief die Schlange; „mit Vergnügen leg' ich mich Stunden lang hinein." — Die Eule schrie: „Verschone mein Gesicht mit deinem mir verhasstem Licht, o Sonne, kann ich doch kein Schlupfloch finden, wohin dein Strahl nicht dringt! Ich werd' erblinden!" „Wohlthätige Sonne, sei mir lange noch geneigt!" hub eine Feldmaus an, „es reifen meine Ähren, vollauf kann ich mich wieder nähren!" — Die Sonne hört es an, scheint fort und schweigt.

Willamow.

277. Die drei Schmetterlinge.

Es waren einmal drei Schmetterlinge, ein weißer, ein rother und ein gelber, die spielten im Sonnenscheine und tanzten von einer Blume zu der andern. Und sie wurden es gar nicht müde, so gut gefiel es ihnen. Da kam auf einmal der Regen und machte sie nass. Als sie das spürten, wollten sie schnell nach Hause fliegen; aber die Hausthüre war zugeschlossen, und sie konnten den Schlüssel nicht finden. So mussten sie draußen stehen bleiben und wurden immer nässer. Da flogen sie hin zu der gelb und roth gestreiften Tulpe und sagten: „Tulipanchen, mache uns ein wenig dein Blümchen auf, dass wir hineinschlüpfen und nicht nass werden.“ Die Tulpe aber antwortete: „Den Gelben und den Rothen will ich wohl aufmachen, aber den Weißen mag ich nicht.“ Aber die beiden, der Rothe und der Gelbe sagten: „Nein, wenn du unseren Bruder Weißen nicht aufnimmst, so wollen wir auch nicht zu dir.“ Es regnete aber immer ärger, und sie flogen zu der Lilie und sprachen: „Gute Lilie, mach' uns dein Blümchen ein wenig auf, dass wir nicht nass werden.“ Die Lilie antwortete: „Den Weißen will ich wohl aufnehmen, denn er sieht gerade aus wie ich, aber die andern mag ich nicht.“ Da sagte der Weiße: „Nein, wenn du meine Brüder nicht aufnimmst, so mag ich auch nicht zu dir. Wir wollen lieber zusammen nass werden, als dass einer die andern im Stiche lässt.“ Und so flogen sie weiter.

Allein die Sonne hinter den Wolken hatte gehört, wie die drei Schmetterlinge so gute Geschwister waren und so fest zusammenhielten. Und sie drang durch die Wolken durch, verjagte den Regen und schien wieder hell in den Garten und auf die Schmetterlinge. Es dauerte nicht lange, da hatte sie ihnen die Flügel getrocknet und ihren Leib erwärmt. Und nun tanzten die Schmetterlinge wieder wie vorher und spielten, bis es Abend war. Dann flogen sie zusammen nach Hause und schliefen.

Curtmann.

278. Räthsel.

Nun, Kinder, könnt ihr rathen auf einen Kameraden, der, wo ihr geht und wo ihr steht, getreulich immer mit euch geht; bald lang und schmal, bald kurz und dick; doch bei euch jeden Augenblick, so lang' die Sonn' am Himmel scheint; denn nur so, Kinder, ist's gemeint! Wo weder Sonne scheint noch Licht, ist auch der Kamerade nicht.

Hagenbach.

279. Der Mond.

Wenn es völlig Nacht geworden ist, erscheinen die Sterne am Himmel, zuweilen auch der Mond. Dieser macht es gerade wie die Sonne, er geht im Osten auf, steigt dann nach Süden in die Höhe und geht im Westen wieder unter. Sein Schein ist aber viel matter, als der Sonnenschein, man kann dabei nicht lesen und sieht auch nicht in die Ferne. Auch ist der Mond

nicht immer rund, sondern bisweilen nur halbrund, ja manchmal so schmal wie eine Sichel. Wenn es Vollmond ist, könnt ihr ihn am besten betrachten. Vielleicht seht ihr dann auch ein Männchen darin mit einer Last Holz auf dem Rücken. Auch der Mond kann von Wolken verdeckt werden, dann glänzt bisweilen der Rand der Wolken wie Schnee. Curtmann.

280. Das Märchen vom Mann im Mond.

Vor uralten Zeiten ging einmal ein Mann am lieben Sonntagmorgen in den Wald, haute sich Holz ab, band eine Welle, steckte einen Staffelstock hinein, huckte die Welle auf und trug sie nach Hause zu. Da begegnete ihm unterweg's ein hübscher Mann in Sonntagskleidern, der wollte wohl in die Kirche gehen, redete den Wellenträger an und sprach: „Weißt du nicht, dass auf Erden Sonntag ist, an welchem der liebe Gott ruhete, als er die Welt und alle Thiere und die Menschen schuf? Weißt du nicht, dass geschrieben stehet im dritten Gebot: „Du sollst den Feiertag heiligen?“ Der Fragende war der liebe Gott selbst. Jener Holzhauer aber war ganz verstockt und antwortete: „Sonntag auf Erden, oder Montag im Himmel, was geht das mich an, und was geht das dich an?“ „So sollst du deine Reisigwelle tragen ewiglich!“ sprach der liebe Gott, „und weil der Sonntag auf Erden dir so gar unwerth ist, so sollst du fürder ewigen Montag haben und im Monde stehen, ein Warnungsbild für die, welche den Sonntag mit Arbeit schänden.“ — Von der Zeit an steht im Mond immer noch der Mann mit dem Holzbündel und wird auch bleiben bis in alle Ewigkeit. Bechstein.

281. Lied vom Monde.

Wer hat die schönsten Schäfchen? Die hat der goldne Mond, der hinter unsern Bäumen am Himmel drüben wohnt. Er kommt am späten Abend, wenn alles schlafen will, hervor aus seinem Hause zum Himmel, leis' und still. Dann weidet er die Schäfchen auf seiner blauen Flur; denn all' die weißen Sterne sind seine Schäfchen nur. Sie thun sich nichts zu Leide. Eins hat das andre gern, und Schwestern sind und Brüder dort oben Stern an Stern. Wenn ich gen Himmel schaue, so fällt mir immer ein: O, lasst auch uns so freundlich wie diese Schäfchen sein! Hoffm. v. Fallersleben.

282. Die Kinder und der Mond.

Die Sonne war untergegangen und es wollte schon dunkel werden, aber die Kinder waren noch nicht alle nach Hause zu ihrer Mutter gegangen. Zwei Kinder waren noch auf dem Felde und hatten über dem Spiele vergessen, dass man des Abends, ehe es dunkel wird, nach Hause kommen muss. Als es nun aber immer mehr Nacht wurde, da wurde ihnen bange, und sie weinten, denn sie wussten den Weg nicht recht zu finden, und er war weit. Auf einmal wurde es hell hinter den Bäumen

und sie sahen ein rundes Licht heraufsteigen, das war der Mond. Als der die Kinder gewahr wurde, sagte er: „Guten Abend, Kinderchen, was macht ihr so spät auf dem Felde?“ Die Kinder waren anfangs erschrocken; als sie aber sahen, daſs der Mond freundlich war, fassten sie sich ein Herz und sprachen: „Ach, wir haben uns verspätet und nun finden wir den Weg nicht mehr zu unserer Mutter, weil es Nacht ist.“ Und sie weinten, daſs es den guten Mond rührte. Da sprach er zu ihnen: „Wenn ihr das Haus gut kennt, wo eure Mutter wohnt, so will ich euch ein wenig leuchten, daſs ihr den Weg findet!“ Und der Mond leuchtete ihnen so hell, als wenn es Tag geworden wäre. Die Kinder fassten neuen Muth und eilten, so viel sie konnten und fanden glücklich den Weg. Als sie vor der Hausthür standen, sagten sie: „Schönen Dank, lieber Mond, daſs du uns so gut geleuchtet hast!“ Er antwortete: „Es ist gern geschehen. Aber eilt nun, daſs ihr zu eurer Mutter kommt, denn sie hat sich schon viel um euch geängstigt.“

Curtmann.

283. Die Sterne.

Die Sterne sehen aus, wie große Funken, aber sie bewegen sich nicht so schnell. Einige leuchten viel stärker, als die übrigen; die kleinsten kann man nur bei ganz klarem Himmel, und wenn es sonst ganz dunkel ist, sehen. Es ist gar schön, daſs der liebe Gott die finstere Nacht durch die Sterne erleuchtet hat. Fromme Leute betrachten gern den gestirnten Himmel und denken dabei an Gott, der alles geschaffen hat. Zählen kann man die Sterne nicht, weil ihrer zu viele sind, und weil sie auch nicht in Reihen stehen. Es giebt aber doch Männer, welche jeden Stern kennen und wissen, an welchem Platze des Himmels er steht. Auch Kinder kennen wohl schon den Abendstern, welcher nicht weit von der untergegangenen Sonne zu finden ist, oder den großen Bär, der auch der Himmelswagen genannt wird.

Wenn die Sterne so hell am Himmel stehen, da ist’s, als ob die Engel herunter sehen und merken auf uns und meinen es gut und freuen sich, daſs alles schläft und ruht.

Curtmann.

284. Sonne, Mond und Sterne.

Die Sonne, sie machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: Wir reisen mit
Um die Welt!
Doch die Sonne schalt sie: Ihr bleibet zu Haus,
Sonst brenn’ ich die goldenen Äuglein euch aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt. —
Die Sternelein gingen zum lieben Mond
In der Nacht
Und sprachen: Du, der auf Wolken thront
In der Nacht,

Lass uns wandeln mit Dir, denn dein milder Schein
Verbrennt uns nimmer die Äugelein.
Und er nahm sie mit in der Nacht.

E. M. Arndt.

285. Von den Sternen.

Vater, sag' mir doch geschwind,
Was die schönen Sterne sind!

Sind die Sterne lauter Gold,
Weil sie glänzen lieb und hold?

Sind es Himmelsfenster gar,
Die da glitzern wunderbar?

Ist's ein Licht, das niemand kennt?
Ist's ein Feuer, das da brennt?

Hör' und merke, liebes Kind,
Dass es Gottesaugen sind;

Sorglich schauen sie herein
In ein jedes Kämmerlein.

Gottes Augen seh'n bei Nacht
Alles, was da schläft und wacht.

Staub.

286. Gott der Herr.

Weißt du, wie viel Sternlein stehen an dem blauen Himmelszelt? Weißt du, wie viel Wolken gehen weithin über alle Welt? Gott der Herr hat sie gezählet, dass ihm auch nicht Eines fehlet an der ganzen großen Zahl.

Weißt du, wie viel Mücklein spielen in der heißen Sonnengluth? Wie viel Fischlein auch sich kühlen in der hellen Wasserfluth? Gott der Herr rief sie mit Namen, dass sie all' in's Leben kamen, dass sie nun so fröhlich sind.

Weißt du, wie viel Kindlein frühe steh'n aus ihrem Bettlein auf, dass sie ohne Sorg' und Mühe fröhlich sind im Tageslauf? Gott im Himmel hat an allen seine Lust, sein Wohlgefallen, kennt auch dich und hat dich lieb. Hey.

287. Die Sternthaler.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, dass es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen und endlich gar nichts mehr, als die Kleider auf dem Leibe und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus auf's Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gieb mir etwas zu essen, ich bin so hungrig." Es reichte ihm das ganze Brot und sagte: „Gott segne dir's" und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopfe, schenke mir etwas, womit ich ihn bedecken kann." Da that es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und es fror: da gab es

ihm seins, und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins, das bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen sprach: „Es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, da kannst du wohl dein Hemd weggeben,“ und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Thaler: und ob es gleich sein Hemdlein abgegeben, so hatte es ein neues an, und das war vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein und war reich sein Leben lang.

Grimm.

288. Die Erde.

Wir Menschen wohnen auf der Erde. Unsere Erde ist eine sehr, sehr große Kugel und schwebt, wie Sonne, Mond und Sterne, frei im unendlichen Himmelsraum. Vom Monde aus gesehen erscheint unsere Erde nicht viel größer als die Sonne, von den Sternen aus betrachtet, ist sie nicht größer als ein Stern. Auf der Erde sehen wir Gärten, Felder, Wiesen, Wälder, Berge, Thäler, Seen, Flüsse, Bäche. Aus der Erde heraus wachsen die Bäume, Sträucher, Blumen und alle andern Pflanzen. Diese Gewächse können nicht so umherspringen wie du oder ein Häslein. Sie stecken mit ihren Wurzeln fest in der Erde. Sie schmücken die Erde. Sie sind das grüne Haar der Erde. Aus dem Innern der Erde holen die Menschen Torf, Kohlen, Salz, Kalk, Schiefer, Eisen, Kupfer und viele andere Mineralien. Im Sommer trägt die Erde ihr Feierkleid, schön grün mit Blumen gestickt, im Winter ihr Nachtgewand, bald grau, bald blendendweiß. Eingehüllt in Schnee und Eis hält sie ihren Winterschlaf. Auf der Erde werden wir geboren, in den Schoß der Erde werden wir begraben.

„O, Mensch, von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden!“

D.

289. Wolken und Regen.

An einem heitern Sommertage ist der Himmel schön und blau. Einige Tage nachher zeigen sich aber kleine, weiße Wölkchen, die wie Schäfchen aussehen. Bald darauf erscheinen dicke, schwarze Wolken, die wie hohe Berge gestaltet sind. Sie überziehen nach und nach den ganzen Himmel, so daſs man die Sonne gar nicht mehr sehen kann. Endlich fängt es an zu regnen, was für die Gänse und Enten eine große Lust ist; sie benutzen diese schöne Gelegenheit und halten sogleich große Wäsche. Manche Knaben freuen sich auch, wenn ihnen der warme Regen auf den Kopf fällt und am Haar wieder herabträufelt. Aber die Muttter hat darüber keine sonderliche Freude; denn die Kleider werden daneben auch naſs. Daher ist es besser, die Kinder bleiben beim Regen in der Stube.

Mehr noch, als die Gänse und Enten und die Knaben, freuen sich die Blumen und die Saatfelder und die Bäume über den Regen. Denn der Regen ist für sie Speise und Trank. Ist einmal der Regen lange ausgeblieben, so senken alle ihre Köpfchen und lassen die Arme schlaff am Leibe herabhängen. Nach einem frischen Regen sehen sie aber so kräftig und muthig aus, wie ein Büblein auf dem Spielplatze, oder ein lustiges Fohlen auf schöner Weide. Ohne Regen gäbe es weder Brot, noch Kuchen, und auch keine Äpfel und Birnen und keine Erdbeeren.

Curtmann.

290. Es regnet.

Es regnet! Gott segnet
Die Erde, die so durstig ist,
Dass ihren Durst sie bald vergisst!
O frischer Regen, du Gottessegen!

Es regnet! Gott segnet
Den hohen Baum, den kleinen Strauch
Und all' die tausend Blumen auch!
O frischer Regen, du Gottessegen!

Es regnet! Gott segnet,
Was webt und lebt in weiter Welt,
Für jedes Thier ein Tröpflein fällt!
O frischer Regen, du Gottessegen!

Es regnet! Gott segnet
Die Menschen alle väterlich;
Sein Himmelsthau erquickt auch mich!
O frischer Regen, du Gottessegen!

Enslin.

291. Der Regenbogen.

Wenn die Wolken heimgezogen,
Wenn der Donner schlafen geht,
Dann der liebe Regenbogen
Freundlich an dem Himmel steht.
Schaut doch an die bunte Brücke,
Blau und grün und gelb und roth'!
Dahin führt der Weg zum Glücke,
Wenn vergangen uns're Noth.

Möller.

292. Die Luft.

Die Luft umgiebt uns überall. Sie ist draußen auf dem Felde, auf der Straße, drinnen im Hause, in der Stube, in deinem Kämmerlein — sie ist an allen Orten. Ohne Luft kann kein Mensch, kein Thier, keine Pflanze leben. Die Luft ist im Sommer warm, im

Winter kalt. Oft ist sie rein und hell, oft mit Dünsten und Nebeln angefüllt. Hoch oben in der Luft schweben die Wolken. Aus ihnen strömt der Regen, fällt Schnee und Hagel hernieder. Zuweilen macht sich der Wind in der Luft auf. Ein starker Wind heißt Sturm oder Orkan. Der Sturm braust gewaltig. Er reißt nicht selten Bäume und Mühlen um, deckt Dächer ab und zertrümmert Schiffe auf dem Meere. „Ei, ei, Herr Wind, wer wird so wild und unbändig sein!"

Aber man kann von dem Winde auch viel Gutes sagen. Er reinigt und kühlt die Luft, trocknet die Erde und treibt Windmühlen und Schiffe. Vom Meere her treibt er uns die Wolken zu. Im Sommer thürmen sich oft schwarze Gewitterwolken am Himmel auf. Blitze zucken hernieder und zünden zuweilen Bäume und Häuser an. Gewaltige Donner rollen und krachen, dass die Häuser beben und die Fenster klirren. Da wird den Kindern angst und bange. Aber der liebe Gott nimmt alle guten Kinder in seinen Schutz, die gerne beten und fromm sind. Er führt die schwarze Wolke hinweg, dass keinem ein Leid geschieht und setzt seinen Regenbogen in die Wolken. W. Kurths.

293. Der Schnee.

Sage mir doch, lieber Vater, sagte der kleine Wilhelm, wie entsteht nur der Schnee?

Das will ich dir erklären, versetzte der Vater. Du weißt, dass die Wolken aus feuchten Dünsten bestehen; du weißt, dass diese Dünste sich in Tropfen sammeln, und dann als Regen herabfallen. Gefrieren die Regentropfen während des Herunterfallens in der Luft, so entsteht Hagel. Das weißt du alles. Nun höre weiter. Wenn die feuchten Dünste sich eben in Tropfen zusammenziehen wollen, aber zuvor gefrieren, ehe sie zu Tropfen geworden sind, dann entstehen weiße Flocken, die man Schnee nennt. Ist das Wetter etwas wärmer, so sind die Schneeflocken etwas größer; ist die Kälte aber groß, so sind sie klein, und es entsteht dann der sogenannte Staubschnee, der mit dem Staubregen Ähnlichkeit hat.

Nun wusste der kleine Wilhelm, wie der Regen, der Hagel und der Schnee entsteht. Dies machte ihm nicht wenig Freude. Wenn ich nun aber dich frage, kleiner Leser, ob dir dies auch Freude macht; was wirst du darauf antworten? Stündest du vor mir, so wüsste ich gleich, was du mir antworten würdest. Ich könnte es dir an deinem Näschen ansehen. J. Glatz.

294. Das Gewitter.

Nun falte deine Hand geschwind und schau' zum Himmel auf mein Kind. Da zieht herauf ein Wetter schwer, das schickt der liebe Herrgott her. Blick' nur herauf und hab' Vertrauen, kannst da wohl Gottes Stärke schauen!

Da fliegt ein Blitzstrahl, wie so schnell, und leuchtet an dem Himmel hell; den schleudert über Stadt und Land der liebe Gott mit starker

Hand; muſs stets nach seinem Ziele gehen, das ihm der Herr hat ausersehen.

Nun rollt der Donner, wie so laut, daſs es dir in der Seele graut, bebt wohl die Erde unter'm Fuß: Das ist vom lieben Gott ein Gruß. D'rin zeigt er seine Macht und Stärke, daſs jedes Kindlein fromm es merke.

Nun rauscht der Regen, wie so mild, und tränkt das durstende Gefild'; drin zeigt Gott seine Lieb' und Treu', daſs jedes Kind sich drüber freu'. Schau', wie die Bäume sich bewegen, wenn durch die Zweige rinnt der Segen.

Jetzt flieh'n die Wolken, wie so schnell, die Sonne strahlt am Himmel hell. Horch, wie im Wald der Vöglein Chor ein Danklied schickt zu Gott empor! Muſst auch nun gleich ein Verslein singen und Dank dem lieben Vater bringen. ?

295. Das Bäumchen im Gewitter.

Das Bäumchen hatte lange gedurstet. Seit Wochen war kein Regen zur Erde gefallen. Dazu hatte die Sonne heiß herniedergebrannt, einen Tag wie den andern. Die Blumen ließen die Köpfchen hängen, das Gras auf der Wiese fing an dürre zu werden, und die Blätter des Bäumchens hingen matt und schlaff an den Zweigen. Endlich stiegen Wolken auf am Himmel, die sich bald zu einem Gewitter zusammenzogen. Langsam zog das schwarze Gewitter herauf. Immer näher und näher kam es. Da sprang der Blitz heraus und der Donner krachte gewaltig hinterher. Der Wind kam angeschnoben, sprang unter den Staub und warf ihn um sich und fuhr gewaltig auf das Bäumchen los, riſs es und stieß es, so sehr er konnte. Nun fielen die ersten Tropfen vom Himmel und fielen auf die Blättchen und auf die Erde, und das Bäumchen trank begierig. Das Bäumchen war längst satt. Da regnete es noch immer. Als aber der liebe Gott die Wolken hinweg führte, fiel heller Sonnenschein auf das erquickte Bäumchen. Und es richtete seine Zweige in die Höhe, als ob es seine Hände zum Gebet falte. Aber auch die Blümchen alle auf der Wiese waren erquickt und richteten ihre Köpfchen aus dem Grase empor. Die Vöglein kamen geflogen und setzten sich auf's Bäumchen und sangen so schön, als sie nur konnten. Und das Bäumchen wuchs und die Vögel sangen immerzu in seinen Zweigen, bis der Winter kam. Da ging das Bäumchen schlafen und die Vögel waren auch nicht mehr da. W. Kurths.

296. Regenwetter.

Was ist das für ein Wetter, es regnet ja wie toll!
Die Straße ist ein großer See, die Gossen übervoll.
Der Sperling duckt sich unter's Dach, so gut er eben kann,
Und Nero liegt im Hundehaus und knurrt das Wetter an.

Wir aber haben frohen Muth und seh'n dem Regen zu,
Erzählen uns gar mancherlei daheim in guter Ruh.
Lass regnen, wenn es regnen will, lass allem seinen Lauf,
Und wenn's genug geregnet hat, so hört's auch wieder auf.

Halm.

297. Die Sonne und der Wind.

Einst stritten sich Sonne und Wind, wer von ihnen beiden der stärkere sei. Man ward einig, derjenige sollte dafür gelten, der einen Wanderer, den sie so eben vor sich sahen, am ersten nöthigen würde, seinen Mantel abzulegen. Sogleich fing der Wind zu stürmen an, Regen und Hagelschauer unterstützten ihn. Der arme Wanderer wehklagte; aber er wickelte sich immer fester in seinen Mantel ein und setzte seinen Weg fort, so gut er konnte. — Jetzt kam die Reihe an die Sonne. Senkrecht und kräftig ließ sie ihre Strahlen herabfallen; Himmel und Erde wurden heiter, die Lüfte erwärmten sich. Der Wanderer konnte nicht länger seinen Mantel auf den Schultern leiden. Er warf ihn ab und erquickte sich im Schatten eines Baums, während die Sonne sich ihres Sieges freuete.

Herder.

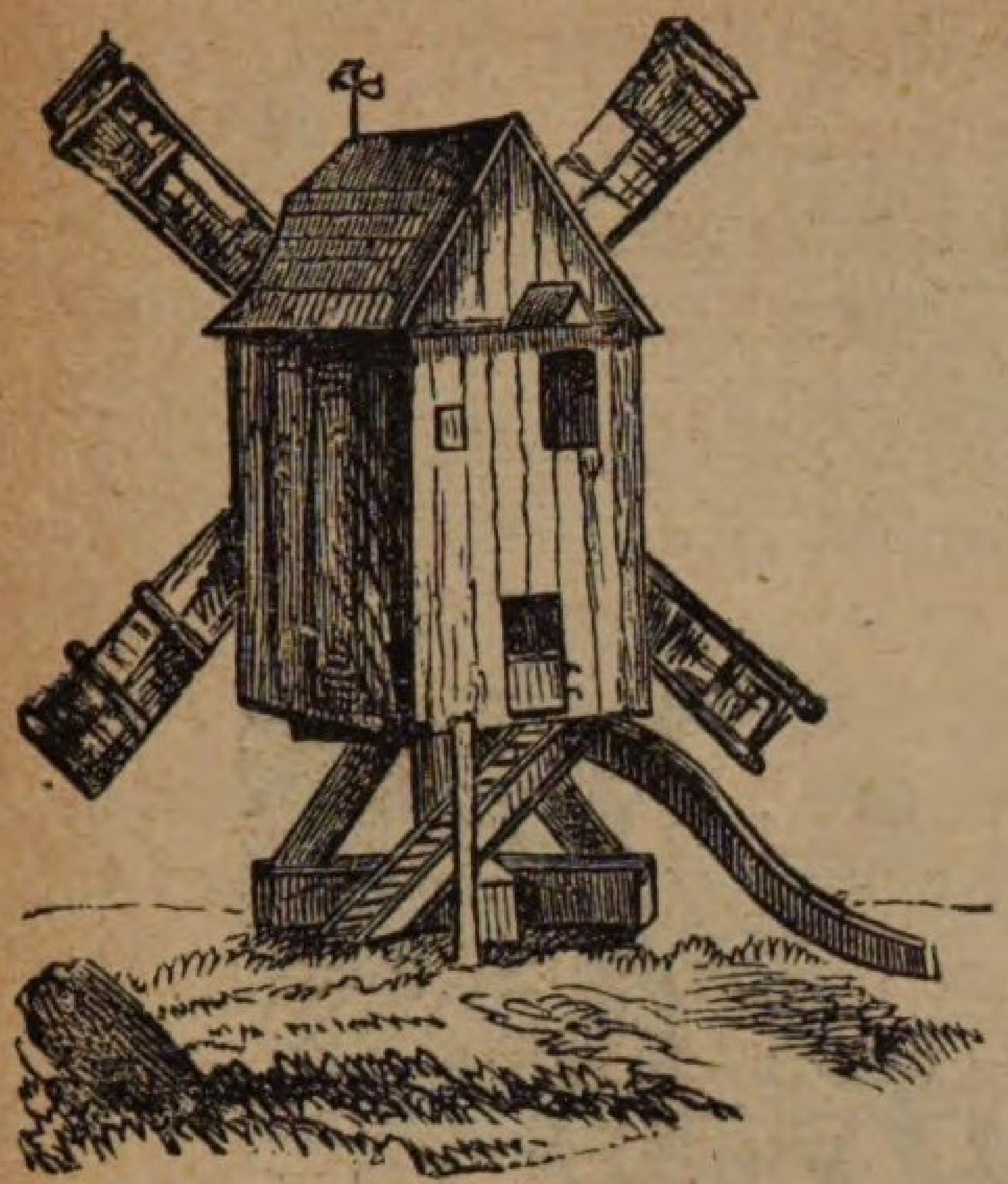
298. Der Nordwind.

Der Nordwind ging einmal spazieren und trieb allerlei Unfug. Im Garten zerzauste er die Rose, der Lilie zerknickte er den Stengel, und die noch nicht reifen Aprikosen und Birnen warf er auf die Erde. Im Felde stieß er die Ähren in den Staub und riss die Blätter von den Zweigen, ja einen alten Baum stürzte er ganz und gar um. Da gingen die Leute zu dem Windkönig, der in seinem Schlosse die Winde gefangen hält oder loslässt und erzählten ihm, was der wilde Nordwind angerichtet hatte. Sogleich ließ der König diesen kommen und verhörte ihn. Natürlich konnte er seine bösen Streiche nicht ableugnen, aber er setzte hinzu: „Ich habe es nicht böse gemeint. Ich wollte spielen mit der Rose, mit den Bäumen und mit den übrigen und dachte nicht, dass es ihnen wehe thun würde." Darauf sagte der König: „Wenn du ein so grober Spieler bist, dann kann ich dich im ganzen Sommer nicht wieder hinaus lassen; im Winter, wenn es keine Blumen und keine Blätter mehr giebt, dann magst du hinausgehen und spielen. Du scheinst mir für das Eis und für den Schnee zu passen." Aber doch entschlüpft der Nordwind immer noch bisweilen einmal im Sommer seinem König und vollführt seine dumme Streiche. Die Schläge, welche er indessen dann jedesmal bekommt, möchte ich nicht fühlen.

Curtmann.

299. Die Windmühle.

Wenn die Dörfer oder Städte nicht an Flüssen liegen,



welche Wassermühlen treiben, dann wird das Getreide auf Windmühlen gemahlen. Ihr Name sagt schon, dass sie nicht von Bächen oder Flüssen, sondern durch den Wind getrieben werden. Deshalb hat eine solche Mühle immer sehr lange Flügel. Nun kommt aber der Wind bald von Osten, bald von Westen, von Norden oder Süden. Daher ist die Mühle so eingerichtet, dass die Flügel immer nach der Seite hin gedreht werden können, von welcher der Wind herkommt. Es giebt zwei Arten von Windmühlen: solche, welche ganz gedreht werden können, und solche, bei denen nur das Dach mit den Flügeln bewegt wird. Diese nennt man holländische Mühlen, die andern Bockmühlen, weil sie auf einem hölzernen Gerüst ruhen, welches der Bock der Mühle heißt. Wer lebt vom Wind?

Bock.

300. Papierdrache und Vögel.

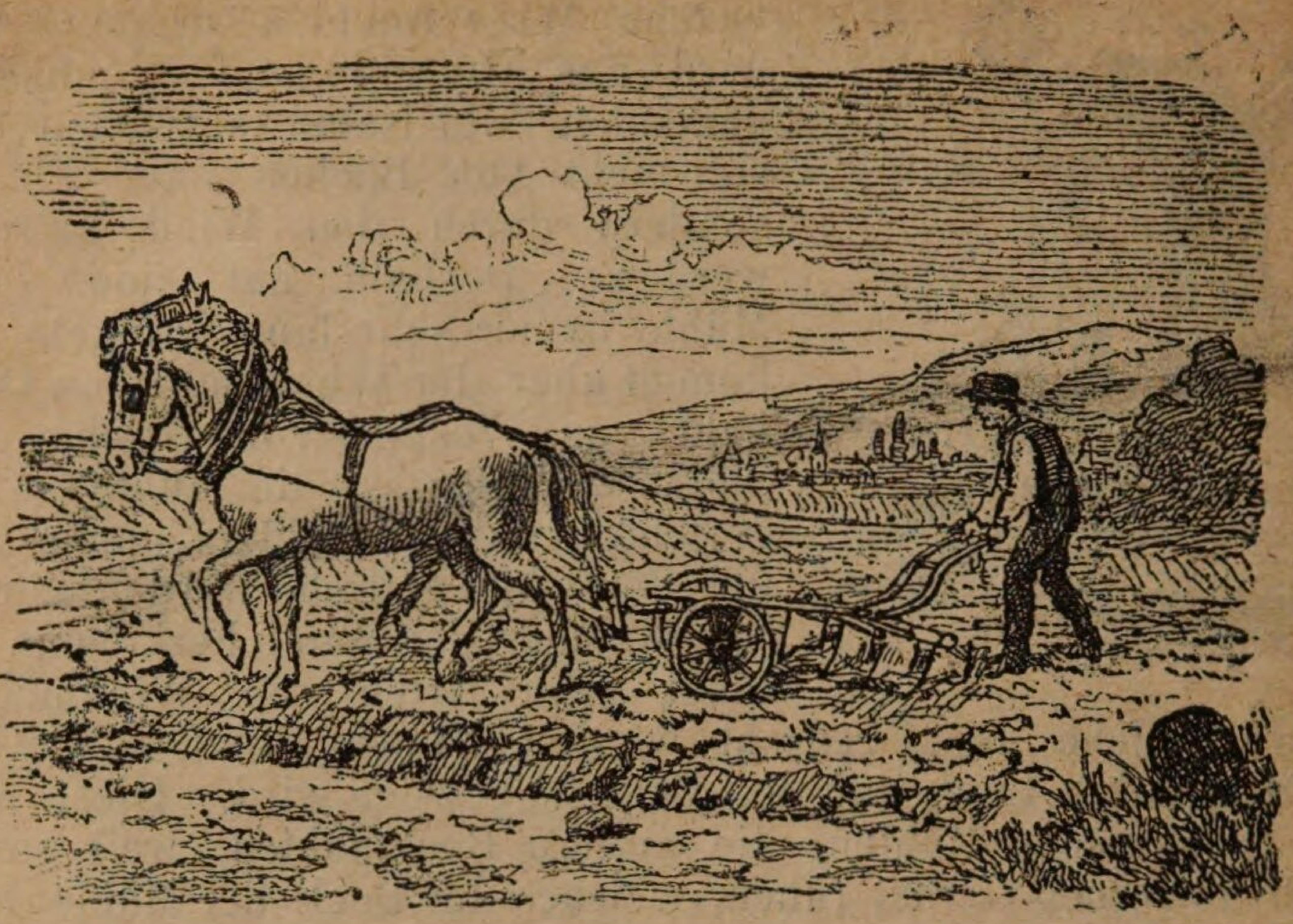
Seht ihr den großen Vogel da?
Ihr kleinen, kommt ihm nur nicht zu nah',
Daſs er euch nicht etwa ertappt,
Und zehne gleich hinunterschnappt.
V. Ach, geh mit deinem großen Thier!
Das ist ja gar nichts als Papier.

Da legt' auf einmal sich der Wind;
Zur Erde fiel der Vogel geschwind;
Die Knaben bemüh'ten d'rum sich sehr,
Doch wollt' er nicht länger fliegen mehr,
Die Kleinen all' mit leichtem Sinn
Sie flatterten um ihn her und hin.

Hey.

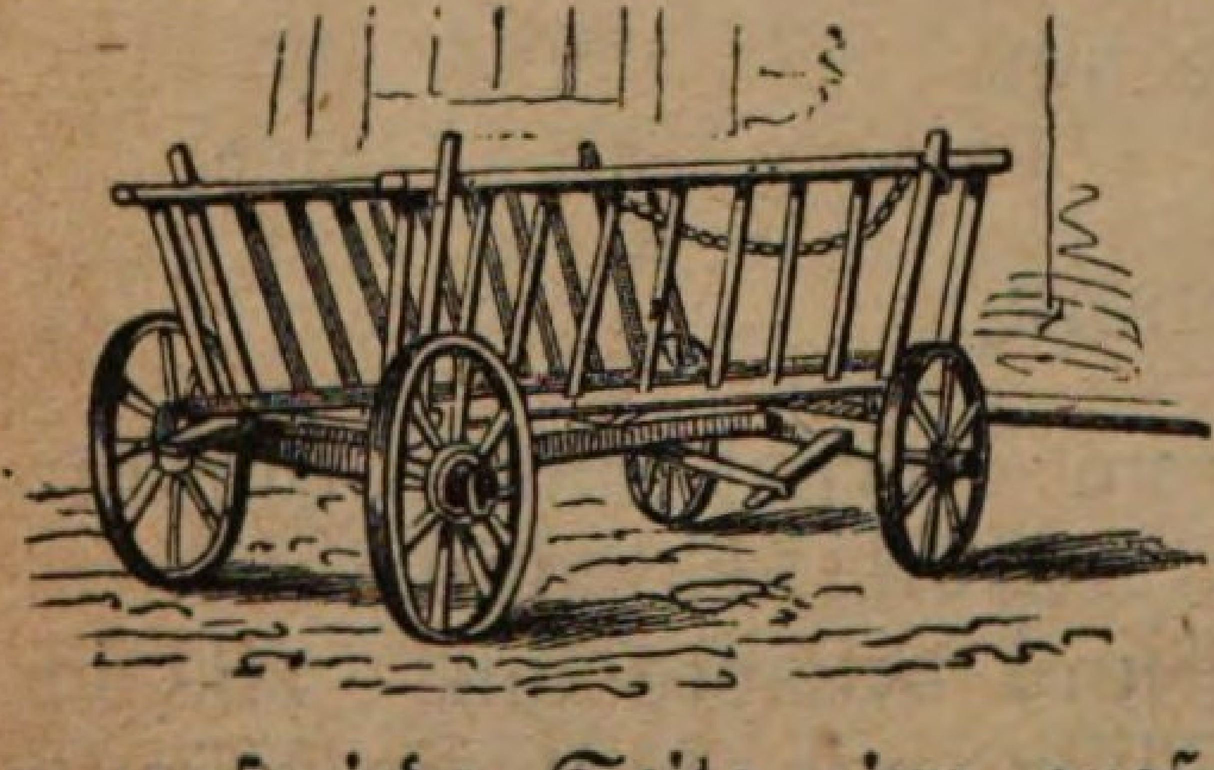
301. Der Landmann.

Ein fleißiger Landmann besorgte im Herbst und Frühjahr sorgsam und zur rechten Zeit seinen Acker. Er düngte denselben, er pflügte, er eggete, er walzte und besäete ihn. Als er mit allem fertig war, nahm er seine Mütze ab, hob die Hände auf und blickte mit vollem Vertrauen zum Himmel auf und sprach: „Nun, mein lieber Gott, hab ich das Meinige gethan; ich bitte dich, nun wollest du das Deinige thun.“ — Und der liebe Gott erhörte sein Gebet, er ließ die Sonne scheinen und



schickte Regen zur rechten Zeit. Er wandte von den Saaten gnädig ab Nässe, Dürre, Hagel und Ungewitter. Da wuchs das Getreide heran, blühete, bekam lange Ähren und volle Körner. Da das Getreide reif war, schärfte der Landmann seine Sense und mähete das Getreide ab, ließ es trocknen, band es in Garben und fuhr es heim in die Scheuer. Als es einige Tage darauf regnete, griff er mit den Seinen zu den Dreschflegeln und sie draschen den ersten Weizen aus und schickten ihn zur Mühle. Der Landmann aber sprach: „Nun lasst uns Erntefest halten und dem Herrn Lob, Preis und Dank bringen!" D. nach Berthelt.

302. Der Wagen.



Zu jeder Zeit braucht der Landmann seinen Wagen, namentlich aber während der Ernte. Da spannt er seine Pferde vorn an die lange Stange, die Deichsel, setzt sich auf den Futtersack im Wagen, ergreift das Leitseil und hi, ho! geht die Reise vorwärts. Will der Landmann Getreide einfahren, so stellt er auf jede Seite eine große Leiter; will er aber Rübsen oder andre leicht ausfallende Feldfrüchte laden, so bedarf er statt Leitern dicht anschließender Bretter, über welche noch eine Plane gelegt wird. Sehr schnell geht es mit dem Ackerwagen freilich nicht; denn er ist schwer und plump gebaut. Ich kenne einen Wagen, der noch schwerer und

größer ist. Seine Radfelgen sind beinahe einen halben Fuß breit. Wenn er seine volle Ladung hat, so müssen meist sechs Pferde vorgespannt werden. Dieser Wagen fährt aber nicht auf das Feld, sondern auf schön geebneter Kunststraße weit über Land. Was ist das für ein Wagen?

Will man recht schnell vorwärts kommen, so setzt man sich in ein leichtes, zweirädiges, offnes Fuhrwerk, oder in eine bequemere, vierräderige, bedeckte Kutsche; und wem es noch zu langsam geht, der benutzt die sechsräderigen Wagen, die auf glatter Eisenbahn durch die Kraft des Dampfes so schnell fortbewegt werden, dass Wiesen und Wälder und Ortschaften wie ein Traum vorüber zu fliegen scheinen.

C. Nacke.

303. Die Scheune und die Drescher.



„Was ist das für ein lustiges Klippklappklapp, Klippklappklapp, das so laut vom Hofe her ertönt?" so frug Ida, ein kleines Mädchen aus der Residenz, ihren Onkel, einen reichen Gutsbesitzer, bei dem sie zu Besuch war. „Das sind die Drescher, mein Kind," antwortete derselbe, „wir wollen hernach hingehen und uns die Sache einmal genauer ansehen." Nach einem Weilchen gingen sie hin.

In der großen Scheune, welche von oben bis unten voll Getreidegarben geschichtet war, befand sich in der Mitte die Tenne, ein glatter, hartgeschlagener Lehmboden. Hier wurde mit Dreschflegeln gedroschen. Die Drescher hielten jederzeit Takt. Sie draschen auf die Getreidegarben fest darauf, bis die Körner aus den Ähren heraussprangen und die Garben leeres Stroh waren, das theils zur Streu, theils zu Häcksel benutzt wird. Die Körner aber wurden gesammelt, durch die Maschine

und die Windfege gereinigt und auf den Getreideboden getragen und aufbewahrt. Das Dreschen ist eine schwere Arbeit, aber dafür schmeckt's dem Drescher auch für zwei Mann.

„Aber Onkel," sprach Ida, „hier über das Brett fliegen ja so viele Körner von der Tenne heraus." „O, das thut nichts," erwiderte der Onkel, „die finden die Gänse, Hühner, Enten, Tauben und Spatzen, die ja auch ihre Kröpfe füllen wollen. Das Allermeiste bleibt ja doch für uns Menschen." D.

304. Vögel vor der Scheuer.

„Im Felde draußen da giebt's nichts mehr;
Der Schnee deckt alles weit umher.
Da hörten wir euren Drescherschlag,
Und ziehen dem lieben Klange nach.
Manch' Körnlein springt wohl aus der Tennen,
Das könnt ihr uns armen Vöglein gönnen."

Die Drescher d'rin schlugen nach dem Takt,
Manch' Scheffel Korn ward eingesackt;
Das gab wohl Brot genug für's Haus.
Manch' Körnlein sprang auf den Hof hinaus,
Das ließen die Vöglein auch nicht liegen,
Sie holten es schnell mit Hüpfen und Fliegen.

Hey.

305. Der räthselhafte Bock im Stalle.

Es giebt einen Bock, der gar keine Hörner hat, sagte ein Vater zu seinen Kindern. O, solch' einen haben wir mehr als einmal gesehen. Böcke müssen ja nicht gerade Hörner haben. — Ja, das ist wahr. — Aber wenn ich's recht betrachte, so hat er doch Hörner. Er hat vier Hörner! — Ja, so einen haben wir noch nicht gesehen. Mit vier Hörnern! Der muss gut stoßen können! — Stoßen? Nein, dieser Bock stößt gar nicht. Auch hat er seine Hörner nicht zum Stoßen, sondern mehr, um damit festzuhalten. Mit seinen vier starken Beinen geht er nicht von der Stelle; er bleibt in seinem Stalle stehen, wo er einmal steht, und rührt und regt sich nicht, man müsste ihn denn forttragen. Forttragen? Ei, was ist das für ein fauler Bock? Wo tragen sie ihn denn hin? — Aus dem Stalle auf den Hof, auch zuweilen auf die Straße, und des Abends trägt man ihn wieder in den Stall zurück. — Da bekommt er dann wohl zu fressen? Nichts von Fressen! Mein Bock frisst gar nicht, hat auch gar kein Maul, womit er fressen könnte. — Nein, daraus werden wir nicht klug; so einen Bock haben wir niemals gesehen. — Wir haben ja aber selbst einen. Ihr thut zwar gar nicht, als ob es etwas besonderes wäre — ihr geht ganz gleichgültig vorbei und betrachtet ihn nicht einmal — aber gesehen habt ihr

ihn doch oft genug. — In welchem Stalle steht er denn? — Nicht im Pferdestalle, nicht im Kuhstalle, nicht im Ziegenstalle, nicht im Hühnerstalle, sondern im — — — Rathet's! aber wer's weiß, sage es mir heimlich.

Sostmann.

306. Der Jäger.

Mein Onkel ist ein Jäger, hat ein Gewehr und einen Jagdranzen, und sein Hund läuft vor ihm her. Der Onkel sagte einmal: „Ich muss in den Wald gehen und auf die Füchse acht geben, dass sie mir die jungen Häschen nicht fressen. Willst du mit mir gehen?“ Ich war es gern zufrieden und sprang mit dem Hunde voran bis an den Wald. „Nun musst du hinter mich gehen,“ sagte mein Onkel, „denn wenn die Füchse kommen, will ich schießen.“ Da nahm er sein Gewehr von der Schulter, holte das Pulverhorn aus dem Ranzen hervor, schüttete Pulver auf die Pfanne, dann in das Ladmaß und ließ es dem Flintenlauf hinunter rollen, machte alles fest, that auch Schrot darauf und sagte: „Nun still!“ Er sprach kein Wort mehr, und ich und der Hund gingen ganz sacht hinter ihm drein. Auf einmal kam ein Häschen voll Angst über den Weg gelaufen und ein großer Fuchs hinter ihm her; der war eben im Begriff, es todt zu beißen. Aber schnell hatte mein Onkel das Gewehr an den Backen gelegt; er zielte auf den Fuchs, und knall! lag der Fuchs da und war mausetodt. Das Häschen war nicht getroffen, aber so erschrocken, dass wir es fangen konnten. Der Onkel steckte es lebendig in den Ranzen und setzte es zu Hause in den Stall. Dort brachte ich ihm alle Tage Gras und Klee, bis es groß ward. Curtmann.

307. Räthsel.

1) Lies mich vorwärts, lies mich rückwärts, immer bleib ich, was ich bin. Kommt der Frühling, komm' ich mit ihm, geht er, geh ich mit ihm hin. Denn ich lieb' das Wanderleben, musicier' in Feld und Wald. In zwei hellen Tönen ruf ich, dass es weit und lustig schallt.

2) Das Ganze zeigt des Lebens Winter an. Den Kopf hinweggethan, im Sommer nur es reifen kann; den Hals auch fortgeworfen, der Winter nur kann's uns besorgen.

3) Verfertigt ist's vor langer Zeit, doch meistentheils gemacht erst heut. Sehr schätzbar ist es seinem Herrn, und dennoch hütet's niemand gern.

308. Die Schmiede.



Fast auf jedem Dorfe triffst du eine Schmiede an. Sieh' da an der Wand den großen Feuerherd, auf welchem die schwarzen Stein- oder Holzkohlen brennen. Zur Seite desselben ist der große Blasebalg, den der Schmied entweder mit der linken Hand oder dem linken Fuße auf- und abbewegt und der dadurch die glimmenden Kohlen immer auf's Neue zur lichten Flamme anfacht. In der Mitte der Schmiede steht der große Schmiedeklotz, der früher das Stammende einer mächtigen Eiche war, und auf demselben der eiserne Ambos. Er ist so schwer, dass ihn einer kaum erheben kann. Sieh', da holt der Schmied mit einer großen Zange das rothglühende Eisen aus dem Feuer, hält es auf den Ambos und schlägt mit einem großen Hammer wuchtig darauf los. Hei, wie da die Funken sprühen und nach allen Seiten hin wie feurige Sternchen umherfliegen. Der Schmied aber achtet nicht der Funken. Er sieht nur auf das Eisen, das durch die Glühhitze erweicht wird, und formt es zu allerlei Geräthen. Schaust du dich in der Schmiede um, so siehst du hier die großen Hämmer stehen, dort an den Wänden die vielen Zangen, Feilen und andre Werkzeuge hängen und unter dem Blasebalg einen großen Haufen alten Eisens liegen, das alles wieder durch das Feuer und durch Schmieden wie neu wird. Auch ein Vorrath von Stangen- oder Stabeisen ist da und oben an dem Balken da hängen die fertigen Krampen und Ketteln, Hacken und Haken und eine große Menge Hufeisen. Wenn man ein Pferd zur Schmiede bringt, so sucht der Schmied ein passendes aus und nagelt es auf den Huf des Pferdes. Er beschlägt das Pferd. In der Schmiede muss es wohl hübsch sein, denn da stehen die Leute lange und gern, schauen in das Feuer hinein und auf die sprühenden Funken und plaudern gern mit dem Schmiedemeister von diesem und jenem. D.

Ich höre den Schmied;
Den Hammer er schwingt,
Das rauscht, das klingt,
Das dringt in die Weite
Wie Glockengeläute,
Durch Gassen und Platz.

Am schwarzen Kamin;
Die Gesellen sich müh'n
Und geh' ich vorüber,
Die Bälge dann sausen,
Die Flammen aufbrausen,
Das Eisen zu glüh'n.

Uhland.

309. Der Maurer und der Zimmermann.

Dem Nachbar zu unserer Linken ist es recht schlimm ergangen. Dem ist im vorigen Jahre sein Haus fast ganz niedergebrannt. Weil er aber selbst ein Maurer ist, so hat er die noch stehende Mauer vollends niedergerissen und ist jetzt dabei, sich ein neues, schönes Haus zu bauen. Da hat er denn eine Menge Bausteine anfahren lassen, theils solche aus dem Steinbruche, die erst behauen werden müssen, theils gebrannte, sogenannte Backsteine. Auch Kalk, Gyps und Sand sind in großer Menge herbeigeschafft worden. Er hat einen Füllmund gegraben und ausgemauert, einen Keller mit gewölbter Decke angelegt und die hohen Mauern nach dem Bleilothe und der Setzwage aufgeführt. Dabei haben ihm rüstige Gesellen und flinke Handlanger geholfen. Jetzt sind die Zimmerleute dabei, das Gebälk herzustellen und das Dach aufzurichten. Schon längst haben sie auf dem Zimmerplatze tannenes und eichnes Bauholz mit Axt, Beil, Meisel und Säge bearbeitet und es nach dem Bauplatze geschafft. Den ganzen Tag hört man sägen und hämmern, und in kurzer Zeit wird das Haus gerichtet werden. Dann prangt oben auf dem Firste des Daches ein grüner, mit Tüchern und Bändern geschmückter Kranz, und der Altgesell der Zimmerleute hält vom Dach herab eine Rede über den Bau des Hauses und trinkt ein Gläschen auf das Wohlsein des Bauherrn. Hernach bleibt dem Maurer immer noch übrig, das Dach zu decken und das Innere des Hauses wohnlich einzurichten. Das kann noch viele Wochen dauern.

C. Nacke.

310. Die Heinzelmännchen.

Das waren einmal liebe Zwerge! Die arbeiteten für die Leute so wacker, dass es eine Lust war des Morgens zu sehen, was sie in der Nacht gefördert hatten. Nur durfte sie niemand belauschen oder stören, das mochten sie nicht leiden.

Da baute ein armer Mann ein Haus. Die Grundmauern standen noch nicht. — Der liebe Mond scheint. Da kommen die Heinzelmännchen aus ihrer Höhle, tief, tief in der Erde, ganz leise und lose,

ganz sachte und emsig, immer einer nach dem andern, und es will gar nicht aufhören, so viele sind es. Und sie nehmen die Hämmer und Kellen und alles Handwerkszeug und arbeiten, dass es eine Lust ist. — Kommt des Morgens der Mann und seine Frau, spricht der Mann: „O sieh', Frau, das Haus ist fertig; nun können wir einziehen! Das haben die guten, lieben Heinzelmännchen gethan!" —

Da ist ein Schneider gewesen, der sagt zu seiner Frau: „Was soll das werden? Morgen früh sollen die Kleider fertig sein, ich kann nicht mehr arbeiten, die Nadel fährt mir immer in den Goldfinger." —

„Was nicht geht, geht nicht," spricht die Frau. „Geh zur Ruh!"

Die Männlein sind da vor Mitternacht,
Am Morgen ist alles schön vollbracht!

Und so ergeht es mehrere Male. Der Schneider ist glücklich, die Schneiderin auch. Aber sie muss durchaus wissen, wie das zugeht. „Wartet nur, ich will euch schon ertappen!" sagte sie. Und sie streut einen ganzen Scheffel Erbsen in die Werkstube.

Da kommen die Heinzelmännchen still und emsig. Ach, das Unglück! Sie stürzen auf den Erbsen übereinander, sie stoßen sich die Näschen blutig, sie fallen sich die Ärmchen aus, und sind froh, als sie wieder zur Thür hinaus sind. Sind aber auch seit dieser Zeit niemals und zu keinem Menschen wieder gekommen. Friedr. Hoffmann.

311. Der Tischler.

Der Nachbar zu unserer Rechten ist ein Tischler, ein fleißiger Mann, der von früh morgens bis spät abends in seiner Werkstatt hobelt, hämmert und sägt. Er hat ein Büblein von acht Jahren, das auch ein Tischler werden will, wenn es erst groß ist. Da hat ihm der Vater zu Weihnachten eine große Freude gemacht. Denn als es am heiligen Abend in die erleuchtete Stube trat, siehe! da stand neben dem Christbäumchen eine ganz kleine Hobelbank mit dem niedlichsten Handwerkszeug. Da waren kleine Sägen, Hobel, Stemmeisen, Hämmer, Zangen, Bohrer, ein Leimtiegel, ein Maßstab, ja selbst ein Bleistift, wie ihn der Tischler gebraucht; da hat sich das Büblein sogleich eine kleine Werkstatt eingerichtet, und nun sägt, hobelt, stemmt, bohrt und hämmert es, dass es eine Art hat. Es hat schon einen kleinen Tisch, einen Stuhl, eine Bettspinde und einen Schrank verfertigt, und jetzt arbeitet es eben an einer Komode mit drei Schubkasten. C. Nacke.

312. Der vorsichtige Träumer.

Es giebt doch einfältige Leute in der Welt. In dem Städtlein

Witlisbach in der Schweiz übernachtete einmal ein Fremder. Als er ins Bett gehen wollte und ganz bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Reisebündel, legte sie an, band sie mit den Strumpfbändern an den Füßen fest und legte sich also in das Bette. Da sagte zu ihm ein andrer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer mit schlief: „Guter Freund, warum thut ihr das?" Darauf erwiderte der Erste: „Wegen der Vorsicht; denn ich bin einmal im Traum in eine Glasscherbe getreten, da habe ich im Schlaf solche Schmerzen davon empfunden, dass ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen möchte." Hebel.

313. Schneider und Schuhmacher.

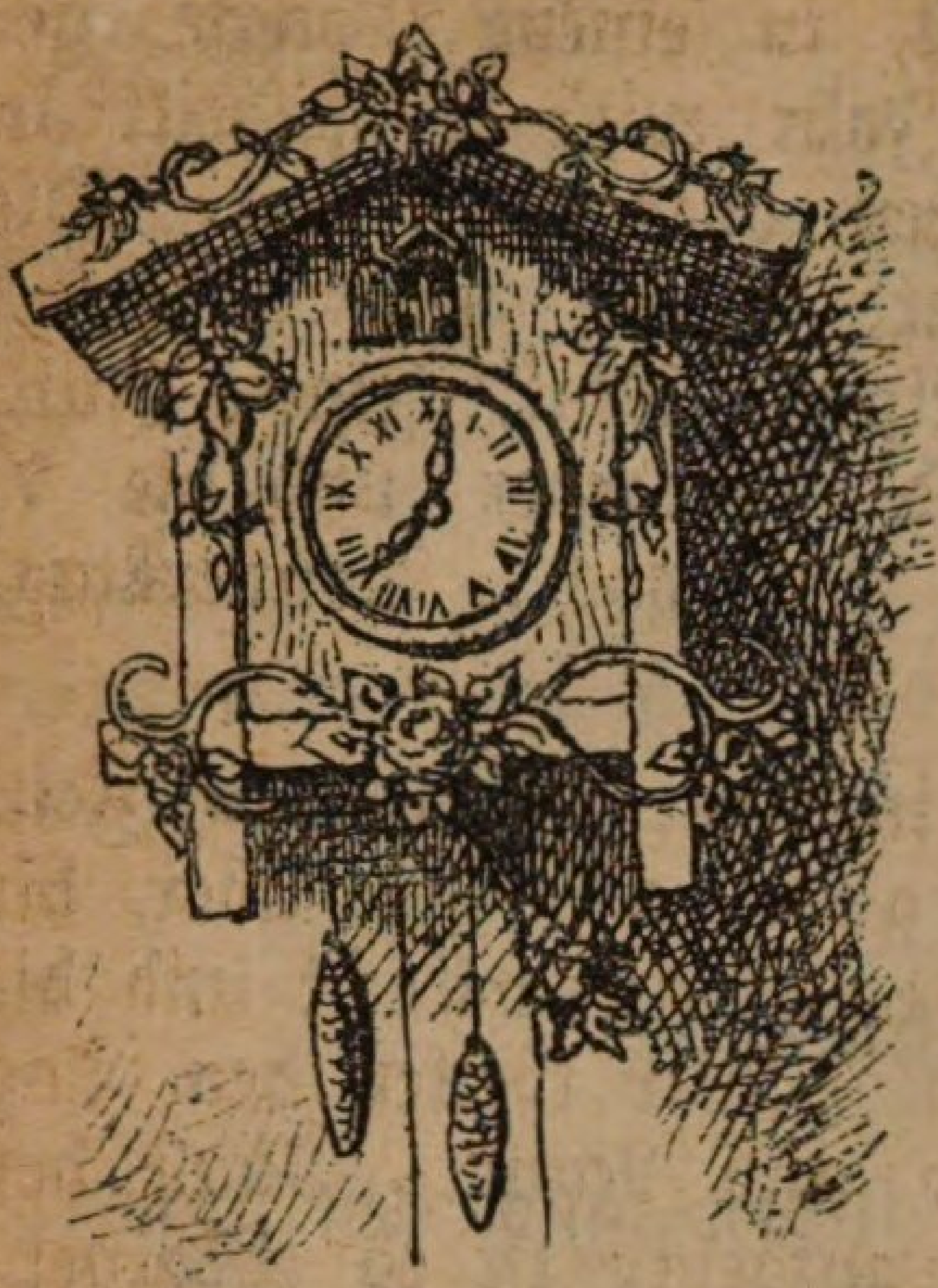
Ist es mühselig, den ganzen Tag zu stehen und den schweren Hammer zu schwingen, wie es der Schmied thut, so ist es doch auch kein Spaß, immer und immer auf einem Flecke zu sitzen, wie der Schneider und der Schuhmacher. Die ganze Arbeitswoche hindurch stecken dieselben in der Stube und dürfen nicht einmal durch die Fenster hinausschauen auf die Gasse; denn ihre Augen müssen stets auf die Arbeit gerichtet sein, zumal kurz vor einem Feste. Da sollen die Kinder neue Kleider und Schuhe haben, und Schneider und Schuhmacher müssen sich rühren. Sie nehmen den Kindern das Maß. Der Schneider kauft allerlei Zeuge, Futter, Seide, Zwirn, Knöpfe, Wachs zum Bestreichen der Fäden und andere Dinge. Dann schneidet er zu, misst an, hantiert mit Nadel, Scheere und Bügeleisen, und ehe der heilige Abend heranrückt, sind die Röcke, Hosen, Westen und Mäntel fix und fertig.

Der Schuhmacher aber bedarf des Leders, das der Gerber aus Thierhäuten zubereitet. Das Leder muss er zuschneiden, weich klopfen und dann die einzelne Stücke mit Pechdraht an einander heften. Das ist keine leichte Arbeit, aber er hat für jeden Fuß einen passenden hölzernen Fuß, Leisten genannt, über welche er das Leder spannt. Wenn er daher sonst wohl acht hat, so muss der Stiefel und der Schuh schon passen. Der Schuhmacher sitzt auf einem dreibeinigen Schemel und ist fast immer guter Dinge. Lustig klopft er seine Holzstifte in die Sohlen und will's ihm scheinen, als ob's andere Leute besser hätten wie er, so spricht er laut für sich hin: „Ein jeder Stand hat seine Freuden, ein jeder Stand hat seine Last" — und bleibt bei seinem Leisten.

D. nach Racke.

314. Der Uhrmacher.

Das ist ein gar geschickter Mann. Ich habe einmal das Innere von Vaters Taschenuhr gesehen. Da waren so viele kleine Rädchen, Scheibchen, Zapfen und Schrauben darin, dass mir's unmöglich schien, dass Menschenhände solch' Kunstwerk bereiten könnten. Hernach bin ich aber



in des Uhrmachers Werkstatt gewesen und habe gesehen, wie er alle die feinen Sachen mit dem niedlichen Werzeug verfertigt. Was für eine Menge Uhren waren da! Goldne und silberne Taschenuhren, Stutzuhren mit schönen Säulen und große und kleine Wanduhren. Die machten ein merkwürdiges Geräusch mit tick und tack, und als gar eine Stunde vorüber war, da hättet ihr sollen das Schnurren und Schlagen hören. Es konnt' es immer eine besser als die andre. Eine große Wanduhr hinten in der Ecke rief nach jedem Schlage: Kuckuk! und eine andre, die daneben stand, fing gar ein lustiges Stücklein zu spielen an. Man sollte gar nicht glauben, dass eine Uhr so lustig sein könnte. Sie hatte ein ernsthaftes Gesicht und schien sich um nichts weiter zu kümmern, als um die Zeit. C. Nacke.

315. Räthsel.

Am Tage geh' ich,
Des Nachts ruh' ich;
Ich bin eine Uhr,
Doch zeig' ich dir nur
Die heitern Stunden an,
Weil ich nicht anders kann.

R. D.

316. Spruch von der Glocke und der Uhr.

Es schlägt die Glocke: kling und klang. Du Knab', die Stunden sind nicht lang, du Knab', die Stunden fliehen schnell, sei du ein fleißiger Gesell! Wer träg' und faul die Zeit verthut, der borgt zuletzt seinen Schuh und Hut, und hat er Hunger, hat er Durst, ihm fehlen Brot und Bier und Wurst. Güll.

317. Die Zeit.

Am großen Schöpfungsmorgen sprach Gott der Herr: „Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre!“ Da ward Sonne, Mond und Sterne und unsere Erde dazu. Die Erde bewegt sich um die Sonne in 365 Tagen und 6 Stunden; um sich selbst aber bewegt sie

sich in einem Tage oder in 24 Stunden. Der Mond hingegen dreht sich um unsere Erde, sowie auch um sich selbst, in einem Monate, genauer in 27 Tagen und 8 Stunden. Das Jahr wird eingetheilt in 4 Jahreszeiten, oder 12 Monate, oder 52 Wochen, oder 365 Tage. Die vier Jahreszeiten heißen: Frühling, Sommer, Herbst und Winter; die 12 Monate: Januar, Februar, März, April, Mai, Juni, Juli, August, September, October, November und December und die 7 Wochentage: Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Sonnabend.

„Alles hat seine Zeit!" Alles geschieht in einer bestimmten Zeit. Die Zeit, die wir jetzt durchleben, ist die Gegenwart, die aber, die hinter uns liegt, die also vergangen ist, die Vergangenheit und die endlich, die noch kommen wird, die Zukunft. Wir theilen den Tag in vier Tageszeiten: Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Nach der Sonne bestimmen wir die Zeit. Wenn sie aufgeht, ist es Morgen, wenn sie am höchsten über uns steht und den kürzesten Schatten wirft, Mittag, wenn sie untergeht, ist es Abend und darauf kommt die Nacht. Wir fragen: Welch' Zeit ist's? oder: Wie viel Uhr ist's? Wir antworten: „Es ist um halb 12 Uhr" oder: „Es ist 11 und $^1/_2$ Uhr."

Die Zeit ist ein hohes Gut, darum benutze sie stets gewissenhaft!

Des Morgens fange an mit Gott!
Des Mittags fröhlich iß dein Brot!
Des Abends denk' an deinen Tod!
Des Nachts verschlafe deine Noth!

D.

318. Gottes Huld.

Zeit vergeht und Jahr um Jahr; Gottes Huld bleibt immerdar. Sein getreues Auge wacht über mir in jeder Nacht, seine Liebe gehet auf neu mit jedes Morgens Lauf, seine Vaterhand erhält Sonn' und Mond und alle Welt. Er bewahrt, erhält auch mich, liebet mich so väterlich.

Hey.

319. Der Herr ist ewig.

Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ps. 90. 2.

Ehe du, Kind, auf der Welt warst, ja ehe noch deine Eltern geschaffen waren, da war Gott längst da. Ehe Adam und Eva war, ja ehe es Sonne, Mond und Sterne gab, da war Gott da in aller seiner Herrlichkeit. Im Anfange, da noch nichts da war, war Er allein, der unerschaffen ist, der keinen Anfang genommen hat und auch kein Ende nehmen wird. Die Erde wird verwandelt werden wie ein Kleid, die Welt wird veralten wie ein Gewand, alles wird einst vergehen, Er aber bleibet, wie Er ist und seine Jahre neh-

men kein Ende. Er bleibet in Ewigkeit. Tausend Jahr sind vor Ihm wie ein Tag oder wie eine Nachtwache.

Gott ist von Macht und Ewigkeit,
Vertrau, ihm darum alle Zeit!

D.

320. Der Morgen.

Die Hähne krähen. Der Morgen graut. Schon dämmert es in Osten und ein lichter Schein zeigt sich am Himmel. Der Morgenstern erbleicht. Ein feuriges Roth umstrahlt die Berge. Erst werden die Spitzen hell und licht, dann vergoldet das junge Licht alle Höhen und endlich erleuchtet ein heller Schein Wald und Flur, Thäler und Gründe. Da zeigt sich tief unten am Firmament der Rand der feurigen Sonnenscheibe. Die Sonne geht auf. Noch ist's frisch und kühl. Im Grase erglänzt der Thau in Millionen von funkelnden Perlen. Der Wald erwacht und tausende seiner Sänger singen dem Herrn ein Morgenlied. Auch in Feld und Flur regt sich neues Leben. Die Landleute erheben sich von ihrem nächtlichen Lager und auch mancher Städter erwacht bald zu neuer Berufsthätigkeit. Die Menschen gehen wieder an ihr Tagewerk und das Lärmen und Tosen der geschäftigen Menge erklingt allenthalben.

D.

321. Morgengebete.

I.

Vergangen ist die finst're Nacht, gesund und froh bin ich erwacht. Was geb' ich dir denn, Gott des Lichts? Ich armes Kind, ich habe nichts, als dass ich dir aus Herzensgrund, recht danke für den Schlaf und dir versprech' mit meinem Mund: fromm will ich sein und brav, dass deine Hand mich stets bedeckt und immer fröhlich auferweckt.

Güll.

II.

Wie fröhlich bin ich aufgewacht, wie hab' ich geschlafen so sanft die Nacht! Hab' Dank, im Himmel, du Vater mein, dass du hast wollen bei mir sein. Nun sieh' auf mich auch diesen Tag, dass mir kein Leid geschehen mag.

Hey.

322. Der Mittag.

Die Sonne steht genau über unserm Scheitel. Ihre Schatten, die sie wirft, sind jetzt am kürzesten. Es ist warm; im Sommer oft sehr heiß. So lange es heute bereits Tag war, genau so lange wird's nun noch Tag bleiben. Der Tag ist halb vergangen, es ist Mittag, oder die Mitte des Tages.

Die Schüler kommen aus den Schulen, die Arbeiter aus den Werkstätten, von den Bauplätzen und aus den Feldern. Sie wollen ihr Mittagsbrot genießen und ein Stündchen von ihrer Arbeit ruhen. Die Hausthiere der Menschen sind in den Ställen und erhalten auch ihr Futter, die Pferde, Kühe, Ziegen, Schafe, Schweine, Gänse, Enten u. s. w. Da ruft die Mutter auch uns zu: „Zu Tische! Zu Tische!" und wir alle setzen uns vergnügt um den gedeckten Tisch. Doch ehe wir essen, falten wir unsre Hände und beten das Tischgebet. D.

323. Tischgebete.

a) Vor dem Essen.

I.

Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne uns, was du bescheeret hast! Amen.

II.

Sei bei unserm kleinen Mahl, lieber Gott zugegen! Du, Herr, wandelst Speis' und Trank uns zu reichem Segen. Kehr', wo Mund und Herz sich freu'n, Herr mit deinem Geiste ein! Amen.

Agn. Franz.

b) Nach dem Essen.

I.

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich! Amen.

II.

Gott, Dir sei Dank für Speis' und Trank!
Nun, Herr, verleih, dass es gedeih'
Für Seel' und Leib! — Herr, bei uns bleib'!
Gieb uns ein Herz für Noth und Schmerz,
Dass uns erbarm', was krank und arm
Und führ' uns ein zum Himmel Dein!

R. D.

324. Der Abend.

Der Tag geht zur Rüste. Abends wird's. Immer tiefer sinkt die glänzende Sonnenscheibe am westlichen Horizont und immer länger werden ihre Schatten. Siehe, da verschwindet nach und nach die Sonne unserm Gesichtskreise. Sie gehet unter. Abend ist's. Die Dämmerung tritt ein.

„Aus dem Dörflein dort drüben vom Thurme herab,
Da läuten die Glocken den Tag zu Grab."

Die meisten Menschen hören nun auf zu arbeiten. Es ist Feier-

abend. Schon suchen viele Vögel ihr nächtliches Lager und auch die übrigen Thiere und die Menschen werden nun bald zur Ruhe gehen. Nun er glänzt im Westen das matte Licht des Abendsterns. Bald werden auch hellfunkelnd die Sterne der Nacht erscheinen. D.

Unter allen Wipfeln ist Ruh',
In allen Zweigen spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schlafen im Walde;
Warte nur, balde, balde
Ruhest du auch.

Göthe.

325. Der Sandmann.

Zwei feine Stieflein hab' ich an mit wunderweichen Söhlchen dran, ein Säcklein hab' ich hinten auf, husch! trippl' ich rasch die Trepp' hinauf!

Und wenn ich in die Stube tret', die Kinder beten das Abendgebet; von meinem Sand zwei Körnlein streu' ich auf ihre Äuglein.

Nun seht, mein Säcklein öffnet' ich kaum, da nicken sie schon und lächeln im Traum und schlafen fest die ganze Nacht in Gottes und der Englein Wacht. Kletke.

326. Gespensterfurcht.

Karoline, sagte eines Abends die Mutter zu ihrer Tochter, gehe doch einmal in die Küche und hole mir den zinnernen Teller, welcher gleich vorn auf dem Tische steht. Karoline stand auf und ging hinaus. Bald aber kam sie wieder ohne den Teller und mit leichenblassem Gesichte. „Kind," rief ihr die Mutter entgegen, „was fehlt dir denn?" „Ach Mutter", antwortete Karoline stammelnd, „in der Küche ist ein Geist, ein weißes Gespenst!" Die Mutter ergriff sogleich ein Licht und sagte lachend: „Komm, thörichtes, furchtsames Mädchen, wir wollen das Gespenst fangen. Wo ist es denn?" Zitternd zeigte Karoline in eine Ecke. Jetzt ging die Mutter drauf zu und fand weiter nichts, als ein reines Küchenhandtuch, auf welches der Mond schien. Das Tuch hatte sich bewegt, als das furchtsame Mädchen die Thür öffnete.

Die übrigen Geschwister lachten Karolinen noch oft wegen ihrer Furchtsamkeit aus. Kellner.

327. Abendgebete.

I.

O Gott, nun möcht' ich legen
Den müden Leib zur Ruh'.
So gieb mir Deinen Segen
Und Frieden auch dazu.

Du hast am frühen Morgen
Schon meiner treu gedacht,
Nun bin ich ohne Sorgen
Auch in der dunkeln Nacht.

Behüte all' die Meinen
Vor Herzeleid und Noth
Und lass uns wieder scheinen
Dein helles Morgenroth!

Güll.

II.

In mein Bettchen leg' ich mich,
Meinem Gott befehl' ich mich.
Alle Abend, alle Morgen
Wird Gott meine Seel' versorgen.
Amen.

Simrock.

328. Die Nacht.

Die Sonne ist längst schon untergegangen. Draußen ist's dunkel, finster und schwarz. Nur am Himmel oben funkeln Millionen Sterne. Alles ruht und schläft. Unser Gott im Himmel aber wacht. Die Kindlein liegen in ihren Bettchen und Gottes Engel schützen ihre Ruh. Die Vöglein sitzen in ihren Nestern und in den Zweigen der Bäume. Die Hausthiere lagern in ihren Ställen. Die Thiere des Waldes ruhen in ihrem Lager. Nur die Fledermäuse und Nachtfalter schwirren durch das nächtliche Dunkel, um ihre Nahrung sich zu erbeuten. Alles schweigt und alles ist still in der Nacht. Der Lärm und das Tosen des Tages ist verklungen. Die scheue Eule allein kreischt durch die Lüfte, von fern her erklingt das Bellen eines wachsamen Hofhundes, durch die Bäume saust der Wind und vom nahen Kirchthurm herab schlägt die zwölfte Stunde. Es ist Mitternacht. Doch still! Wer ruft da? Es ist der Nachtwächter; er singt:

Hört ihr Herren und lasst euch sagen:
Die Glocke droben hat zwölf geschlagen,
Bewahret das Feuer und auch das Licht,
Dass unserm Orte kein Schaden geschicht.
Lobt Gott, den Herrn!

D.

329. Gute Ruh.

Das Kindlein liegt
In süßem Traum,
Hineingeschmiegt
In weichem Flaum.
Ein Engelein
Hält treue Wacht
Beim Lampenschein
Die ganze Nacht.
Es breitet lind
Die Flügel aus,
Nichtmal der Wind
Pocht an das Haus.

Ja, alles still
Im weiten Haus,
Nicht zirpt die Grill',
Nicht pipt die Maus.
Nur leise pickt
Die traute Uhr,
Nur leise rückt
Hinab die Schnur.
Und Reitersmann
Und Baum und Haus
Nun ruhen kann
Vom Spielen aus.

Das Stiefelein
Auch unter'm Stuhl,
Das gern hinein
Springt in die Schul':
Es steht auch dort
In guter Ruh'
An seinem Ort
Bis morgen fruh.
Nun gute Nacht,
Du liebes Kind,
So treu bewacht,
Schlaf' süß und lind!

Güll.

330. In der Nacht.

Wenn fromme Kinder schlafen geh'n, vor ihrem Bett zwei Englein steh'n, die decken sie zu, die decken sie auf und haben ein liebendes Auge darauf. Doch, wenn die Kindlein früh aufsteh'n, die beiden Engel schlafen geh'n; dann reicht nicht mehr der Englein Macht; der liebe Gott hält selber Wacht.

Aus des Knaben Wunderhorn.

331. Das böse Gewissen.

In einem Gartenhause lagen zwei Säcke voll Nüsse. „Das ist nichts Schlechtes," dachte Peter, und mit dem Gedanken kam auch die Versuchung, sie zu stehlen. Es war aber heller Tag, und da ist's nicht gut mausen, darum erwartete er die Nacht, die aller bösen Streiche Freund ist, stieg zum Fenster ein und packte einen Sack auf. So schlich er sich an der Gartenmauer hin. Plötzlich aber sah er einen neben sich den zweiten Sack tragen. Es war eine schwarze, luftige Gestalt. „Das ist ein Gespenst" — dachte Peter und lief, was er nur konnte; der andre mit. Ein böses Gewissen macht schnelle Beine. Athemlos kam Peter heim, den Sack hatte er aber unterweg's fallen lassen. Das Gespenst aber war sein eigner Schatten an der Wand. Denn der Mond, der sich wenig um Diebe kümmert, war unterdessen aufgegangen. Peter stahl nie wieder.

Fr. Pocci.

332. Die vier Jahreszeiten.*)

a) Winter und Frühling.

W. Hier bin ich Herr! Was drängst du mich?
Fort von hier, Frühling, packe dich!
F. Du irrst, Herr Winter, dein Regiment
Ging just für dieses Jahr zu End'.
W. Noch bin ich Herr in Flur und Feld!
F. So kämpfe mit mir, du stolzer Held!

Da gebot der Winter in seinem Grimm
Dem Frost und dem Schnee mit lauter Stimm',
Die aber hörten nicht sein Wort,
Sie waren alle beid' schon fort.
Der Frühling mit Sang und Sonnenschein
Nahm d'rauf die ganze Erde ein.

b) Frühling und Sommer.

F. Komm, Sommer, tritt die Herrschaft an!
Ich weiß, du bist ein guter Mann,
Du wirst die Menschen gern erfreu'n

*) Jede Jahreszeit einzeln dann zu besprechen, wenn ihr Erscheinen dem Kinde am nächsten tritt.

Und reich mit Segen überstreu'n!
Ich konnte nur Blüthen und Hoffnung spenden,
Doch du hast Erfüllung und Frucht in den Händen!

So ging der Frühling aus dem Land.
Der Sommer drauf mit milder Hand
Vertheilte Gaben an die Welt
In Gärten, Wiesen, Wald und Feld,
Und, guten Ruhm sich zu erwerben,
Ließ er noch mehr zurück den Erben.

c) Sommer und Herbst.

S. Bist du schon da? Ich seh', es hat
Der Wald schon manches bunte Blatt;
Das ist dein Werk; ich weiß, du färbst
Das grüne Laub gern bunt, o Herbst.
H. Ja, ich bin da, und willst du erlauben,
So färb' und reif' ich auch noch die Trauben.

Der Sommer ging; der Herbst fing an
Und stellte zufrieden jedermann.
Er meint es auch mit Sonnengluth
Zuweilen noch recht herzlich gut;
Man brach die Frucht von Reben uud Zweigen,
Die Knaben ließen die Drachen steigen.

d) Herbst und Winter.

W. Hinweg nun, Herbst, aus Feld und Flur!
H. Ach, noch ein kleines Weilchen nur
Laſs mich, o lieber Winter, weilen,
Eh' du mich heißest von hinnen eilen.
W. Nicht einen Tag. Für Schnee und Eis
Ist es mir so schon viel zu heiß.

Da trat der Winter die Herrschaft an
Und war ein harter, strenger Mann.
Er kam daher mit Eiskrystallen,
Ließ reichlich Schnee herniederfallen.
Da haben die Kinder ihm zugelacht,
Besonders, weil er das Christkind gebracht.

Ernst Lausch.

333. Lenzes Ankunft.

Der Lenz ist angekommen. Habt ihr ihn nicht vernommen? Es sagen's euch die Vögelein; es sagen's euch die Blümelein: „Der Lenz ist angekommen!"

Ihr merkt es an den Wäldern, ihr schaut es an den Feldern.

Der Kuckuk ruft, der Finke schlägt. Es jubelt alles, was sich regt: „Der Lenz ist angekommen!"

Hier Blümlein auf der Haide, dort Schäflein auf der Weide. Ach, schaut doch, wie sich alles freut. Es hat die Welt sich schön erneut. „Der Lenz ist angekommen!" Des Knaben Wunderhorn

334. Im Sommer.

Sommerzeit, heiße Zeit, Sonne brennt wohl weit und breit, aber Gott schickt milden Regen, schüttet alles Feld voll Segen, schenkt dem Schnitter volle Ähren, Brot's genug, uns all' zu nähren. Menschen merkt es, Gott ist gut, dass er so am Sommer thut. Kletke.

335. Trost im Herbst.

Das Laub fällt von den Bäumen, das zarte Sommerlaub; das Leben mit seinen Träumen zerfällt in Asche und Staub.

Die Vöglein traulich sangen; wie schweigt der Wald jetzt still! Die Lieb' ist fortgegangen, kein Vöglein singen will.

Die Liebe kehret wohl wieder, im künft'gen lieben Jahr und alles tönt dann wieder, was hier verklungen war.

Der Winter sei willkommen, sein Kleid ist rein und neu; den Schmuck hat er genommen, den Keim bewahrt er treu.

Mahlmann.

336. Der Winter.

Im weißen Pelz der Winter steht längst schon hinter der Thür. „Ei, guten Tag, Herr Winter! Das ist nicht hübsch von dir. Wir meinten, du wärest, wer weiß, wie weit, da kommst du auf einmal hereingeschnei't. Nun, da du hier bist, mag's schon sein; aber was bringst du uns Kindelein?" „„Was ich euch bringe, das sollt ihr wissen: Fröhliche Weihnacht' mit Äpfeln und Nüssen und Schneeballen, wie sie fallen, und im Jänner auch Schneemänner."" Kletke.

337. Der Schneemann.

Seht den Mann, o große Noth!
Wie er mit dem Stocke droht
Gestern schon und heute noch;
Aber niemals schlägt er doch.
Schneemann bist ein armer Wicht!
Hast den Stock und wehrst dich nicht.

Freilich ist's ein gar armer Mann,
Der nicht schlagen noch laufen kann;
Schleierweiß ist sein Gesicht.
Liebe Sonne, scheine nur nicht,
Sonst wird er gar wie Butter weich
Und zerfließt zu Wasser gleich.

Hey.

338. Vom Büblein auf dem Eis.

Gefroren hat es heuer noch gar kein festes Eis. Büblein geht auf den Weiher und spricht zu sich ganz leis': „Ich will es einmal wagen, das Eis, es wird schon tragen." Wer weiß?

Das Büblein stampft und hacket mit seinem Stiefelein. Das Eis auf einmal knacket, und krach, da bricht es ein. Das Büblein platscht und krappelt als wie ein Krebs und zappelt — und schreit:

O helft, ich muss versinken in lauter Eis und Schnee, o helft, ich muss ertrinken, im tiefen, tiefen See. Wär' nicht ein Mann gekommen, der sich ein Herz genommen, o weh!

Der packt es bei dem Schopfe und zieht es dann heraus, vom Fuße bis zum Kopfe wie eine Wassermaus. Das Büblein hat getropfet, der Vater hat's geklopfet zu Haus.

Güll.

339. Das Christkind.

Alle Jahre wieder
Kommt das Christuskind
Auf die Erde nieder,
Wo wir Menschen sind;
Kehrt mit seinem Segen
Ein in jedes Haus,

Geht auf allen Wegen
Mit uns ein und aus;
Ist auch mir zur Seite
Still und unerkannt,
Dass es treu mich leite
An der lieben Hand.

Hey.

340. Weihnachtszeit.

O die schöne Weihnachtszeit! Wie das jubiliert und schreit, und die halbe Welt sich freut! Komm', o Christ, zu all' den Deinen! Doch, wo arme Leute weinen, lass Dein Licht am hellsten scheinen!

Kletke.

341. Christbäumchen.

Die Nacht vor dem heiligen Abend,
Da liegen die Kinder im Traum,
Sie träumen von schönen Sachen
Und von dem Weihnachtsbaum.

Und während sie schlafen und träumen,
Wird es am Himmel klar,
Und durch den Himmel fliegen
Drei Engel wunderbar.

Sie tragen ein holdes Kindlein,
Das ist der heil'ge Christ,
Es ist so fromm und freundlich,
Wie keins auf Erden ist.

Und wie es durch den Himmel
Still über die Häuser fliegt,
Schaut es in jedes Bettchen,
Wo nur ein Kindlein liegt.

Und freut sich über alle,
Die fromm und freundlich sind,
Denn solche liebt von Herzen
Das liebe Himmelskind.

Wird sie auch reich bedenken
Mit Lust auf's allerbest',
Und wird sie schön beschenken,
Zum morgenden Weihnachtsfest.

Heut' schlafen noch die Kinder,
Und seh'n es nur im Traum,
Doch morgen tanzen und springen
Sie um den Weihnachtsbaum.

Reinick.

342. Weihnachtsglöcklein.

Kling, Glöcklein, klingelingeling,
Kling, Glöcklein, kling!
Lasst mich ein, ihr Kinder,
Ist so kalt der Winter!
Oeffnet mir die Thüren,
Lasst mich nicht erfrieren!

Kling, Glöcklein, klingelingeling,
Kling, Glöcklein, kling!
Mägdlein hört und Knäblein,
Macht mir auf das Stüblein!
Bring' euch viele Gaben,
Sollt euch daran laben.

Kling, Glöcklein, klingelingeling,
Kling, Glöcklein, kling!
Hell erglüh'n die Kerzen,
Oeffnet mir die Herzen!
Will d'rin wohnen fröhlich!
Frommes Kind, wie selig!

Enslin.

343. Die drei hohen christlichen Festzeiten.

O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit! Welt ging verloren, Christ ward geboren; freue, freue dich, o Christenheit!

O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Osterzeit! Welt lag in Banden, Christ ist erstanden; freue, freue dich, o Christenheit!

O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Pfingstenzeit! Christ unser Meister, heiligt die Geister; freue, freue dich, o Christenheit!

Joh. Dan. Falk.

344. All' dein Thun mit Gott!

Mit Gott beginne all' dein Thun,
Mit Gott beend's, geh' seine Bahn!
Dann kannst du stille sein und ruh'n,
Fest glauben: „Es ist wohlgethan!"

R. D.

Druck von C. Schulze u. Co. in Schmiedeberg (Prov. Sachsen.)

Eine neue Fibel? Kopfschütteln und mitleidiges Lächeln: „An den vorhandenen ists ja schon zu viel!" So lange aber nicht einmal die Fibelflut eine Normalfibel an's Ufer geschwemmt hat, müssen wir jeden sachverständigen Versuch zur Erreichung jenes Zieles willkommen heißen. Wahre Entwickelung rückt ja nicht sprung-sondern schrittweise vorwärts. Eine entschieden fortschrittliche Entwickelung der Fibelfrage zeigt die „Deutsche Fibel von R. und W. Dietlein", bei dem unermüdlichen Schulbuchverleger R. Herrosé in Wittenberg erschienen. Sie bringt das in dem Kampf gegenüberstehender Meinungen abgeklärte Gute zum Ausdruck. Sie ist **ein gesundes Kind** aus dem **Mutterschooße der Praxis**, und bietet der Praxis aller gegnerischen Theoretiker ein neutrales Arbeitsfeld. Die Jünger Seltsam — Vogels werden sie mit demselben Nutzen gebrauchen, wie die Anhänger der reinen Schreiblesemethode. Anschauen, Denken, Sprechen, Lesen und Schreiben gehen stets Hand in Hand. Eine vortreffliche Uebung ist das „Kopflautiren", wodurch die kleinen Schulrekruten zum ununterbrochenen Zusammenschleifen der einzelnen Laute gezwungen werden. Der Mangel dieser Uebung verschuldet in vielen Schulen den Schneckengang des Fortschritts, denn sobald die Klangfäden zwischen den einzelnen Lauten zerrissen werden, ist's kein Lautiren mehr, sondern verkapptes Buchstabiren. Die Dietlein'sche Fibel steht in jeder Hinsicht auf der Höhe der Methode. Sie vereinigt glücklich das analytische mit dem synthetischen Princip. Der Lese-, resp. Sprech- und Schreibstoff ist mit großer Sachkenntniß ausgewählt und gegliedert. Die Lesestücke der 5. Stufe sind der kindlich-klassischen Literatur entnommen. Der Druck ist sehr deutlich, die Bilder für die Anschauung und zur Erhöhung der Lernfreudigkeit sind für eine Fibel gut; das Papier ist weiß und ziemlich fest, der Preis — gebunden 5 Sgr. — nicht zu hoch. Summa: Die Fibel empfiehlt sich in jeder Weise und wird sicherlich bald ihren Einzug in vielen Schulen halten.

Nordhausen, am 12. März 1872.

Polack, Rektor der Bürgerschule. Kelp, Lehrer an der Bügerschule.
Krausse, Lehrer an der Volksschule.

Man nehme die Dietlein'sche Fibel einmal zur Hand, würdige sie einer eingehenden Durchsicht, vergleiche sie mit den andern Fibeln, unterrichte sich über Plan lund Einrichtung und — das Urtheil wird gewiß bei allen denkenden Elementarlehrern und erfahrenen Schulmännern günstig ausfallen. Wir versprechen eine glückiche Zukunft der „Deutschen Fibel" und sehen schon im Voraus in ihr eine Normalfibel, die als allgemeine Richtschnur beim ersten Elementarunterricht zu Grunde gelegt werden wird. (Allgemeine Schulzeitung. 1872. Nr. 14.)

Die Dietlein'sche Fibel ist der Beachtung werth, und da sie nicht blos praktisch eingerichtet, sondern auch allen gesunden Forderungen der Pädagogik Rechnung getragen, dazu einen sehr billigen Preis hat, so kann sie zur Einführung in Schulen empfohlen werden. Schrift und Druck sind in Rücksicht auf das Auge des Schülers groß und deutlich und um der Allseitlichkeit willen sind zu den Lesestücken verschiedene Lettern angewandt. (Chemnitzer Pädag. Blätter.)

Diese Fibel giebt neben den größtentheils recht zweckmäßigen Leseübungen auch viele und meist sehr praktische Winke für den Unterrichtenden und kann deshalb besonders jungen Lehrern empfohlen werden. Schrift sorgfältig und einfach und recht deutlich. (Oldenburger Schulbote. 1872.)

Wir empfehlen Dietlein's Deutsche Fibel der eingehenden Beachtung. (Hannöversche Schulzeitung.)

Die Dietlein'sche Fibel hat den ersten Schritt zum Ausgleich, zur Versöhnung und endlichen Einigung der entgegengesetzten Leselehrmethoden: der synthetischen und der analytisch-synthetischen gethan. Die Deutsche Fibel huldigt ferner der reinen Schreiblehrmethode. Es ist diese Fibel höchst beachtenswerth. (Pfälz. Schulbl.)

Die Verlagsbuchhandlung von R. Herrosé in Wittenberg sendet die Lehrerausg[...] wird, unter der Bedingung gratis, daß, falls eine Einführung nicht erfolgt, das Exemplar [...]

Druck von Woldemar Fiedler in Wittenberg.

Druck von E. Schulze u. Co. in Schmiedeberg (Prov. Sachsen.)

Dietlein, Rudolf

Deutsches Lesebuch für mehrklassige Bürger- und Volks-Schulen mit vielen Abb. zur Förderung d. Anschauung u. Lernfreudigkeit

Bd.: 1

Wittenberg 1873